This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

a39015 00031096 4b

Boeck

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal

Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn

University of Michigan Libraries

ANTIQUARIAAT
C.P.J. VAN DER PEET

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal

Tibetiſche Fanatiker, eine Tibeterin und ein Krüppel vor d
zwei Mönche blaſen auf Hörnern aus Menſchenknochen, der dritte dr

:n Gebetsmaſchinen des lamaiſtiſchen Tempels zu Buddhnath;
:ht in ſeiner Rechten eine Gebetsmühle, in der Linken eine Klapper.

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal

Ethnographische und photographische Studienblätter

von Dr. Kurt Boeck

Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn
LEIPZIG 1903

DS
413
B67

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

591326-234

Ihrer Majestät
der Königin Carola von Sachsen

in tiefster Ehrerbietung
und zum verehrungsvollen Gedächtnisse

Seiner Majestät
des hochseligen Königs Albert von Sachsen

untertänigst gewidmet

vom

Verfasser.

In grünen Kranz mit trauerndem Gemüte
Muss nun ich wandeln, was als bunten Strauss
Ich legen wollt' vor König Alberts Haus,
Des hehren Urbilds höchster Fürstengüte.

Zum Palmstrand führt dies Buch, wo sich die Blüte
Des Lotuskelchs in schwerem Wetterbraus
Erschüttert schliesst vor des Orkans Gesaus,
Verbergend still den Schmerz, der sie durchglühte.

Als Lichtbild vor des Königspaares Blicken
Erschien dies Land zu kurzer Augenweid':
Mög's jetzt ein Stündchen, Herrin, Euch entrücken

Dem Gram und Eurem, Sachsens schwerem Leid!
Erst dann vermöcht' dies Werk mich zu beglücken,
Das Ehrfurcht König Alberts Manen weiht.

Vorwort.

Das Studium der Menschheit ist „der Mensch"! Wer diesem Wahlspruch folgend den Drang verspürt, in lebendiger Berührung mit der Welt den Horizont seines Geistes zu erweitern, kann der für die fast hypnotische Anziehungskraft unempfindlich sein, die der Name und Begriff Indien ausübt? Wo anders, als in dieser warmen Wiege unserer sozialen Einrichtungen, findet der Forscher Menschen, die uns und unserer Kultur zwar nahe, der Überkultur aber noch unendlich fern stehen? Welches Land verspricht alle Wunder der Welt in so reichem Maße zu zeigen wie dieses mit dem vergangenen Leben der Menschheit aufs innigste verflochtene Stück Erde? Wie lockend erscheint es, unter dem herrlich veranlagten Volke der Hindus zu wandeln, die noch heute die scharf vorgezeichnete Lebensführung des Altertums einhalten, während uns von Hellas und Assyrien und Ägypten nur noch leblose Ruinen die alten Kulturformen verkünden!

Wie der fabelhafte Magnetberg der indischen Sage wirkte dieses Land von Jugend an auf mich ein; immer aufs neue zog es mich vom heimatlichen Boden zurück, neue Aufschlüsse über das Erstaunliche zu suchen, das dieses in einem Vorheitszustand erstarrte und doch von warmem Blute durchpulste Hindutum auf allen Seiten umfängt. Auch ist es nicht die schwächste unter den Zauberwirkungen Indiens, daß unser geistiges Auge erst ganz allmählich das eigentlichste Wesen dieses Landes mit jenem „zweiten Gesicht" zu erschauen vermag, das nicht an der oft widerlichen Oberfläche haften bleibt, sondern mit stetig wachsendem Erstaunen erkennt, daß darin alle Geheimnisse wurzeln, aus denen die Seele des Orients entsprang.

Nicht weniger als vier Fahrten nach Indien fand ich nötig, um dieses schier unergründliche Riesenreich und seine Völker etwas mehr als oberflächlich verstehen zu lernen, ein Reich, dessen Umfang bei uns zu Lande selbst heutigen Tages noch häufig unterschätzt wird, und das manche, die nur auf seine äußerlichen Merkwürdigkeiten achten, nicht einmal ganz ernsthaft zu nehmen pflegen. Daß die britischen Besitzungen in Indien an Fläche noch

achtmal größer sind als unser Deutsches Reich und daß dieses gigantische Mosaikbild Indien sich aus noch viel bunteren, ungleicheren Steinarten zusammenfügt als die deutschen Länder, ist selbst Gebildeten nicht immer bewußt.

Den stolzen, im Jahre 1890 für noch recht unnahbar verschrieenen Hochgebirgswildnissen des inneren Himalaja galt mein erster Ansturm; mit nicht unbeträchtlichem Aufwand an Ausdauer und Kosten führte ich ihn, wie mein Buch „Indische Gletscherfahrten" eingehend zeigt, zu dem von mir gewünschten Ziele. Daß das maßgebende englische Fachblatt Luzac's Oriental List (No. 7 und 8, 1900) dieses Werk mit den Worten anerkannte: „We can heartily commend the „Indische Gletscherfahrten" of Dr. Kurt Boeck. Let us hope that it may soon be translated into English!" hebe ich unbescheidenerweise nur deshalb hervor, weil es als ein Anzeichen dafür gelten kann, daß gebildete Engländer es zu schätzen beginnen, wenn ein Reisender es wagt, indische Zustände nicht ausschließlich durch die rosafärbenden Augengläser englischer Gastgeber anzuschauen und zu schildern. Daß einem Manne von Welt nichts ferner liegen kann, als Rassenhaß und Klassenhaß und „derlei Teufelswerke", wie sie Scheffel nennt, brauche ich wohl nicht zu betonen; auch das vorliegende Werk ist in diesem Sinne ohne jede nationale Parteilichkeit oder Gehässigkeit mit unbekümmerter Offenheit geschrieben.

Bei meinen indischen Alpenreisen war aber das Studium des Volkslebens der Hindus in Stadt und Land zu kurz gekommen, und schon bald darauf, im Jahre 1893, suchte ich diese Lücke auszufüllen und die Stromgebiete des Ganges und Indus gründlich kennen zu lernen.

Im Jahre 1895 zog ich abermals aus, um die Religions- und Lebensgewohnheiten der Bewohner des südlichen Indiens nicht, wie bei meinem ersten Besuche, nur wie einen buntschillernden, unverständlichen Traum auf mich wirken zu lassen; auch gab ich mich, wie auf meinen früheren Indienreisen, der stillen Hoffnung hin, daß es mir gelingen würde, Zutritt in das einzige von den Engländern tatsächlich noch unabhängige und wirklich selbständige Königreich Indiens, das für unsagbar malerisch und interessant geltende Nepal, zu erlangen. Doch auch diesmal durfte ich diese lockendste Frucht am indischen Länderbaum nur aus der Ferne anschmachten; das Sesamwort, das die verriegelten schweren Tore Nepals aufzusperren vermocht hätte, blieb mir ein unlösbares Rätsel.

Eingedenk des goldensten unter den Ratschlägen König Johanns von Sachsen an seine Söhne: „Was Du angefangen hast, das führe zu Ende und wenn es Dir noch so viel Anstrengung kostet", setzte ich meine Bemühungen, Nepal betreten zu dürfen, unverdrossen fort und erhielt, durch einflußreiche Vermittelungen und günstige Zufälle unterstützt, im Jahre 1898 die langersehnte Erlaubnis, dies bei uns kaum dem Namen nach gekannte Wunderland zu betreten. Das verschlossenste Land Asiens stand mir offen, das höchste meiner Reiseziele rückte in erreichbare Nähe!

Das Glück war mir hold. Durch pestverseuchte indische Gebiete hindurch fand ich wirklich den unzähligen anderen versagten Zutritt in das geheimnisvolle Himalaja-Königreich Nepal und ich verließ es, fast erdrückt von der Fülle wundersamer Erscheinungen, die ich nicht länger für mich behalten will. Doch weder als chronologisch geordnetes, ermüdendes Reisetagebuch, noch als erschöpfende, streng wissenschaftliche Abhandlung, sondern in Form eines Spazierganges durch die wichtigsten Gebiete Indiens, vom Süden Ceylons bis hinein in das Herz Nepals, tritt dieses Skizzenbuch dem geneigten Leser entgegen. In buntem Wechsel bietet es Erlebnisse und Beobachtungen, in Verbindung mit Bildern, die ich durchweg selbst und mit fast zärtlicher Liebe aus dem wundervollen Menschenleben Indiens herausgegriffen und photographisch festgehalten, also nicht aus Musterbüchern der Kunsthandlungen zusammengesucht habe. Wie auf meinen anderen Asienreisen in Japan und Sibirien, in Persien und in China, bin ich auch in Indien bedacht gewesen, typische Kulturbilder ausfindig zu machen, zumal solche, die den Reiz der Neuheit besitzen und für jedermann von Interesse sind. Freilich gilt auch für mich Theodor Fontanes Wort: „Was wir in Welt und Menschen lesen, ist nur der eigene Widerschein", aber stets durchdringt mich die Zuversicht, daß auch mit heiteren Mienen die Segnungen der Wissenschaft verbreitet werden können; stilllächelnd gibt die Hoffnung, der Weisheit trostreiche Schwester, diesem Werke den Geleitwunsch mit auf den Weg, daß es recht viele zu weiterer Vertiefung in die berührten Fragen anregen möge!

Inhalt.

		Seite
1. Kapitel.	Bilder aus dem Paradiese	1
2. Kapitel.	Plantagen-Geheimnisse	17
3. Kapitel.	Auf der Pagodenspitze	36
4. Kapitel.	Im Bereich der indischen Bahnen	55
5. Kapitel.	Im märchenhaftesten Indien	68
6. Kapitel.	Die Hexenmeister von Madras	81
7 Kapitel.	Die steinernen Wunder von Mawilipuram	92
8. Kapitel.	Beim Brahmanen	97
9. Kapitel.	In der Reisamstadt	108
10. Kapitel.	Spaziergänge durch Bombay	116
11. Kapitel.	In der Krieger-Heimat	128
12. Kapitel.	Mohammedaner-Residenzen in Indien	146
13. Kapitel.	Brandungsplätze des indischen Aufstandes	162
14. Kapitel.	Am Ziele aller Hinduwünsche	174
15. Kapitel.	Englands Regierungssitz in Indien	188
16. Kapitel.	Hindufrauen und indische Ehen	202
17. Kapitel.	Mein Eintritt in das verschlossene Land Nepal	222
18. Kapitel.	Durch den Sumpfurwald des Terai	234
19. Kapitel.	Haremsabenteuer und Jagdbegegnungen	244
20. Kapitel.	Die Audienz bei Deb Schumscher Dschung	255
21. Kapitel.	In den Hauptstädten Nepals	264
22. Kapitel.	Der Tempel des fünfköpfigen Lingam und seine sonderbaren Heiligen	280
23. Kapitel.	Das Tibeterdorf Buddhnath	293
24. Kapitel.	Die Mysterien des Swajambunath-Gipfels	301
25. Kapitel.	Ein Ausflug zum höchsten Berge der Erde	308

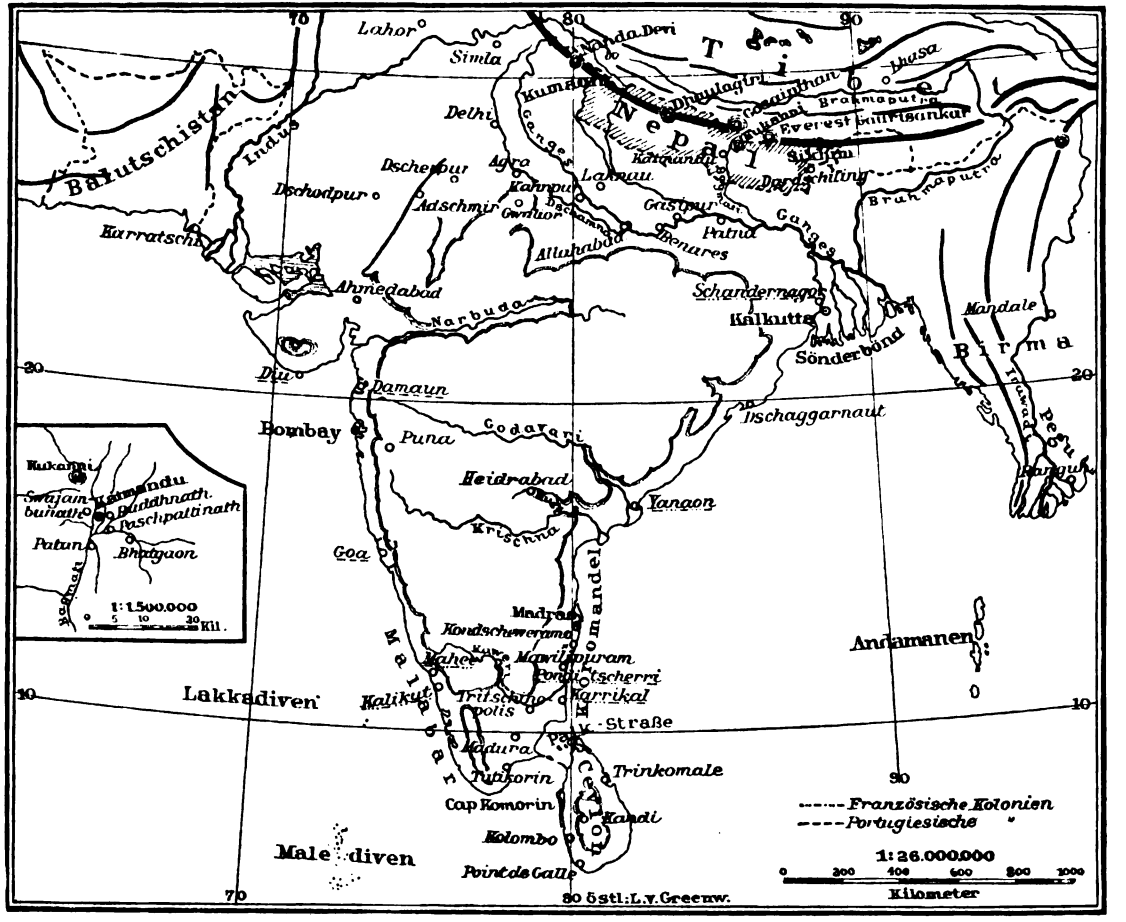
Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Tibetische Fanatiker, Tibeterin und Krüppel vor den Gebetsmaschinen des lamaistischen Tempels zu Buddhnath (Titelbild).	
Auslegerboot und Katamaran	1
Endlich am Land!	1
Taucher im Absprung	2
Seesoldat im Dschinrickscho	4
Dagoba und Kokospalmkletterer	7
Straßenbild	8
Palm-Strand bei Mount Lavinia (Vollbild)	8
Schlangenzauberer	9
Fischende Sinhalesenjungen	10
Toilettengeheimnisse	12
Mädchen mit jungen Affen	12
Über das Meer hinauswachsende Palmen (Vollbild)	12
Der Verfasser, eine Kokosnuß austrinkend	13
Kokosfaserbearbeitung	14
Palmweinbecher aus Bronze	15
Zimtschäler	16
Sinhalesenhochzeit	17
Kaffeebeerenbeißerinnen	19
In der Kaffeepflanzung	20
Thee-Ernte	22
Theebearbeitungsmaschinen	22
Tamulin P. Z.*)	24
Kakaoschneiderin	26
Der See von Kandi (Vollbild)	26
Buddhazahn-Tempel und Dagoba	27
Bettelmönch und opfernde Frau	29
Hochlandsinhalesenhäuptling P. Z.	31
Tochter des Sinhalesenhäuptlings	32
Teufelstänzer (Vollbild)	32
Sinhalesenschule	33
Weiblicher Leutnant der Heilsarmee	34
Teufelstänzermaske	35
Musikant mit Röhrentrommel und Tamtam	36
Pungi mit silberner Schale	38
Heimkehrende Pungis	38
Frau aus Katschin	39
Vornehmes Mädchen aus Sikhim	39
Bunong-Mädchen	40
Bunong-Frauen	40
Schan-Frau mit Riesenhut	40
Hut der Schan-Männer	40
Garkoch	41
Wachskerzengießer	42
Maskentanz der Pungis	42
Wassertrinkender Knabe	43
Gerüst zum Emporbringen des Thi	44
Neugierige am photographischen Apparat des Verfassers	45
Prinz Ginavaravansa von Siam und Oberst Olkott	46
Gesandter des Dalai-Lama und Lamas	47
Trompeter auf der Plattform des Gerüstes	47
Niederblick von der Plattform des Gerüstes	48
Der Thi nähert sich seinem Bestimmungsort (Vollbild)	48
Der größte Ring des Thi wird auf der Pagodenspitze befestigt	49
Figuren des ruhenden und lehrenden Buddha	50
Anschlagen an die Opferglocke	50
Das Goldene Kloster in Mandale (Vollbild)	50
Der Verfasser kauft ein Stück Zuckerrohr	51
Schwemodo-Pagode	52
Eingang zur Schwe Dagon-Pagode	53
Junge birmanische Frauen	53
Haartracht der Schan-Männer	54
Reisewagen des Verfassers	55
Wasserträger, seinen Schlauch füllend	60
Backwarenverkäufer	62
Händler mit Süßigkeiten	62
Religiöser Bettler	63
Krüppel	63

*) Die Negativplatten der mit P. Z. bezeichneten, gleich allen anderen vom Verfasser aufgenommenen Bilder sind Eigentum der Gesellschaft „Photoglob Zürich" geworden.

	Seite
Wallfahrer	63
Palki	64
Eisenbahnwagen für Frauen	66
Reisende Frau mit zwei Kindern	66
Schild „Für rauchende Frauen“	67
Viehtränke im Kaweristrom	68
Gopura des Schiwa-Tempels in Madura (Vollbild)	68
Tor-Durchgang im Schiwa-Tempel	70
Eingang zum Schiwa-Tempel (Vollbild)	70
Im Inneren des Tempels	71
Tempelteich Teppu Kulam	74
Tritschinopolis (Vollbild)	74
Seringham aus der Vogelschau	75
Der Gott Wischnu und seine Gemahlin	76
Tempelkarren für den Umzug der Götterbilder	76
Gopura in Seringham (Vollbild)	76
Brahmanen und Tempeltänzerin (Vollbild)	78
Umzug eines jungen Bräutigams	79
Aus Pflanzenmark geschnitzte Pagode	80
Gerichtsgebäude und Leuchtturm in Madras	81
Zauberer	86
Der „Baskettrick“	89
Wunderbecher	90
Vexierspiel	91
Strandtempel	92
Kanalboot	93
Ackerleute	93
Zwei Tempel übereinander	94
Die „Sieben Pagoden“ bei Madras (Vollbild)	94
Die Felsentempel von Mawilipuram	95
Opferkännchen	96
Felsrelief (Vollbild)	96
Tanzende Tempelmädchen	97
Gopura in Kondscheweram (Vollbild)	98
Steinerne Kette am Felsentempelfirst	99
Lingam- und Yoni-Idol	100
Opferstätte (Vollbild)	100
Donnerkeil	101
Opferschale	101
Betender Brahmane	102
Alte Lota aus Kupfer	104
Brahmanenfamilie	106
Elefanten und Büffel in der Schwemme	108
Leibwache des Neisams von Heidrabad	111
Vorträge einer Sängerin	113
Fruchthändler und Büßer	114
Kamelreiter	115
Viktoria-Bahnhof in Bombay P. Z.	116
Im Bazar von Bombay	119
Vor der Dschuma-Moschee	120
Barbier beim Einseifen	122
Baumwollkarren	127
Kamel-Batterie	128
Straße in Dschodpur	129
Meine Geheimkamera	130
Vortänzerin	134
Tänzerinnen	134
Junge Tänzerin	135
Straße mit Kamelreitern	136
Vornehmer Radschput mit Würdenträgern (Vollbild)	136
Ochsen-Batterie	137
Häuser-Fassaden in Dschodpur	138
Burg Dschodpur	139
In Stein gemeißelte Fenster der Burg P. Z.	141
Marmorthron im Burghof	142
Das Tor des Schlosses in Amber	143
Landstraße bei Amber	143
Marktplatz in Dscheipur	144
Jagd-Leopard und Jagd-Luchs (Vollbild)	144
Staats-Elefant	145
Moschee der fünfhundert Säulen in Ahmedabad	146
Tor der Tadsch	147
Tadsch-Mahal in Agra	148
Marmorteller	149
Perl-Moschee in Agra	150
Privat-Audienzhalle	151
Dschuma-Moschee in Delhi	152
Kaufmann und Schreiber	154
Drei Tongefäße aus Delhi	155
Sultanfrauengräber in Ahmedabad	156
Fenstergitter aus Marmor-Filigran	157
Wagen mit drei Insassen	160
Kamel-Wagen	161
Kaiser-Bagh in Laknau P. Z.	162
Vier Büßer	165
Ruine der Residenz in Laknau	167
Hof der Imambara	168
Imambara-Moschee	169
Frauengruppe	170
Verkäuferzelt	171
Pilger nach dem Bade	172
Asoka-Säule	173
Weber im Gefängnis	174
Gruppe von Sanyassis (Vollbild) P. Z.	176
Lingams im Tempel	177
Saraswati Swami (Vollbild) P. Z.	178
Szene am Ganges in Benares (Vollbild) P. Z.	179
Verbrennungsplatz am Gangesufer (Vollbild)	180
Todeskandidat	182
Müllerinnen im Gefängnis	182
Im Spinnhaus	183
Mohnfeld	184
Wunderkalb	185
Blitzlicht-Selbstporträt des Verfassers	187
Denkmal des Generals Outram	188
Postamt in Kalkutta	190
Straße in Kalkutta	191
Laden im Eingeborenenviertel von Kalkutta	192
Kind und Kleiderstock	192
Schlafender Kuli	193
Zahnpflege an offener Straße	193
Friseuse bei der Arbeit	193
Dschain-Tempel	194
Garten des Dschain-Tempels	195
Grand Hotel	196

	Seite
Hotelperſonal	197
Höglibrücke P. Z.	200
Maidan in Kalkutta	201
Gitarrenſpieler	201
Frauen mit Kuhdünger	202
Hindufrauen	204
Kindermädchen	204
Vornehme Hindudame (Vollbild)	206
Hochzeitspaar und Hochzeitsgeſellſchaft (Vollbild)	212
Hochzeitsblumenſchüſſel	217
Kochende Brahmanenfrau	218
Zuckerrohr-Verkäufer	218
Ohrſchmuck	219
Bronze-Kanne	220
Wagen zum Transport von Frauen	221
Büffelherde	222
Auf nach Nepal!	224
Der Tragkaſten für den Verfaſſer	228
Durch den Grenzfluß	229
Dreſchende Ochſen	229
Fütterungsplatz der Jagdelefanten	234
Jagdelefant	238
Tragſtuhl des Verfaſſers	241
Erlaubnisſchein zum Betreten Nepals	242
Bote mit Briefen für den Verfaſſer	243
Haremsdamen	244
Wachtpoſten	244
Hacke	247
Holzkrug für Reiswein	247
Vier Bilder des Haremstransportes	248—250
Bergreiſe einer nepaliſchen Dame	254
Palaſt eines nepaliſchen Großen	255
Wächter des Raſthauſes in Katmandu	255
Frau eines Sikh-Feldwebels	258
Exzellenz Deb Schumſcher	261
Nepaliſche Bronze-Vaſe	263
Tempel mit Garuda-Standbild	264
Newari Tempel mitSoldaten (Vollbild)	264
Marktplatz in Katmandu (Vollbild)	265
Hauptſtraße in Katmandu (Vollbild)	266
Steinbild der Todesgöttin Kala Bhairab (Vollbild)	268
Rani Pokri-Teich	269
Hauptſtraße in Patan	271
Marktplatz in Patan	272
Tempelruine in Patan (Vollbild)	272
Standbild des Königs Narendra Mullah	273
Fünffache Tempellampe	274
Tempellampe mit Königsbild	274
Dſchain-Tempel und Garudaſtandbild (Vollbild)	274
Platz vor dem Durbar in Bhatgaon	275
Neue Geheimkamera des Verfaſſers	276
Singende und opfernde Knaben	278
Ganeſch, der Weisheitsgott	279
Badetreppen vor dem Tempel	280
Paſchpattinath, der heiligſte Tempel Nepals (Panorama)	280
Große Opferkanne mit Löffel	282
Büßer und Nonnen	283
Hockender Büßer	287
Gebeugt ſtehender Büßer P. Z.	287
Auf einem Bein ſtehender Büßer	288
Über ein Feuer gebeugter Büßer	288
Armband für berühmte Jogis	292
Dorf Buddhnath	293
Tibeter mit Grunzochs und Packſchaf	294
Tempeltor in Buddhnath mit Gebetsmaſchinen	296
Lamas und Maskentänzer	297
Muſikantinnen	300
Rückſeite des Thoran mit betendem Newari (Vollbild)	300
Thoranſpitze	301
Rieſen-Tortſch auf dem Swajambunath-Gipfel	302
Diebiſche Affen ſtehlen die Opfergaben (Vollbild)	302
Große Tempellampe	304
Tempel der Pockengöttin; davor der Verfaſſer zwiſchen heiligen Affen (Vollbild)	304
Durch Baumwurzeln zerſprengtes Grabmal	305
Buddha-Bildſäule und Newari-Tempel (Vollbild)	306
Garudafigur	307
Grenzgebirge zwiſchen Nepal und Sikhim	308
Tintenfläſchchen des Wächters	310
Bergſtock mit Sonnenuhr	311
Armband eines Newariſklaven	312
Gipfel des Gauriſankar-Everest, davor der Verfaſſer mit Newari-Sklaven (Vollbild)	312
Goſainthangebirge	313
Kanſchendſchunga, von Oſt geſehen	313
Berg Kabru auf der Grenze zwiſchen Nepal und Sikhim (Vollbild)	314
Gauriſankar-Everest aus Oſt geſehen	316
Gauriſankar-Everest aus Weſt geſehen	317
Kumaonbewohner mit Tochter	318
Lota	318
Kukriſchwert	319



Karte zur Veranschaulichung der Lage der wichtigsten Orte in Indien und Nepal, die in diesem Buche vorkommen.

Auslegerboot und Katamaran im Hafen von Kolombo.

Erſtes Kapitel.

Bilder aus dem Paradiese.

Sollen wir ſagen Schade! oder Gottlob! daß die drei Wochen um ſind, die uns die Seefahrt von Europas Südküſte bis nach Ceylon, dem angeblichen Paradieſe, gekoſtet hat?

Vorläufig ſcheinen wir es ja ganz gut getroffen zu haben. Das Ende langwieriger Seefahrten heißt bekanntlich oft genug Duell oder übereilte Verlobung; freuen wir uns, beiden Gefahren wohlbehalten entronnen zu ſein!

Im Auslande darf man nicht jedes Poltern irgend eines Whisky-Helden für Worte eines Ehrenmannes nehmen, die auf die Goldwage gelegt oder gar mit Blut aufgewogen werden müßten, ebenſowenig wie man die geſamte mitreiſende Weiblichkeit für wirkliche Damen zu halten braucht. Wieviel weibliche Glücksritter in kniſternden Seidenkleidern auf den Überſeedampfern beuteluſtig hin und her ziehen wie Heringsfiſcher, iſt keinem Schiffsleiter ein Geheimnis.

Schleunigſt klettert ſo mancher grüne Gimpel die Schiffstreppe in das Landungsboot hinunter, der es vorzog, ſeine ſchmachtenden Blicke und galanten Redensarten

durch ein Paket Banknoten zurückzukaufen, statt sich, kaum im Hafen von Kolombo gelandet, von seiner Angegirrten wegen „gebrochenen Eheversprechens" gerichtlich belangen zu lassen. Ceylon ist nämlich englisches Kroneigentum, also nicht Kolonie wie Ostindien oder Australien, und in Fragen der Galanterie machen bekanntlich britische Gesetze nicht viel Federlesens mit dem armen verliebten Sünder. Auch beim Geldwechseln müssen wir diesen Verwaltungsunterschied zwischen Indien und Ceylon beachten, denn hier wird die Landesmünze, die Rupie, die einem Silbergulden an Größe und schwankendem Kurswerte ähnelt, nicht wie auf dem indischen Festlande in 16 Annas, sondern in 100 Cents eingeteilt; außerdem rollen auf Ceylon Schillinge und Sixpence so munter wie im Mutterlande, dem sogenannten fröhlichen Old England.

All diese Finanzverhältnisse kennt der kleine Bursche ganz genau, der in seinem winzigen Nachen, einem ausgehöhlten Mango-Stamme, hurtig an unsern Dampfer, einen modernen Riesen-Jagdhund des Meeres, herangepaddelt kommt; „ach, Sir, werfen Sie doch nur einen winzigen kleinen Sixpence über Bord!" so bettelt der kleine braunschwarze Taucherbengel ohne Unterlaß. Kaum berührt der blinkende Silberling den lauen Wasserspiegel,

so schießt der Knirps kopfüber hinterdrein und verrät während des Sprunges unabsichtlich, daß seine von der Äquatorsonne nicht versengten, gen Himmel zeigenden Fußsohlen so fleischfarbig sind wie die weiße Haut der auf diesen Überzug stolzen Europäer.

Bevor noch der kleine Tauchkünstler aus dem Wasserschlund wieder emporgekommen und in seinen herrenlos auf den Wellen tanzenden Einbaum hineingeklettert ist, eilt bereits ein ebenso drolliges, nur aus zwei dicken Knüppeln zusammengebundenes Fahrzeug, ein Katamaran, unserem Dampfer entgegen. Hastig hopst auch dort einer der beiden winzigen Ruderer in die grüne Tiefe, um seinem kleinen Kollegen die hinabsinkende Münze wegzuschnappen; hochaufschäumender Gischt verkündet die Gier, mit der er sich in die Jagd nach dem Gelde hineinstürzt. Die nackten Burschen sind gelernte Tauchkünstler, die beim Einsammeln von Perlaustern ebensoviel ernten, wie die mit moderner Taucherausrüstung in die Tiefe Steigenden. Höhnisch lächelnd schauen die weißen Fahrgäste eine kurze Minute von der Schiffstreppe auf diesen edlen Wettkampf an der Eingangspforte des „Paradieses" Ceylon hinunter, dann eilen sie, ans Land zu kommen, um dem Geräusch und Schmutz des Kohleneinschaufelns auszuweichen; natürlich wählen sie dazu bequemere Boote, als die schmalen, unser Schiff auf allen Seiten umschwärmenden Kähne der Früchte-

verkäufer und anderer Eingeborener, die seitlings auf dem Rande ihres Fahrzeuges hocken müssen, weil dies zu eng ist, um darin die Beine nebeneinander stellen zu können. Die sonderbaren Auslegerbalken, die dem Umkippen dieser Boote, gewissermaßen als außerhalb angebrachter Kiel, vorbeugen sollen und die stets an der Windseite festgemacht werden, sind bereits Wahrzeichen eines anderen Weltteiles, die weder die Araber in Sues noch die Somalis in Aden benutzen.

Der erste Eindruck der viel gepriesenen Insel ist so prosaisch, daß er wohl jeden erwartungsvollen Ankömmling enttäuscht. Vor allen Dingen wird uns im Zollhause eine Eingangssteuer von etwa sechs Prozent vom Werte der eingeführten Waren abgezwackt, wobei jedoch der Begriff „taxfreies Touristengepäck" ziemlich willkürlich gedeutet zu werden scheint; für meine photographischen Geräte hatte ich das eine Mal eine beträchtliche Abgabe, bei einem früheren Besuche aber nicht das mindeste zu zahlen, und ähnlich verhielt es sich mit der Kofferdurchsuchung, die bald mit äußerster Strenge, bald überhaupt nicht stattfand. Neben der Zollstation warnt eine Inschrift höflichst vor dem Sonnenstich, indem sie daran erinnert, unsere Schirme behutsamst aufzuspannen. Weiterhin lockt eine schmucke Laube, uns von der Zollplackerei bei einer Tasse Ceylon-Thee zu erholen, der, gewiß nicht zum Vergnügen der reisenden chinesischen Kaufleute, allenthalben durch Riesenplakate angepriesen wird, die zumeist um Palmstämme herumgeklebt sind; überhaupt mag den chinesischen Theehändlern himmelangst werden, wenn sie nicht nur die reißend wachsende Theeproduktion Indiens, sondern auch die in Nordamerika und am Kaukasus mit Theeanpflanzung erzielten Erfolge bemerken. Dieser Theebude gegenüber zieht sich eine schier unabsehbare Reihe gemauerter Speicher am Hafendamme entlang, in denen die Pflanzungserzeugnisse aufgestapelt werden.

Gastlich lachen uns beim Landen die hohen Fenster des — wie es der Engländer abkürzend ausspricht — Dschi Oh Ehtsch, will sagen des „Grand Oriental Hotel" ins Gesicht; sie versprechen kühle Gemächer, luftige Hallen und sehr vornehme Rechnungen. Das hastige Fluten der stetig Ab- und Zureisenden, der Seekranken und Sehlustigen bietet beim Kommen und Gehen der hier täglich neu auftauchenden Ozeandampfer ein Schauspiel, wie es ergötzlicher gar nicht gedacht werden kann. Was wälzt sich dann auf das zu anderen Stunden so verlassen dastehende Hotel zu! Schnell reich gewordene und entsprechend rüpelhafte australische Emporkömmlinge, stille vornehme Asiaten, schlichte blonde Missionare aus Skandinavien, einsilbige, kühle Lords, elegante, gesprächige Franzosen, kurzgeschürzte amerikanische Radlerinnen mit jugendlichem Gebaren und eisgrauem Haar, und unter den massenhaften, fesch herausstaffierten Globe-Trotter-Touristen eine Blütenlese durchtriebener Hochstapler und Abenteurerinnen aller Rassen und Zungen.

Behaglicher und weniger unruhig geht es in dem in der Richtung nach Point de Galle am Meeresstrande gelegenen Gall Face Hotel zu, das ebenso wie das treffliche Hotel Becker in Singapur zeigt, daß ein menschlicher Magen

in allen Weltteilen unter deutscher oder schweizerischer Gasthofsleitung stets am besten aufgehoben ist. Deshalb gestatte ich mir, den freundlichen Leser zu seiner Erquickung nach dem ebenfalls von einem deutschen Küchenmeister beherrschten Hotel Mount Lavinia zu geleiten, das noch etwa vierzehn Kilometer südlicher liegt und wo ich in den Jahren 1890, 93 und 98 manchen guten Bissen gekaut habe. Die längs des Strandes unter Palmen dorthin rasselnde Eisenbahn vermeiden wir jedoch zunächst, denn solche Eile wäre ein wahrer Frevel beim ersten Eintritt in die Tropenwelt, wo die Natur behaglichen Daseinsgenuß verlangt und wo selbst die als Laster verschrieene Faulheit der Orientalen als weises Zugeständnis an ihre Heimat erscheint, die übermäßiges Hasten am Menschen zu rächen versteht.

Seesoldat im Dschinrickscho; vor ihm kauert ein kleiner Singhalesenknabe.

Der Neuheit halber sollten wir ein Rickscho-Wägelchen nehmen, doch da müßte jeder ganz allein für sich fahren, und unsere Unterhaltung käme ins Stocken. Kaum vermögen wir die zahllosen Führer derartiger Wagen abzuwehren, die uns ihre zweirädrigen Fuhrwerke anbieten, deren Zugtier sie zugleich sind. Vor dem Hotel und in den benachbarten, mit großstädtischen Kaufhäusern ausgestatteten Straßen verfolgen sie uns auf Schritt und Tritt, wohl wissend, daß kein neuer Ankömmling, kein Reisender, selbst kein Schiffsjunge versäumt, sich in einem derartigen Dschinrickscho spazieren fahren zu lassen. Wie fühlt sich ein Seesoldat geschmeichelt, wenn er, anstatt sich an Bord schurigeln zu lassen, nun selbst den großen Herrn spielen und dem in der Gabeldeichsel einhertrabenden Zugmenschen mit dem Spazierstock nach Gefallen bald rechts, bald links auf die nackten, schweißtriefenden Schultern hauen darf, worauf der arme braune Kerl sogleich keuchend nach der betreffenden Richtung umlenkt. Doch man gebe wohl acht! Das zweibeinige Droschkenpferd ist so sehr an fortwährende Lenkung gewöhnt, daß es wenig hilft, ihm eine Adresse anzugeben; sobald man sitzt, hebt der Mann die Deichsel hoch und rennt dann, wie von den Furien gejagt, drauf los, immer schnurstracks geradeaus, ohne abzusetzen oder umzubiegen,

bis er seinen Klaps auf der Schulter verspürt. Wie mancher ist auf diese Weise statt in ein gewünschtes Theater auf einen abgelegenen Friedhof befördert worden!

Die landschaftlich ungemein reizvolle Fahrt erinnert uns daran, durch wieviel Hände diese herrliche Insel als Zankapfel habsüchtiger Völker gegangen ist. Jener stille Friedhof umschließt die verwitterten Denksteine portugiesischer Eroberer, und diese älteren einstöckigen Häuser hier erzählen von den einstigen holländischen Kolonisten, die in allen Klimaten ihre heimatlichen Türen und Fenster mit Glasscheiben beibehalten; die Engländer ziehen dagegen in ihren Bungalos sogenannte venezianische Vorhänge vor, die aus Schnüren bestehen, auf denen längliche, buntfarbige Glasperlen aufgereiht sind, so daß die hübsch gemusterten Gitter zwar einen beständigen Luftwechsel erlauben, jedoch das Eintreten der stets barfuß herumschleichenden Diener oder anderer Eingeborenen durch das Klappern und Rauschen der Perlenschnüre verraten; mit Wasser besprengt, dienen sie zugleich zum Abkühlen der Luft in den Zimmern.

Dem üppig grünenden Boden, worüber wir hinrollen, sieht man es nicht mehr an, wie blutgetränkt er ist, und nur dem Kundigen rauschen die Palmwipfel, unter denen unser Wagen dahinfährt, einen furchtbaren Sang von unglaublichen Scheußlichkeiten, die hier nicht etwa von barbarischen Kannibalen oder anderen Menschenhyänen, sondern von weißen Kulturträgern verbrochen wurden, die einander die fruchtbare, schätzereiche Insel abzujagen strebten.

Die ursprünglichen Eroberer Ceylons kamen bereits lange vor Christi Geburt vom indischen Festlande herüber. Arische Indier aus dem Gangestale unterwarfen die fast wilden Urbewohner, die Weddas, und führten Gewerbe und Ackerbau, Künste und Wissenschaft ins Land, und buddhistische Sendboten drückten dieser Kultur den Stempel religiöser Weihe auf. Vielfach wird geglaubt, daß das Eiland von diesen Buddhisten Sinhala Dwipa d. h. Löwen-Insel genannt wurde, weil ihr Religionsstifter den Zunamen des „Löwen" führte, weshalb die Schreibung Sinhalesen der üblichen Singhalesen vorzuziehen ist; andere halten es für wahrscheinlich, daß bei der Namengebung die Legende mitwirkte, wonach der erste mythische Eroberer und Kolonisator Ceylons von einem Löwen und einer geraubten indischen Prinzessin abgestammt sein soll. Afrikanische Löwen haben jedoch Ceylon ebensowenig wie Indien unsicher gemacht, und nur der mähnenlose persische Löwe soll in früheren Zeiten im nördlichen Indien gehaust haben.

Nach diesen ersten Fremdherren machten sich die Phönizier und später, d. h. vor nunmehr tausend Jahren, handeltreibende Araber für lange Zeit zu Herren des wertvollen Landes. Zufällig kam jedoch im fünfzehnten Jahrhundert der an den Küsten herrschende Sinhalesenkönig mit Portugiesen in Berührung und bat sie um Beistand gegen die Araber, indem er ihnen dafür reiche Zimtgaben darbot. Aber auch die Portugiesen machten sich im Laufe der nächsten anderthalb Jahrhunderte durch Anmaßung und Willkür ebenso mißliebig wie die Araber, so daß fortwährende Streitigkeiten mit den Selbst-

bewußteren unter den Eingeborenen entstanden, namentlich mit den über die Bergvölker im Innern gebietenden und nach Unabhängigkeit trachtenden Herrschern. Nachdem diese von den Portugiesen die Herstellung von Feuerwaffen gelernt hatten, überflügelten sie bald die fremden Lehrmeister in dieser Kunst, setzten den Eindringlingen immer härter zu und engten sie schließlich so dicht ein, daß Hungersnot unter den Belagerten ausbrach, wobei die Portugiesen selbst die Leichen ihrer Gefallenen eingesalzt und verhungernde Mütter sich mit ihren eigenen Kindern gesättigt haben sollen! So oft aber die Portugiesen in diesen Drangsalen einen vorübergehenden Erfolg errangen, hausten sie schlimmer als blutgierige Bestien in dieser idyllischen Umgebung Kolombos, durch die wir soeben dahinfahren; den Tapfersten der eingeborenen Gefangenen rissen vertierte portugiesische Soldaten in abergläubischer Gier sogar das Herz aus dem lebendigen Leibe, um das Blut daraus zu verschlingen! So war es kein Wunder, daß diese Grausamkeiten zu einem wahrhaft entsetzlichen Blutbade ausarteten, als im Innern der Insel ein Gegenkönig ausgerufen wurde und dieser mit 50000 Kriegern und 2000 Elefanten vor Kolombo marschierte. Wer unter den Küstenbewohnern auch nur im geringsten verdächtig schien, dem anrückenden Heere hold zu sein, wurde von den Portugiesen ohne weiteres niedergemetzelt; Kinder wurden vor den Augen ihrer gefesselten Eltern Krokodilen vorgeworfen und zuvor mitleidlos bei lebendigem Leibe in Stücke zerhackt, um ihnen erst noch schnell die goldenen Spangen von Händen und Füßen abstreifen zu können.

Durch diese kritischen, gärenden Zustände wurde Portugal genötigt, die Insel Ceylon nach und nach mit 20000 Soldaten zu überschwemmen, so daß durch diese ungeheuren Kriegskosten die Handelserträge mehr als aufgebraucht wurden. Hätten die Portugiesen übrigens nicht die vom Gegenkönig bedrohten eingeborenen Fürsten auf ihrer Seite gehabt, so würden sie zweifellos bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet gewesen sein. Aber selbst während dieser 150 Jahre lang tobenden Unruhen und Kämpfe blühte der Hafenplatz Kolombo durch den dort stetig lebhafter werdenden Handelsverkehr und die zunehmende Ansiedelung wohlhabender Portugiesen.

Doch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts änderte sich die Lage. Die durch den Fanatismus Philipps des Zweiten von Spanien gereizten Holländer erschienen in der Heimat der köstlichen indischen Waren, die sie bisher immer nur in Lissabon für teures Geld eingehandelt und von dort nach Holland weiter verfrachtet hatten. Sie hielten es sofort mit dem inzwischen zum Kaiser ausgerufenen Gegenkönig aus dem Innern, kaperten zum überzeugenden Beweis ihrer Gesinnung einen reichbeladenen portugiesischen Kauffahrer, den sie dem Sinhalesenkönig schenkten, und hatten bald die Genugtuung, in der Bergresidenz Kandi festlich empfangen zu werden, wobei alle gefangenen Portugiesen mit abgesäbelten Ohren vor den neuen weißen Ankömmlingen vorbeiziehen mußten.

Doch so ganz traute der Kaiser auch den neuen weißen Freunden aus Holland nicht; aus Furcht vor ihrer so nachdrücklich auf den Plan getretenen

Macht bot er sogar den von ihm besiegten Portugiesen seinen Beistand an, als die Holländer von Batavia her im Jahre 1658 gegen das portugiesisch gebliebene, zu Ehren des Kolumbus aus Kalan Bua umgetaufte und damals wohlbefestigte Kolombo anrückten; die Holländer blieben Sieger und für hundert Jahre die Herren der Insel.

Die sich währenddessen in Madras ansiedelnden Engländer fingen bald an, mit neidischem Verlangen von Indien aus nach Ceylon zu blicken, und legten sich abwartend auf die Lauer. Sie paßten einen für sie günstigen Zeitpunkt ab, zettelten, als die Holländer in Europa von dem republikanischen Frankreich hart bedrängt wurden, mit dem Bergkönig Intrigen gegen sie an und besetzten 1796 die Küste. Die in die Berghauptstadt Kandi gelegte englische Besatzung von 300 Briten wurde jedoch im Jahre 1803 von den Kandiern überrumpelt und bis auf den letzten Mann niedergehauen, wobei nur die 700 gleichzeitig gefangenen, als Kanonenfutter in englischem Sold stehenden malaiischen Sipeus verschont wurden.

Dagoba; daneben eine Kokospalme.

Die Engländer vertagten die Rache für ihre furchtbare Niederlage, bis in der Bergresidenz Unruhen wegen der Grausamkeit des Königs ausbrachen, dessen Hauptstadt Kandi sie im Jahre 1815 stürmten und ihn selbst vom Throne stießen. Damit hatte England auch hier schließlich einen der allerkostbarsten Erdpunkte ergattert, wie es bekanntlich stets und überall verstanden hat, bei Streitigkeiten anderer Völker, die England zunächst gar nichts angehen, als schlauer tertius gaudens die fettesten Bissen für sich beiseite zu bringen. Kann da der stille, grimmige Unmut aller anderen auf diese Weise verkürzten oder überlisteten Nationen befremden, über den sich das unersättliche England manchmal sogar noch wundert und mit der Miene gekränkter Unschuld beschwert?

Wie versöhnlich und friedvoll wirken gegenüber diesen herben geschichtlichen Erinnerungen die blendend weiß aus dem Palmengrün hervorschimmernden Dagobas, vor denen Händler mit Opferblumen oder Kuchen und Süßigkeiten, warmem Palmwein und Betelblättern an der Landstraße hocken! Dicht daneben steht oft ein Sammeltisch für fromme Geldspenden, den eifrige Missionare an der Straße aufgestellt haben. Allerdings scheint das Christentum der getauften Eingeborenen von einer ganz besonders dehnbaren Art zu sein, denn dieselben Leute, die mit andächtig zusammengelegten Händen christliche Gebete an dem Opferstock murmeln, kann man häufig vorher in irgend einem, dem

Opferstock; daneben Händler mit Erfrischungen und ein Rickscho-Wagen.

Buddha geweihten Tempel die Figur dieses edlen Religionsstifters mit weißen Jasminblüten bekränzen und zum Überfluß auch noch einer dicht dabei dargestellten brahminischen Gottheit ein Blumenopfer darbringen sehen; mehr an Toleranz wird wohl niemand verlangen.

Auch ein Schlangenbeschwörer scheint von dem regen Verkehr auf der Landstraße nach Point de Galle seinen Nutzen ziehen zu wollen; der Mann ist, wie man an seiner genähten Kleidung und gestickten Kappe erkennt, kein Hindu, sondern ein Mohammedaner und keine so phantastische Erscheinung, wie seine hochbeturbanten brahminischen Kollegen von der Lankur-Nad-Gilde auf dem indischen Festlande. Seine Wundertiere, ein paar bereits bedenklich ermattete

Palm-Strand bei Mount Lavinia.

ekelhafte Brillenschlangen oder Kobras, bleiben bis zum Öffnen der Körbe darin zusammengeringelt liegen und stellen sich erst auf einen Pfiff des Gauklers auf den Schwanz, um sich träge bald hier- bald dorthin zu wiegen und zu neigen. Ob diesen Vipern wirklich immer die Giftzähne, die sich doch stets erneuern, ausgezogen werden, oder ob sich diese Sorte Zauberer durch Einspritzungen von Schlangengift immun gegen die Bisse macht, kann ich nicht entscheiden; ich halte es aber für viel wahrscheinlicher, daß diese Leute ihre Schlangen mit einem Tuch reizen, bis diese wütend zubeißen, ihren Giftvorrat dort hinein entleeren und dadurch nach und nach weniger bissig werden. Jedenfalls leben solche Schlangen trotz reichlicher Fütterung mit Milch und Brot in der Gefangenschaft nicht lange, was bei der erwähnten „reizenden" Behandlung auch kein Wunder ist.

Wir tun besser, weiterzugehen, ehe der große Mann seine Glanznummer vorführt, den widerlichen Kampf einer solchen Schlange mit ihrem Todfeind, dem Ichneumon oder Mangus. Dies flinke kleine Tierchen ist nicht etwa gegen das Schlangengift unempfindlich, sondern so gewandt, fast regelmäßig der Kobra den Hals und damit die Giftdrüsen zu zerfleischen, bevor diese ihren Rachen erfolgreich zuschnappen kann. Für gewöhnlich sind die Giftdrüsen der Kobraschlange am Fuße des Zahnes durch einen Muskel geschlossen und werden erst nach einem Drucke mittels eines anderen Muskels durch einen feinen, den Zahn durchziehenden Kanal in die Wunde entleert, die dieser Zahn zuvor gestochen hat.

Schlangenbändiger.

Nach einstündiger Fahrt sind wir in Mount Lavinia. Eine klippenreiche Bucht liegt vor uns, von dichtem Palmwald umsäumt. So, gerade so malerisch haben wir uns den Strand von Ceylon vorgestellt! Doch niemand darf deswegen glauben, daß die ganze Insel so fruchtbar grünt wie hier im Süden; im regenärmeren Nordosten ist ihr Gestade stellenweise sogar sandig und kahl.

Den Palmen zu Füßen führt hart am Strande der Bahndamm entlang. Die Erbauer durften sich diese Kühnheit erlauben, denn die Küste ist hier durch ein weiter draußen unter der Meeresfläche liegendes tückisches, der Schiffahrt höchst verderbliches Riff vor übermäßigem Wogenschwall gesichert, den sie aus zweiter Hand empfängt.

Bald ändert sich das Aussehen der Bucht. Mit den Flutwellen kommen die Schiffer, die in dem nahen Fischerdorfe wohnen, in ihren Auslegerbooten vom Fange heim. Welch unvergleichlich seltsames Schauspiel, wenn diese vorweltlichen Kähne mit vom Wind geschwellten braunen, aus Kokosnußfaser geflochtenen Segeln unter gewaltigem Rauschen mitten in das grüne Palmendickicht hineinschießen! Bis zehn Seemeilen in der Stunde vermögen diese plumpen Boote zu segeln.

Mit vereinten Kräften werden die Boote sogleich nach dem Landen zum Schutze gegen die rasch emporsteigende Flut vom Ufersand weit aufs Land hinaufgeschoben; dann erst wird die Fischbeute verteilt, verkauft und von Zwischenhändlern schleunigst nach Kolombo verfrachtet. Was für Meeresschätze kommen dabei aus der purpurnen Tiefe an das blendende Tropensonnenlicht! Greuliche Krebse, seltsam geformte Riesenfische und Muscheln und Algen und Quallen und Untiere, um nicht zu sagen Übertiere, von allen erdenklichen Formen und Größen. Wie kriecht und gleitet dieses kunterbunte, schleimige, weiche Gewirr durcheinander! Empfindsame könnten von Ekel und Grausen übermannt werden, sähen sie nicht die fröhlichen Mienen des Hotelkochs, der

Fischende Sinhalesenknaben.

mit derartigen Sachen vortrefflich umzuspringen weiß; bald werden auch wir angesichts seiner knusprig braun gebackenen Ragout fins vergessen, woraus sie bestehen.

Mit einer wahren Engelsgeduld fischen die kleinen Kerle zwischen den Granitblöcken, Sandsteinklippen und Korallenriffen herum, die diese Küste seit uralten Zeiten bei Stürmen so gefürchtet gemacht haben, wenigstens solange der schützende Wellenbrecher bei Kolombo noch fehlte und höchstens die Reede vor Point de Galle eine nicht immer sichere Zuflucht bot. Man muß den Anprall und das haushohe Aufspritzen der Wogenberge gesehen haben, deren Gewalt dieser ungeheure Wellenbrecher unter dem Brüllen und Wutgeknirsch der Wasser vernichtet, um einen Begriff von dem Schicksal eines hier etwa hilflos

dem Sturme verfallenen Schiffes zu bekommen! Dies Schauspiel bleibt freilich den Vergnügungsreisenden gewöhnlich versagt, die für ihren Ausflug nach Indien die sturmlose, kühle Zeit des Jahres vom November bis April bevorzugen.

Kein Besucher Ceylons braucht sich jedoch abschrecken zu lassen, aus Angst vor Haifischen ein Seebad zu nehmen; die Jagdgründe dieser nimmersatten Raubfische liegen weiter draußen, außerhalb der bereits erwähnten Barre von Riffen, und für den Fall, daß sich wirklich ein solcher Pirat in die Nähe des Ufers verirrt, mieten vorsichtige Badelustige hier zu Lande ein paar Burschen, die überall am Strande herumlungern, um Hunde oder sonstige Haustiere zu baden; die Jungen müssen dann das Wasser um den Badenden herum durch Schlagen und Strampeln mit Armen und Beinen in Bewegung versetzen und die Haifische wegscheuchen, die nach weißem Menschenfleisch besonders gierig sind, und dieses dem farbigen bei weitem vorziehen sollen; ob hieran die vegetarische Ernährungsweise und Magerkeit der Eingeborenen oder die im Wasser weniger auffallende Farbe ihrer dunklen Haut oder deren Ölüberzug schuld ist, kann ich freilich nicht sagen. Für die Sinhalesenmütter sind jedenfalls die Krokodile viel besorgniserregendere Störenfriede als die Haifische, und überall sieht man in den Wasserläufen durch Zweige und Stabgitter gegen diese Räuber geschützte Badestellen, die aber nur selten helfen, da das Krokodil schlau genug ist, ans Land und vom Ufer aus in die eingehegte Badestelle zu kriechen; es versteckt sich dort geduldig unter der Wasserfläche, bis die unbesorgte Mutter ihr Kindchen hineintaucht, um zuerst dieses und häufig auch die schreckgelähmte Frau zu verschlingen.

Die Sinhalesenknaben erscheinen durch ihre Lockenköpfchen auffallend hübsch. Aber diese Schönheit dauert nicht lange; sowie die Burschen herangewachsen sind, wird die Mähne unbarmherzig mit Hilfe von Öl straff nach hinten gestriegelt und zusammengeknotet. Heiratet dann der junge Mann, so darf und muß er fortan als Kopfschmuck einen Kamm ins Haar stecken, wie ihn bei uns die kleinen Schulmädchen tragen. Diese Kämme dienen zugleich dazu, „Leute" zu machen, indem nur Vornehme einen vom Kopf abstehenden Kamm tragen dürfen. Die Mittelklassen stecken ihn anliegend ins Haar, und dem niederen Volk ist der Kamm sogar völlig versagt.

Was für idyllische Familienbilder kann man am frühen Morgen in den Höfen der Sinhalesen wahrnehmen! Mit der liebevollen Sorgfalt überzeugter Kneippianerinnen verabreichen dann die Sinhalesenmütter ihrem in einer Wanne kauernden Baby einen lauwarmen Nackenguß nach dem anderen. Häufig sind daneben Großmutter, Mutter und Kind mit einem geheimnisvollen Tun beschäftigt, dessen Sinn man nicht gleich zu fassen vermag, und erst allmählich wird dem Fremdling der tiefere Sinn dieser Kopfuntersuchung mit Schaudern klar.

Nicht minder zwanglos geht es in anderen Höfen zu; harmlos wie im Paradiese sah ich in einem solchen einmal ein fast unbekleidetes Sinhalesenmädchen zwischen Ziegen und Kälbern im Heu und auf Stroh sitzen und sich abquälen, einem gefangenen jungen Äffchen, das sie an den jugendlichen Busen

Toilettengeheimnisse in einem Sinhalesenhofe.

drückte, einen leckeren Bissen von einem frischen Kokosnußkern in das Mäulchen zu zwingen.

In wahres Erstaunen gerät der Ankömmling auf Ceylon besonders dort, wo hoch über der unabsehbaren, geheimnisvollen See sturmzerfetzte Palmwipfel wehen, deren Rauschen in dem Wogengemurmel verklingt. Keck wachsen die Palmstämme vom Lande weit über das schäumende Meer hinaus, als wollten sie den Seefahrer mit verlangenden Armen umklammern und festhalten in seinem eiligen Lauf, um ihm die noch weit köstlichere Naturherrlichkeit der inneren Insel zu ent-

Sinhalesenmädchen, das zwei Äffchen füttert.

Über das Meer hinauswachsende Palmen am Strande von Ceylon.

hüllen. Niemals ermüdet ein solches Nebeneinander von Seestrand und Palmen das Auge, das sich sonst gar leicht an Waldungen aus Kokospalmen sattsieht, deren langweilig schlanke, immer glatte Stämme gewöhnlich Stück für Stück mit Teerringen gegen das Emporkriechen schädlicher Insekten geschützt sind. Noch abscheulicher sieht ein solcher einförmiger Wald von Palmstämmen aber aus, wenn diese mit dürren stachlichten Blättern umwickelt sind, die das Erklettern der Bäume und das Stehlen der Kokosnüsse verhindern oder durch das Rascheln der Blattmäntel verraten sollen.

Wie wunderbar kühlend schmeckt der Kernsaft solcher Nuß! In früher Morgenstunde, wenn die Kühle der Nacht noch nicht aus der Frucht gewichen ist, und angesichts der aus dem Meer aufsteigenden Sonne, gehört ein solcher Trunk zu den köstlichsten Erquickungen der Erde! Dieser Kokosmilch schreiben die Sinhalesenärzte starke Heilkraft bei Nierenleiden zu, und es lohnte sich für wohlhabende Patienten dieser Art wohl einmal der Versuch einer interessanten Badereise nach Ceylon. Aber auch die scheinbar wertlose Faserhülle, in die der Kokosnußkern eingebettet ist, wird in ausgiebiger Weise benutzt. Vor vielen armseligen offenen Hüttchen sieht man ganze Haufen von derartigem mürben Bast, der aus zerschlagenen Kokosnußschalen herausgekämmt und hierauf mit einem Knüppel wie mit einem Flachsbrecher geschmeidig geklopft wird; andere Sinhalesinnen drehen dann die weichgedroschenen Bastfasern zwischen den Handflächen zu Koir, d. h. zu dünnen Schnüren zusammen, die später auf Seilerrädern zu Stricken oder Tauen und schließlich auf Webstühlen zu Hängematten, Netzen, Decken und Läufern, ja selbst zu Segeln verflochten werden. Derartige Fabrikate der Hausindustrie bilden einen nicht unwesentlichen Teil der aus den Kokospalmen gewonnenen Ausfuhrartikel.

Der Verfasser, seinen Durst mit Kokosmilch stillend.

Damit ist jedoch die Verwertung der Kokosnuß noch keineswegs erschöpft; viel wertvoller als ihr Saft und Bast und ihre steinharten Kernschalen, die gern als Wassergefäß für Wasserpfeifen verwendet oder zu zierlichen, oft mit Gold- und Silberfiligran eingelegten Behältern ausgeschnitzt werden, ist das weiße nahrhafte Nußfleisch, das den Kern auf der Innenseite überkleidet. Zur Gewinnung dieses Materials wurde der Anbau der Kokospalmen von den Holländern zwangsweise eingeführt und kontrolliert, so daß nunmehr für jede

tragende Palme eine Abgabe erhoben werden kann. Aus diesem Kopperah genannten fetten Kernfleisch wird in von Rindern getriebenen Mühlen das Kokosöl herausgequetscht, das nicht nur als Brennöl und zur Seifenfabrikation dient, sondern auch den Eingeborenen die Seife ersetzt; um sich z. B. die Hände gründlich zu reinigen, reibt sie der Sinhalese wie der Hindu mit Öl ab, und ebenso wird der ganze Körper nach dem täglichen Bade sorgfältig geölt und massiert, wodurch er allmählich jene aalgleiche Geschmeidigkeit erlangt, die den Europäer so oft in Erstaunen setzt. Solch eine Ölquetschmühle oder

Rechts klopft eine Sinhalesin den Kokosnußbast, aus dem die links sitzende Schnüre dreht.

Ua besteht aus weiter nichts als einem riesigen, fest in die Erde gerammten Holztiegel, worin ein schrägstehender, mit der langen Deichselstange verbundener dicker Stempel herumgedreht wird, der die Nußfleischstücke fest gegen die Tiegelwandung drückt, zermalmt und auspreßt; selbst die Preßrückstände sind noch als Dungmittel von beträchtlichem Wert. Die vier bis sechs Meter langen Blätter der Kokospalme geben ein treffliches Bedachungsmaterial für Häuser und Wagen ab, und selbst die Knospen dieser Blätter liefern ein schmackhaftes Gemüse; das allerdings etwas schwammige Holz dient zu Bauzwecken, und aus dem Saft der Nüsse wird durch Gärung ein überaus beliebter Schnaps erzeugt — kurz, der Nutzen dieses Baumes ist so vielseitig wie möglich.

Der Wert der aus Ceylon verschifften Kokosnußprodukte hat sich im Jahre 1901 auf rund 27 Millionen Mark gehoben, worunter Kokosnußöl mit

etwa $7^1/_2$ Millionen, Kopperah mit $6^3/_4$ Millionen, Nüsse mit $4^1/_2$ Millionen, Kokosfasererzeugnisse mit $2^1/_4$ Millionen die Hauptposten sind. Der Eingeborene kennt in seinen Ansprüchen an die Leistungen der Kokospalme keine Grenzen, weil er weiß, wie überverschwenderisch die Naturkraft seiner Zone ihren Segen verschleudert; gewandt klettert er in die Palmwipfel hinauf, wo der Blütenbüschel sprießt und duftet, kerbt ihn und hängt unter den Schnitt einen Krug, in den nun der Lebenssaft des Baumes hineintropft. Ist der Krug mit frischem Palmwein bis zum Rande gefüllt, so verklebt der Eingeborene die Wunde, damit der geduldige Baum auch noch seinen Nachkommen gleiche Wohltaten zu spenden vermag. Hundert volle Jahre lang läßt sich die Kokospalme dieses unaufhörliche Anzapfen ruhig gefallen, dann bekommt der schlanke Baum es satt, dem undankbaren Menschen Ströme süßen Saftes oder Jahr für Jahr hundert schöne Nüsse zu opfern, er verdorrt plötzlich und stirbt. Die Geschicklichkeit, die zu dieser, für den Baum leicht lebensgefährlich werdenden Saftentziehung erforderlich ist, sichert den Toddy-Zapfern ein besonders hohes Ansehen; in der gesellschaftlichen Rangordnung der Sinhalesen folgen sie gleich hinter den Landbesitzern und Fischern an dritter Stelle, dann erst kommen Handwerker, Pflanzungsarbeiter und zuletzt, wie auch in Indien, die Barbiere und Wäscher.

Becher aus Bronze für Palmschnaps; Hälfte der natürlichen Höhe.

Nicht weit von dem Dorfe Wellalawella liegt eine Zimtpflanzung, die ich gelegentlich besucht habe. Es fiel mir auf, daß dort nicht wie sonst auf ceylonischen Arbeitsplätzen fröhliches Lachen und Schwatzen erklang; seitdem aber die holländischen Pflanzer im Jahre 1767 eine verfeinerte Zimtkultur des wilden Baumes einführten, gilt der Brauch, die Arbeiten möglichst stillschweigend zu verrichten, weil der menschliche Hauch den Duft des Gewürzes beeinträchtigen soll, was bei dem unmäßigen Zwiebelgenuß seitens der Arbeiter einigermaßen begreiflich erscheint. Dieser zarte Wohlgeruch — ich meine natürlich den nach Zimt — durchdringt nicht nur alle Teile des Baumes, sondern auch die ganze Umgebung der Pflanzung und soll sogar eine seltsame Verräterrolle gespielt haben. Den Arabern war es nämlich bis zum 16. Jahrhundert gelungen, zu verheimlichen, wo ihre sie so fabelhaft bereichernde „Zimtinsel" läge und dies Geheimnis geraume Zeit zu hüten, weil nur die regenreiche südwestlichste Provinz Ceylons wildwachsende Zimtbäume hervorbrachte; der balsamische von Ceylon herüberwehende Duft derselben soll aber endlich doch einigen besonders feinen Seemannsnasen auf dem Meere aufgefallen sein und zur Entdeckung der Zimtheimat geführt haben; mir freilich ist dieser Zimtduftgenuß auf dem Meere über dem Zigarrenrauch meiner Schiffsgenossen leider niemals zu teil geworden.

Höchst ergötzlich ist die Geschicklichkeit, mit der die schelmisch blickenden Sinhalesenmädchen die Rinde auf beiden Seiten der Schößlinge des Zimtbaumes mit rundgebogenen Messern aufschlitzen und mit einem Holz abstreifen,

während ihr gewandter Fuß das Bäumchen gegen einen Holzschemel drückt, nachdem zuvor das grüne Oberhäutchen durch Kinderhände ganz leise von der Rinde abgeschabt worden ist. Die abgezogenen Zimtrinden werden schließlich auf Hürden in der Sonne getrocknet, dann werden aus längeren und kürzeren Stücken gleichlange Rohre zusammengeschoben, diese zu Bündeln verschnürt und so versendet. An Stelle des kostbaren echten Zimts wird jedoch in unserer praktischen Zeit sehr häufig eine andere indische Lorbeerart, die weniger edle Zimtkassie, untergeschoben, von der ebenfalls nur die dünnsten, ein- bis

Aufschlitzen und Abschälen der Rinde des Zimtbäumchens.

dreijährigen Schößlinge verwendet werden. Durch diese Verfälschung ist es möglich, daß der Preis für ein Pfund Zimt von etwa 20 Mark zur Zeit der Holländer auf kaum eine Mark heruntergegangen ist. Die Gesamtausfuhr an Zimt hatte im Jahre 1901 einen Wert von $3^1/_4$ Millionen Mark.

Das sehr kurze weiße Jäckchen der Zimtarbeiterinnen ist nicht nur eine überaus bequeme Tracht, in der bei der Arbeit alle Muskeln vollkommen zwanglos spielen können, sondern auch ein Standesvorrecht; eine gewöhnliche Gartenarbeiterin darf es nicht tragen. Dagegen überlassen die Sinhalesinnen den Schmuck des Haares mit kostbaren Kämmen völlig den Männern und begnügen sich mit einem Halsband aus Perlen, Korallen, oder aus mehr oder weniger edlem Metall.

Sinhaleſen-Hochzeit; der Brautvater trägt zwei hohe, abſtehende Kämme im Haar.

Zweites Kapitel.

Plantagen-Geheimniſſe.

In den Plantagen gibt es mancherlei zu ſehen, was nicht in Lehrbüchern ſteht, und von einem beinahe ſchnurrigen Fall dieſer Art möchte ich meinen Leſern beim Beſuch einer Kaffeepflanzung berichten. Dazu müſſen wir aber die 132 Kilometer lange Bergbahn benutzen, die nach der 500 Meter über dem Meer liegenden einſtigen Reſidenz Kandi hinaufführt; wir müſſen ſogar noch ein Stückchen höher hinauffahren, denn Kaffee gedeiht, ebenſo wie Kakao, am beſten in hügeligem, aber nicht allzu feuchtem oder heißem Gelände zwiſchen ſechs- und zwölfhundert Meter Höhe.

Die Bahn trägt uns vom Meeresſaum durch einen 60—70 Kilometer breiten, überaus fruchtbaren Landſtrich und durch wohlbewäſſerte Reisfelder, dann ſteigt ſie durch ſumpfiges Buſchdickicht, wo wundervoll ſchillernde Falter von einer farbenſtrotzenden Blüte zur anderen gaukeln, zu üppigen Bergwaldungen empor, und läuft dabei — häufig in Tunnels — mit ſo kecken, im Verhältnis von 1 : 45 anſteigenden Bogen an ſteilen, oft bedrohlich überhängenden ſchwarzen Felsmaſſen entlang, daß die Reiſe für ſchwache Nerven geradezu aufregend wird; die zahlreichen Sprengungen im Granitgeſtein machen es ganz glaublich, daß die kurze Bahnlinie bis Kandi 40 Millionen Mark Baukoſten verurſacht hat, das heißt für jeden Kilometer 300 000 Mark!

Die geneigten Leſer werden es mir gewiß gern erlaſſen, alle die Dutzende von lateiniſchen Namen der hier grünenden, bei uns gänzlich unbekannten und

überdies durch dicke Massen üppiger Schmarotzer-, Schling- und Kletter-Gewächse eingehüllten und deshalb oft gar nicht kenntlichen Bäume anzuführen, die ich doch nur botanischen Werken entlehnen müßte. Diese üppigen, vor ihrer Trockenlegung fast undurchdringlichen und tödliche Sumpffieber erzeugenden Waldbezirke sprechen eindringlich von der Unzahl von Menschenleben, die diesem Bahnbau, besonders in dem dunstigen, dampfenden „Tale der Todesschatten" zum Opfer fielen, und furchtbar müssen die Kämpfe gewesen sein, die sich auf diesem gifthauchenden Boden zwischen den tapferen Bergbewohnern und den von der Küste her andringenden beutegierigen Fremden abgespielt haben. Wehe den Fremdlingen, die in die Hände der Eingeborenen fielen; von dem überhängenden, fast stets in dicke Wolken verhüllten Gipfel des in der Ferne auftauchenden, am jähesten von all den kühnen Bergen abfallenden Alegalla wurden die Kriegsgefangenen hinuntergeschmettert in unabsehbare Tiefen!

Bald hinter Kandi steigen wir aus, bevor noch der Zug völlig die oberste Stufe des Hochlandes erreicht hat, auf dem die Engländer in Newara Elija, gesprochen Njurellja, eine herrliche, ganz an ihre Heimat erinnernde Sommerfrische angelegt haben, und wo die Moore, Grasfluren und Haine einen wahrhaft verblüffenden Gegensatz zu den Tropenlandschaften der Küste bilden. Meine von hier aus unternommene Besteigung des höchsten Gipfels der Insel Ceylon, des 2575 Meter hohen Peduru Talegalla, brauche ich wohl nicht zu schildern, da dieser Spaziergang oft genug von anderen gemacht und haarklein beschrieben worden ist.

Auf der Pflanzung finden wir die Arbeiterinnen gerade mit dem Einsammeln reifer Kaffeebeeren beschäftigt. Beim ersten Blick erkennen wir an dem lose über die eine Schulter geschlungenen Streifen dünnen Gewandstoffes und an den durchlochten, geschmückten Ohrrändern, daß dies keine Sinhalesinnen, sondern Tamulinnen sind, wie sie jedes Jahr in Massen vom südindischen Festlande nach Ceylon herüberkommen, um hier einige Jahre bei höherem Tagelohn als daheim zu arbeiten; sie machen sich aber nur selten auf der Insel seßhaft, da ihnen die Sinhalesen wenig Gegenliebe zuwenden und Vermählungen mit ihnen aus dem Wege gehen. Das Verhältnis in der etwa drei Millionen zählenden buntfarbigen Bevölkerung Ceylons bleibt deshalb nach wie vor ungefähr dasselbe, d. h. es kommen auf je einen Europäer: 2 Malaien, $3^1/_2$ Mischlinge von Europäern und Asiaten, 40 Nachkommen der Araber, 140 Tamulen und 400 Sinhalesen. Die Anzahl der noch auf der Insel lebenden Ureinwohner, der Weddas, ist etwa halb so groß wie die der Europäer. Begreiflicherweise haßt der durch sein fruchtbares Land und sein belebendes, gemäßigtes Klima verwöhnte Sinhalese, der nur gerade so viel arbeitet, wie durchaus nötig ist, den Tamulen, dem der Gegensatz der von der Meerbrise gekühlten Insel Ceylon und der unerträglichen Tropenhitze seiner Heimat das Arbeiten hier zu einer wahren Lust macht; dazu kommt noch, daß er hier etwa fünfzig Pfennige Tagelohn, in Südindien hingegen kaum die Hälfte davon

verdient. Da er zum Unterhalt für sich und seine Familie aber täglich kaum dreißig Pfennige verbraucht, so hängt ihm in Ceylon der Himmel voller Geigen, und er schafft nach Herzenslust. Wohin wir auch blicken, sehen wir die blankgeölten schwarzbraunen Schultern munterer Kinder des indischen Südens, die emsig die Kaffeebäumchen absuchen und die prallen, reifen, roten Beeren, die man für Kirschen halten könnte, in Umhängetaschen aus Kokosfasern sammeln und dann an die Plätze schaffen, wo die Beeren zerdrückt werden.

Die Pflanzer, die zum Zerquetschen des Beerenfleisches keine „Pulper"-Maschinen anschaffen wollen, deren grobgenarbte Walzen doch wohl manche der beiden in jeder Beere enthaltenen Bohnen oder wenigstens das sie einhüllende Schutzhäutchen verletzen, machen sich schlau den sanften Beißapparat zu nutze, der jedem Tamulenkinde von der Mutter Natur in die Wiege gelegt wurde. Eine wahre Massenversammlung weiblicher Nußknacker kauert in manchem Pflanzungshofe, die alle mehr oder weniger stillvergnügt mit den Mäulchen wackeln; so hurtig als wären es die leckersten Konfitüren, stecken sie Beere für Beere zwischen die Lippen, zerteilen sie durch einen herzhaften Biß, der die beiden Bohnen freilegt und speien dann die breiige Masse mit angeborener Grazie in einen Korb. Je öfter die Arbeiterin einen solchen Korb gefüllt abliefert, um so mehr Silberannas klimpern am Zahltage beim Wochenschluß in ihrem schmalen Geldbeutelchen. Auch diese wöchentliche Ablöhnung ist ein Umstand, der die Pflanzer lieber Tamulen zu Arbeitern anwerben läßt, als Sinhalesen, die tagtäglich ihren Sold verlangen, um von der Arbeit fortbleiben zu können, sobald sie ein paar Silberlinge erübrigt haben und keine Lust verspüren, sich zu plagen.

Zerbeißen der Kaffeebeeren.

Die auf dem folgenden Bilde vor ihrem Kaffeebeerenberg hingegossene Beißkünstlerin wird gewiß unter ihresgleichen wegen ihrer rundlichen Fülle, nicht etwa ihrer wenig reizvollen Gesichtszüge halber, für einen Ausbund von Schönheiten gelten; daß sie eine Tamulin ist, verrät auch der Ring an ihrer Fußzehe, denn die Sinhalesinnen verabscheuen das Fußschmücken als barbarisch. Auch in anderen Kleidungsfragen ist der Geschmack der Tamulen von dem der Sinhalesen recht verschieden. Ein Blick auf die mit

Hof einer Kaffeepflanzung.

ihren beiden Sprößlingen aus der Faktorei herkommende Arbeiterin, die einen Talisman als Armband um den Ellenbogen gelegt hat, zeigt, wieviel mehr Wichtigkeit diese Tamulen dem zauberkräftigen Talisman beilegen, als einer kunstvoll zusammengenähten Bekleidung, denn auch das silberne herzförmige Blättchen um die Hüften des kleinen Jungen wird mit einer Schnur festgehalten, auf der zwei silberne Amulettröhrchen aufgereiht sind, die vor Unheil schützende Zaubermittelchen umhüllen. Die zerbissenen Kaffeebohnen läßt man einen Tag lang mit Wasser zusammengerührt stehen, wodurch das Fleisch fault und flockig wird, so daß es leicht durch fließendes Wasser von den zu Boden sinkenden schweren Beeren getrennt und weggeschwemmt werden kann. Nach dem Trocknen werden dann die Beeren „geplüstert", d. h. von den sie während des Faulungsprozesses umhüllenden Pergamenthäutchen durch rauhe, sich in schrägen Kästen drehende Walzen befreit.

Diese Wanderung mancher ceylonischen Kaffeebohnen durch die Lippen brauner Tamulinnen erscheint völlig harmlos, wenn man an den dichten Pergamentüberzieher denkt, der jede Bohne bekleidet. Andere Bohnen, und keineswegs die schlechtesten, haben jedoch zum Verdruß der Pflanzer manchmal noch einen viel seltsameren Weg zurückzulegen. Die größten, vollsten, reifsten Kaffeefrüchte reizen den Appetit von Affen, Zibetkatzen, Fledermäusen und von sonstigem Diebsgetier, das in der Nähe der Kaffeewälder haust, die Beeren nächtlicherweile wegstibitzt und sich ihr saftiges Fleisch wohlschmecken läßt. Mit

den harten, unverdaulichen Kaffeebohnen wissen die gefräßigen Tierchen jedoch nichts anderes anzufangen, als sie auf natürlichem Wege wieder loszuwerden. Aber ebensowenig wie den gewerbsmäßigen Geldsuchern in Paris eine in den Straßenstaub getretene Kupfermünze entgeht, ebensowenig übersehen die von dem Pflanzer zum Einsammeln solcher verstreuten Bohnen ausgeschickten Burschen die versteckten Häufchen dieses ganz besonders hochgeschätzten „Affenkaffees", den die Pflanzer aber nicht etwa in den Handel bringen, sondern ihn nur bei besonders festlichen Gelegenheiten als das beste, was sie bieten können, ihren Gönnern und Freunden verehren.

Doch die Zeiten der einstigen Kaffeeherrlichkeit sind für Ceylon vorüber, und nur sehr langsam hebt sich der Ertrag dieses Gewächses wieder, dessen Anbau hier einen merkwürdigen Entwicklungsgang durchgemacht hat. Solange der durch die Araber eingeführte Baum von den Eingeborenen nur seiner jasminähnlichen Blüten wegen für buddhistische Opferzwecke benutzt wurde, gedieh er prächtig auf der Insel. Nachdem aber die Holländer die Verwertung der Bohnen begonnen hatten und besonders als der Engländer Boy Tytler im Jahre 1837 einen übermäßigen Kaffeeanbau nach westindischer Methode einführte, stieg der Wert der Kaffeeausfuhr bald auf 60 Millionen Mark jährlich, was den Pflanzern mehr als 25 Prozent Gewinn abwarf.

Der Rückschlag nach dieser Hausse blieb nicht aus. Ein in den sumpfigen Dschungelbüschen wuchernder Pilz, Himeleja vastatrix, der durch die fortschreitende Trockenlegung der Sümpfe und Dschungelausrodung seinen Nährboden verlor, suchte und fand ihn auf den angrenzenden, obendrein durch Überdüngung mit Chemikalien kränklich gewordenen Kaffeebäumen, wo er sich bald unausrottbar einnistete und die Kaffeebäume mit erschreckender Schnelligkeit überwucherte und erwürgte. Nur wenige mit besonderer Sorgfalt gehegte Pflanzungen blieben verschont. Im Jahre 1900 ist der Wert der Kaffeeausfuhr aus Ceylon auf rund 890 000 Mark und 1901 gar auf 776 000 Mark zurückgegangen, während selbst das Jahr 1895 noch für 8 Millionen 785 000 Mark Kaffee lieferte.

Den verarmenden, dem Bankrott entronnenen Kaffee-Pflanzern blieb nichts anderes übrig, als sich nach einem einträglichen Ersatz umzusehen; Kakao, Zimt, Chinarinde, Kardamom und vor allem Thee wurden als Lückenbüßer gewählt. Der Anbau von Theebüschen war bis dahin ein volles Jahrhundert hindurch nur mäßig betrieben worden, weil der Kaffee den auf schnellen Geldgewinn erpichten Fremden weit reicheren Nutzen brachte. Jetzt aber nahm die Theekultur auf Ceylon bald einen schier phantastischen Umfang an, der nicht nur dem chinesischen Thee, sondern auch dem auf dem indischen Festland an den Himalajavorhügeln gezogenen Thee beträchtlich Abbruch tat und noch immer in wachsendem Maße zufügt, so daß die Preise des indischen Thees mehr und mehr herabgedrückt wurden, wodurch der Wohlstand der Pflanzer trotz zunehmender Produktion beständig sinkt. 1901 kostete das Pfund nur noch 33 Cents gegenüber 36 Cents im vorhergehenden Jahre,

Thee-Ernte.

woraus sich erklärt, daß der Gesamtwert der Theeausfuhr im Jahre 1901 auf 68 Millionen 682 000 Mark herabgesunken ist, während er 1900 noch 80 Millionen 603 000 Mark betrug.

Daß diese Unmenge von etwa 100 Millionen Pfund Thee, wozu Indien noch mehr als 170 Millionen Pfund beisteuert, überhaupt verbraucht werden kann, wird nur begreiflich, wenn man erfährt, daß in England auf jeden Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Durchschnittstheeverbrauch von etwa 3 Kilogramm kommt, der in Rußland auf 0,33 Kilogramm und in Deutschland gar auf 0,05 Kilogramm fällt. Doch alle Gegensätze gleichen sich aus! Die Verächter des Thees scheinen um so lebhaftere Liebhaberei für Kaffee zu besitzen, wenigstens verbraucht jeder Deutsche davon durchschnittlich $2^{3}/_{4}$ Kilo, der Engländer dagegen nur 0,32 Kilo.

Eine Theepflanzung gleicht einem saftig grünen, wogenden Meer. Ein unbeschreiblich feiner Duft strömt aus den Blüten und Blättern, die je nach Größe und Alter getrennt eingeerntet werden, um ganz verschiedene Sorten zu geben, trotzdem sie von demselben Busche stammen; die winzigen drei obersten, zartesten Blättchen sind die wertvollsten und werden von den Pflückern besonders sorgfältig in Körben eingeheimst, wobei der Wächter mit Argusaugen aufpaßt, daß niemand den Schatz durch ältere Blätter entwertet. Die ab-

Maschinen zum Rollen und Sieben des Thees.

gepflückten Blätter werden mit geschicktem Wurf über die Schulter in den Tragkorb geschleudert.

Die Behandlung der Theeblätter erscheint zwar sehr einfach, erfordert aber ziemlich viel Erfahrung. Zunächst werden die Blätter in heißen Räumen getrocknet, und dann auf Maschinen gerollt; doch wird vielfach vorgezogen, die Blätter durch Arbeiterinnen mit den Händen rollen zu lassen. Dann wird durch mäßigen Druck der Saft aus den Blättern gequetscht, worauf sie in gelinde Gärung geraten, in der sie einige Zeit verbleiben. Wird diese Gärung nicht unterdrückt, was neuerdings viele Pflanzer auf Ceylon erstreben, indem sie die gerollten und gepreßten Blätter sofort auf einer Darre trocknen, so hellt sich das dunkle Grün zur Farbe von Grünspan auf. Auch das schließliche nochmalige Trocknen, Sortieren und Auflockern mittelst Schüttelmaschinen sind Arbeiten, die unabläßige Aufmerksamkeit erfordern.

Weit weniger dankbar als die Anpflanzung von Thee scheint die von Kakao zu sein, da dieser Strauch erst nach sieben, Thee aber bereits nach drei Jahren ertragsfähig wird und neben besonders geschützter Lage und gutem Boden fortwährende Arbeit beansprucht; dafür wirft seine Kultur stetig steigenden Gewinn ab, seitdem die Kulturmenschheit erkannt hat, wie bedeutend der Nährwert der Frucht dieser von den Botanikern Theobroma oder Götterspeise getauften Pflanze ist. Beim Aussortieren der aus den Schoten gelösten Kakaobohnen scheinen die Arbeiterinnen wie braune Aschenbrödel vor sich hin zu summen: Die guten ins Körbchen, die schlechten aufs Deckchen! während sie die einzelnen Bohnen mit größter Eile prüfend durch die Finger gleiten lassen.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, kurz vor acht, als ich an dem Wohnhaus eines Pflanzers anlangte, der mich eingeladen hatte, den besonders reichen Kakaoschoten-Segen seiner Pflanzung gelegentlich in Augenschein zu nehmen. Wohl wissend, daß die Herren Landwirte Frühaufsteher zu sein pflegen, pochte ich an eine Thür, hinter der Geräusch und Stimmen erklangen, aber als ich sie öffnete, glaubte ich, in die Erde sinken zu sollen, denn eine lebendig gewordene Hogarthsche Karikatur schien vor mir zu spuken! Als ob in der Stube das wüste Studentengelage in Auerbachs Keller durchprobiert würde, so heulte, jodelte und quiekte mir ein Chorus angetrunkener Pflanzer mit gläsernen Augen und gefüllten Whiskybechern einen fröhlichen Willkommengruß entgegen. Ein Berg geleerter Flaschen mit allen erdenklichen Etiketten bewies, wie rüstig die wackeren Leutchen hier die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatten. Ein paar Abgefallene lagen in Armsesseln herum, wo sie gerade hingetaumelt und eingenickt waren, und selbst in dem anstoßenden Badezimmer hörte ich jemanden röcheln.

Ein Nüchterner spielt zwischen Angeheiterten stets eine fatale, manchmal sogar eine gefährliche Rolle. Erst wenige Tage vorher hatte ich mich hiervon zu überzeugen Gelegenheit gehabt, und mit Besorgnis erinnerte ich mich an jene aufregende Szene. Auch dort war ich ebenso zufällig in eine ähnliche feucht-fröhliche Tafelrunde geraten, wo die Zechbrüder allerlei rare Dinge

vollbrachten und wo mir das Haar zu Berge stieg, als sie z. B. brennende Lichtstumpfe verschluckten, Stücke einer zerbrochenen Fensterscheibe als Monocle ins Auge klemmten, sich durch Anschlagen der Schädel gegen die Zimmerwände in Erzeugen von Donnerschlägen überboten und dazwischen auch durch einige Boxübungen für eine Anzahl blutiger Köpfe sorgten. Als dann nach einem Ringkampf der eine Kämpfer in eine tiefe Ohnmacht gefallen war, wurde ganz ernsthaft erwogen, ob man dem für tot Gehaltenen der Sicherheit halber noch einen Dolch ins Herz stoßen solle oder nicht, und endlich brachte einer der Festgenossen einen kürzlich erstandenen Revolver mit der gelallten Warnung zum Vorschein, daß er geladen sei; als die Waffe zur Begutachtung aus einer Hand in die andere wanderte, dauerte es natürlich gar nicht lange, bis das Geknalle losging, wobei sich der fidele Gastgeber vor Lachen kaum lassen konnte, als die Trümmer seiner Nippfiguren in der Stube umherflogen.

Junge Tamulin.

An diesen wüsten Auftritt mußte ich denken, als ich mit der naiven Absicht, Kakaoschoten zu pflücken, in die Kneipgesellschaft geriet, die in des Pflanzers Wigwam hauste. In dem Schreien und Toben trat nicht einmal Ruhe ein, als eine weibliche Gestalt mit vorwurfsvollem Blick in das Zimmer trat, eine junge Tamulin, die von funkelnden Schmuckgegenständen förmlich strotzte, denn um den Hals trug sie nicht weniger als vier kostbare Ketten, an den Füßen klirrten gewichtige Spangen, und auch an den Zehen blitzten Ringe mit in die Höhe stehendem Edelstein-Ausputz. An der Spitze und in den Flügeln der Nase, sowie in den Rändern und im Läppchen des Ohres waren Glanzstücke der Goldschmiedekunst untergebracht, und das feuerrote, prall anliegende Seidenjäckchen, so wie die farbigen Säume in dem weich fließenden weißen Stoff, aus dem der Rock gebildet war, kleideten die prächtig gewachsene Figur ganz vortrefflich; ein zarter, lose über die Schulter gelegter Musselinschal erhöhte die malerische Wirkung der überraschenden Erscheinung.

Die braune Dame schien glücklicherweise einigen Einfluß auf den Hausherrn zu haben; schmollend und bettelnd brachte sie nach und nach die noch

nicht geleerten Whisky-Flaschen in Sicherheit und die Kneipkumpane auf den Marsch. Mürrisch riefen sie nach ihren Pferdejungen, ließen die Ponies anschirren, schwangen sich, so gut es gehen wollte, in die Sättel und trabten, unzufrieden über die zu frühe Beendigung des angerissenen Abends, zu ihren Nachbarpflanzungen heim.

„So, nun sollen Sie auch Ihre Kakaoschoten sehen!" lachte der Hausherr, der sich während des Aufbruches seiner Gäste eine ernüchternde kalte Dusche verabreicht zu haben schien. Dann herrschte er die muntere Tamulin, mit der ich mich inzwischen unterhalten hatte, mit den Worten an: „Geh mit und schneide dem Doktor ein paar schöne Kakaoschoten ab!" Plötzlich aber schien der Alkoholteufel wieder die Oberhand zu bekommen; er schwatzte allerlei verwirrtes Zeug von einem Bären, den er mir zuvor zeigen müsse, während ihm doch das Vorführen von Affen weit näher zu liegen schien. Die brünette Dame, deren Stellung in dieser Junggesellenwirtschaft mir noch nicht ganz klar war, fügte munter hinzu: „Ja, ja, wir haben wirklich einen leibhaftigen Bären im Hause. Komm nur herein, Tommy!" Damit schlang sie sprühenden Auges ihre glänzend braunen Arme um das zottige schwarze Ungetier, das schnuppernd und fauchend frank und frei ohne Maulkorb zur geöffneten Türe hereingetappelt kam. Während die pikante braune Venus mit der Bestie immer übermütiger im Zimmer herumtollte, mit ihr rang und boxte, raunte mir der Gebieter des Hauses zu, daß das temperamentvolle Mädchen eigentlich nur eine Kakaopflückerin, von ihm aber zur Würde seiner nicht legitimen zeitweiligen Gemahlin erhoben sei. „Ist sie nicht schön?" fragte er dann, indem er weniger das weibliche Wesen als ihre kostbaren Anhängsel an Nase und Ohren streichelte, die ihm manche Stange Gold gekostet haben mochten. Angesichts dieses Prahlens mit seiner Brillanten- und Perlenverschwendung neben der fast dürftigen und vernachlässigten häuslichen Einrichtung kamen mir die Bestrebungen jener englischen Frauen-Liga ganz erklärlich vor, wodurch Pflanzer, die in wilder Ehe mit Farbigen gelebt haben, gesellschaftlich für immer in Acht und Bann erklärt werden, sobald sie nach England heimkehren. Daß diese Ächtung sich selbst im Werbungsfalle als stichfest erweist, wage ich nicht zu bezweifeln.

Mein fröhlicher Pflanzer schien sich vorläufig den ihm einst daheim drohenden Boykott nicht sonderlich zu Herzen zu nehmen. Gähnend schlug er mir vor, ich möge unter Führung seiner schokoladefarbigen Dulcinea ohne ihn in die Kakaopflanzung spazieren; er selbst zöge es aber vor, sich nunmehr schlafen zu legen. Überflüssigerweise versicherte er noch, daß er keine Eifersucht kenne, wobei er leise und schelmisch an dem leuchtenden Rubin zupfte, der von dem Nasenspitzchen der Tamulin herunterbaumelte; dann ging er durch die Mitteltür ab.

Hätte der gute Mann seine Eifersuchtsfreiheit lieber nicht so sehr betont oder besser ganz aus dem Spiele gelassen; so etwas tut niemals gut! Die junge Tamulin machte gar kein Hehl daraus, daß ich einige Gnade vor ihren

dunklen Augen gefunden hätte. Mit rührender Aufmerksamkeit forschte sie in der Pflanzung behende nach besonders dichten Kakaobüschen herum, von denen sie dann mit einer Art von Zärtlichkeit die schönsten Schoten abschnitt, wobei ihr ganz unabsichtlich das Schaltuch von der Schulter glitt, so daß die Zierlichkeit ihrer Figur zur vollsten Geltung kam. Zuerst vorsichtig prüfend und lächelnd, dann immer lebhafter schlug sie im Laufe unseres Geplauders ihre Feuerblicke zu mir auf, so daß ich mir förmlich Zwang antun mußte, mich nicht so weit zu vergessen, die Gebote der Gastfreundschaft schmählich zu verletzen. Ob nun meine Zurückhaltung der Bronze-Circe langweilig wurde und sie mich für einen rundreisenden Inbegriff von Blödheit hielt, oder ob irgend ein sprachliches Mißverständnis eintrat, gleichviel, urplötzlich änderten sich ihre Mienen, ihre Augen schossen förmlich Blitze, das gekrümmte Messer zitterte in ihrer Hand, und mit hastigem Wurfe schleuderte sie mir die abgeschnittenen Schoten gegen die Brust; dann ergriff sie in wilder und doch holder Verwirrung ihr Schaltuch, stülpte es mir rasch über den Kopf und rannte mit unverständlichem, leidenschaftlichem Gemurmel ins Haus.

Tamulin, unter einem Kakaoschoten tragenden Baum eine solche zerschneidend.

Da stand ich nun mit meinen Kakaoschoten im Arm und dem zarten weißen Schleier über dem Haupt und hätte am liebsten das wehmutsvolle Lied angestimmt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“ Kopfschüttelnd trollte ich mich in die Wohnung des Pflanzers zurück. Er schliefe fest, wurde mir mürrisch von einem Bedienten, der die Spuren des Gelages fortzutilgen versuchte, bedeutet, und auf meine Frage nach der Favoritin des gnädigen Herrn hieß es lakonisch: sie habe sich in ihr Gemach zurückgezogen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Schicklichste, mich mit Hinterlassung einiger Dankeszeilen so leise wie möglich zu entfernen. So oft ich aber jetzt eine Tasse Kakao an den Mund setze, blickt mir daraus die vorwurfsvoll lächelnde Tamulin entgegen! Und doch habe ich wahrhaftig keine Ahnung, wodurch ich einen Vorwurf verdient haben könnte.

Es wäre unrecht, von Ceylon zu scheiden, ohne einen Augenblick in der Stadt Kandi zu rasten, die jedoch nur Europäer und Tamulen mit diesem

Der See von Kandi.

Namen, der Berg bedeutet, belegen; für die Sinhalesen ist sie noch immer Maha Nuwara, die große Hauptstadt, wie in jener Vorzeit, als gleichzeitig sieben Herrscher über die verschiedenen Teile Ceylons regierten und als der König von Kandi die kleine von Bambusstauden überwucherte Insel inmitten des in der Nähe des Königspalastes angelegten Sees noch als Strafplatz für in Ungnade gefallene Damen seines Harems benutzte; wie die Sage berichtet, wurden jene Unglücklichen in Säcke eingebunden auf diese Insel geschafft und den dort in den hohlen Bambusstauden nistenden Kobraschlangen preisgegeben.

Wie vor alters strömen auch noch heutigen Tages im Juli die buddhistischen Sinhalesen zum Perahera-Feste nach dem Wihara-Tempel, dessen weiße Mauern weit über den See hinüberleuchten, um den Umzug des heiligen Dalada, eines Zahnes des Religionsstifters Buddha, zu sehen, der für gewöhnlich in eben diesem Tempel, von einer goldenen Lotosblume umschlossen, in kostbaren Kapseln verwahrt wird. Bei der Perahera-Prozession wird dieses Kleinod mit ungeheurem Pomp und rauschender Musik unter einem Baldachin auf dem Rücken eines außergewöhnlich riesigen Elefanten herumgetragen, der nicht einmal den üblichen Lenker tragen darf, sondern der von Kornaks auf nebenhergehenden kleineren Elefanten bewacht und geleitet wird. Das Getümmel der festlich gekleideten Menge wird dabei durch Tausende von Leuchtfeuern aus brennenden Kokosnußkernen erhellt, und betäubend dröhnt das Geräusch der Musikanten und der mit Flitterputz geschmückten Tänzer, die im Rhythmus der immer rasender werdenden Musik kurze harte Holzstücke aneinander schlagen; diese schwierige Vorführung wird in einer Ballettschule in der Nähe des Tempels

Buddhazahn-Tempel in Kandi; rechts eine Dagoba.

schon lange Zeit vor dem Feste geübt, damit dabei alles „klappt". Als Europäer verkleidete Stelzenläufer, in Tierfelle vermummte Gaukler und Clowns in allen möglichen Masken sorgen für die Erheiterung der Festteilnehmer, unter denen jedoch die Mönche auffallenderweise fehlen. Daß Kleidung und Formen der Europäer auch von den Eingeborenen Indiens gern durch Masken oder Puppen lächerlich gemacht und sogar im geheimen, wie ich mich selbst wiederholt überzeugt habe, grimmig mißhandelt und vernichtet werden, scheint den Engländern zu entgehen, die derartige Offenbarungen der Volksseele keiner Beachtung würdigen.

An diesem festlichen Tage pflegte das Sinhalesenvolk dermaßen von buddhistischem Versöhnungsgeiste durchdrungen zu werden, daß es dem gefürchteten Herrscher feierlich und öffentlich nicht nur durch Vertreter alle Härten und Ungerechtigkeiten vergab, sondern für offenbare, schwere Freveltaten des tyrannischen Fürsten sogar Bußübungen vollzog und Opfer darbrachte, ein Brauch, der mit der Herrschaft der eingeborenen Könige erlosch. Uralt und unerklärlich ist auch der Schluß des Festes, wobei einer der Häuptlinge in einem Boote auf den Strom hinausfährt und mit einem Schwertstreich die Wasserfläche zerteilt.

Das Wunderbarste an jenem Zahn, der die bedeutendste aller buddhistischen Reliquien vorstellt, ist aber wohl der Umstand, daß kein gläubiger Buddhist an der Echtheit dieses Heiligtums zu zweifeln wagt, trotzdem feststeht, daß der ursprüngliche Zahn nach mancherlei Irrfahrten als Siegesbeute von den Portugiesen nach Goa verschleppt und dort auf Befehl der Inquisitoren pulverisiert wurde, weil die portugiesischen Befehlshaber Neigung zeigten, ihn den Sinhalesen für ein ungeheueres Lösegeld zurückzugeben. Der jetzige Zahn soll auf wunderbare Weise im Tempel erschienen sein und gilt für echt, aber schon der Augenschein lehrt, daß dieser ungeheure, zehn Zentimeter lange Zahn keinem menschlichen Gebiß entstammen kann.

Der Wihara-Tempel wurde nicht von Sinhalesen, sondern von kriegsgefangenen Portugiesen erbaut und gleicht mit seinen plumpen Mauern, Gräben, Schießscharten und mächtigen Toren mehr einer trotzigen Befestigung, als einer Andachtsstätte; das sich darin abspielende geräuschvolle Treiben und Musizieren von Mönchen und Opfernden gehört ebenso wie die schauderhaften, auf Wandgemälden dargestellten Strafen, die den Missetäter in einem zukünftigen Leben erwarten, zu den stärksten Eindrücken, die dem Ankömmlinge in Asien begegnen. Diesem Tempel gegenüber, auf der anderen Straßenseite, steht, wie dies in der Nähe buddhistischer Tempel gewöhnlich der Fall ist, eine schneeweiß getünchte glockenförmige Dagoba, in deren Kern eine andere Reliquie, ein Fetzen von Buddhas Mönchsgewand, eingemauert sein soll.

Derartige Dagobas oder, wie man sie in Indien nennt, Stupas sind das Wahrzeichen von Gegenden mit überwiegend buddhistischen Bewohnern wie Ceylon oder Birma, wo es als ein verdienstliches Werk gilt, sie zu Ehren des Religionsgründers zu errichten. Selbstverständlich hat jede uns unbedeutend

erscheinende Einzelheit der Ausführung symbolische Bedeutung. So soll ihre rundliche Glockenform die Gestalt einer Wasserblase ausdrücken, da Buddha die Nichtigkeit des Menschenlebens mit einer auf dem Wasser schwimmenden und dort spurlos zerplatzenden Luftblase zu vergleichen liebte.

Ganz ungeheuere, aus den ersten Blütezeiten des Buddhismus in Ceylon stammende, also mehr als zweitausend Jahre alte Dagobas finden sich auf den weit ausgedehnten, auch für den Nicht-Archäologen durch die neuerdings eingeleiteten Ausgrabungen stetig an Interesse zunehmenden Trümmerfeldern der einst prachtstrotzenden, vorgeschichtlichen Landeshauptstadt Anuradhapura, wo besonders die auf engem Raum stehenden 1600 Steinpfeilerreste des Funda-

Pungi-Mönch, der für sein Kloster Lebensmittel einsammelt.

mentes eines neunstöckigen Klosters einen Begriff von der Riesenhaftigkeit damaliger Bauten dieser Art geben. Der höchste dieser Reliquienschreine muß mehr als 400 Fuß hoch gewesen sein, denn selbst jetzt in seinem zertrümmerten Zustande mißt er noch 350 Fuß.

In der Nähe des Tempels von Kandi wimmelt es von eindrucksvollen Priestererscheinungen, von denen manche wohl infolge übertrieben vegetarisch-asketischer und obendrein eheloser Lebensweise mehr lebenden Mumien als Menschen von Fleisch und Blut gleichen. Die niederen Geistlichen, die Pungis, haben zugleich die Aufgabe, auf vormittäglichen Bittgängen für den Lebensunterhalt ihrer Amtsbrüder zu sorgen, wobei sie dem Beobachter stets ein sehr fesselndes Schauspiel bereiten. Mit feierlicher Ruhe nähert sich dann der

Mönch, dessen blankrasierter, geölter Schädel wie ein Metallspiegel schimmert, den verstreuten Wohnhäuschen der Sinhalesen. In ehrfurchtsvoll gebeugter Haltung tritt die Hausfrau aus ihrer Tür und entleert niedergeschlagenen Blickes ihre Opferspende für die Tempelbewohner in Gestalt eines Tellers voll Reis in den Almosenkorb oder Topf oder auch nur in den ausgestreckten Mantelzipfel des Bettelmönches. Seit alten Zeiten sind die Eingeborenen gewohnt, von ihrem Reisbesitz mitzuteilen, da sie dem Fiskus an Stelle der Geldsteuern den zehnten Teil ihrer Reisernte liefern müssen.

Das demütig sein sollende, aber oft recht selbstbewußte Gebaren der Pungis beim Einheimsen des Reises wirkt auf uns fast ergötzlich. Nach Buddhas Lehre muß nämlich ein rechter Pungi, wie ihn z. B. der Derwisch in Lessings Nathan darstellen soll, vollkommen besitzlos sein, auf irdische Habe nicht den mindesten Wert legen und nur genießen, was er unaufgefordert erhält; ferner soll er frei von jeder Eitelkeit sein, und deshalb stets in demselben Mantel gehen und diesen immer und immer wieder flicken, wenn er zu zerfallen droht, auch soll er den nicht ansehen, der ihm etwas schenkt, den Wert des Geschenkten nicht beachten und für die Gabe nicht danken, was jedoch manchmal so aussieht, als schritte der Mönch in dem stolzen Gefühle davon, seinerseits den Geber zu Dank verpflichtet zu haben, weil er ihm Gelegenheit bot, eine fromme Tat zu vollziehen. Alle diese asketischen, wohlgemeinten Vorschriften des „großen Lehrers" werden im allgemeinen nicht mehr streng befolgt. So sollen sich die Mönche z. B. beim Einsammeln des Reises einen Palmblätterfächer vor das Gesicht halten; häufig sehen sie aber ganz gemütlich darüber hinweg oder schlagen, falls sie keinen Fächer bei sich tragen, den Blick des zur Erde gesenkten Hauptes von unten nach oben empor, um die Spenderin und ihre Gabe zu mustern, die mit betend aneinander gelegten Händen in tiefer Verbeugung zu verharren pflegt, bis die gelbbemäntelte Gestalt des Priesters außer Sehweite gekommen ist. Ebenso wird, falls der Pungi glücklicher Besitzer eines ihm von einem Verehrer gestifteten prächtig-goldgelben neuen Mantels ist, das Gebot, ein zerschlissenes, geflicktes Gewand zu tragen, in der Art befolgt und umgangen, daß in irgend einem Eckchen des schönen Mantels ein winziger Flicken aufgesteppt wird; hin und wieder bekommt man sogar Mäntel zu sehen, die mit sichtlicher Liebe hergestellte weibliche Handarbeiten in Gestalt von Mosaikmustern aus gelben und braunen Zeugfleckchen darstellen. Auch wirkt es auf uns etwas komisch, daß sich die Mehrzahl dieser Pungis, besonders die jüngeren, bis zum Verwechseln ähneln, da sie alle gleichermaßen Augenbrauen, Bart und Schädel rasieren, und in ganz gleicher Weise den gelben Mantel wie eine römische Toga um die Büste hängen, wobei die rechte Schulter stets frei gelassen wird.

Als Buddhisten sind die Sinhalesen und demgemäß auch ihre Pungis von jedem religiösen Fanatismus vollkommen frei; mit rührender Toleranz gestatten sie sogar das Aufstellen und Verehren brahminischer Gottheitsbilder in ihren Tempeln, und seit mehr als tausend Jahren fanden aus Religionshaß

Verfolgte auf Ceylon schützende Zuflucht. Nestorianer, schiitische Moslems, vor dem siegreich vordringenden Islam aus Indien flüchtende Hindus, sowie von den Holländern verfolgte, durch die Portugiesen gewaltsam zu Katholiken bekehrte Eingeborene — sie alle wurden gleich duldsam von den eingeborenen Sinhalesen aufgenommen, ja, sie erbauten sogar im Jahre 1845 zum Gedächtnis des bei ihnen beliebten, vom Blitz erschlagenen englischen Kapitäns Roger eine christliche Grabkapelle! Beinahe rührend ist auch der Gleichmut, womit die Sinhalesen dem bekannten Streit gegenüberstehen, ob die flache Vertiefung auf dem Felsgipfel des Adamspik wirklich von Buddha erzeugt wurde, als er zum Himmel aufstieg, während die Mohammedaner natürlich den ältesten ihrer sechs Propheten Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed, die Hindus dagegen ihren Gott Schiwa und die katholischen Portugiesen den Apostel Thomas für den unzweifelhaften Urheber des angeblichen Fußabdruckes erklären.

Häuptling der Hochland-Sinhalesen in Festtracht.

Bei dem erwähnten Umzug des Buddhazahnes und bei anderen großen Festen, z. B. solchen zu Ehren ganz besonders hochstehender reisender Fürstlichkeiten, wie des jetzigen Zars, der als Großfürst-Thronfolger im Jahre 1890 Ceylon besuchte, oder des jetzigen Königs von England, als er noch Prinz von Wales hieß, erscheinen die Nachkommen der einstigen Sinhalesenfürsten in der bei ihren Vorfahren üblichen Tracht. Einer dieser Fürstensprößlinge, den ich im Innern des Landes aufsuchte, erwies mir, ebenso wie seine schöne Tochter, die fast rührende Gefälligkeit, diese kostbaren Kleidungs- und Schmuckstücke, die sichtbaren Erinnerungen einstiger Macht und verblichenen Glanzes, anzulegen, deren Einzelheiten durch die Porträts, die ich in dem Landsitz des vornehmen Sinhalesen aufgenommen habe, besser als durch Worte beschrieben werden. Freilich vermag kein Bild die köstliche Farbenpracht und den schimmernden Glanz der seidenen Gewänder, noch das Flimmern und Funkeln der Perlen und Edelsteine, der Gold- und Silberstickereien auf diesen Kleidern wiederzugeben. Spottlustige werden sich allerdings wohl alsbald darüber aufhalten, daß diese hohen Herren bereits in alten Zeiten die Schinkenärmel als das Ideal fürstlicher Männertracht anerkannt haben; sie sind aber keineswegs so

stark an Körperbau, wie sie durch diese aufgeblähten Ärmel, mehr aber noch durch die Beinkleidung erscheinen, die aus einem breiten und ungeheuer langen, in zahllosen Lagen übereinander gewickelten Musselinstreifen und einem gestickten Gürtel hergestellt wird. Der unter dem Kinn ausrasierte Vollbart macht die Erscheinung dieses Fürstensprößlings fast europäisch, dessen mit riesengroßen Perlen besetzter Ring am kleinen Finger ebenso wie die Perlenketten seiner Tochter wegen ihres hohen Wertes ins Auge fallen. Sicherlich sind es Erbstücke aus jenen Zeiten, wo der Ertrag der Perlfischerei an den Küsten noch den eingeborenen Herrschern gehörte.

Tochter des Sinhalesenhäuptlings.

Nach einer längeren Zeit des niedergehenden Erfolges scheint das mühsame Suchen nach Perlmuscheln wieder lohnender zu werden, und wenn erst die Perlfischer in noch bedeutendere Tiefe zu tauchen vermögen, werden dort bisher noch völlig unberührte Bänke eine ungeheure Ausbeute herrlicher Perlen ergeben. Vorläufig liefert der persische Meerbusen weit mehr Perlen als Madras, wo der Mittelpunkt des indischen Perlhandels liegt. Daß aber selbst deutsche Flüsse, z. B. die Steinach in der Pfalz, Muscheln mit, allerdings zumeist sehr winzigen, Perlen enthalten, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Wunderlich genug ist der sinhalesische Volksglaube, demzufolge die Perlen aus Tautropfen entstehen, die Buddha zu gewissen Zeiten vom Himmel in die der Atmung halber geöffnet an die Meeresoberfläche steigenden Muscheln hineinwirft. Aus diesem Grunde gelten zerstoßene Perlen als ein wundertätiges Heilmittel, das sich freilich nur wohlhabende gläubige Patienten zu Gemüte führen können.

Eine absonderliche Eigentümlichkeit der Insel sind die ceylonischen Teufelstänzer, die besonders in verkehrsfernen Gegenden noch in hohem Ansehen stehen. Die Sinhalesen sind ganz lächerlich abergläubische Leute, die in jedem Er-

Sinhaleſiſche Teufelstänzer heilen einen Kranken.

eignis ein gutes oder böses Omen wittern, und nirgends in der Welt wird mehr Gewicht darauf gelegt, ob jemandem bei Tagesbeginn zuerst ein unsympathischer oder ein liebenswürdiger Mensch entgegenkommt; da aber Furcht vor bösen Geistern jedenfalls die wesentlichste religiöse Empfindung ist, kann es nicht wundernehmen, daß neben Buddha eine Unzahl von Dämonen angebetet werden, obwohl die reine Lehre Buddhas jeden Geisterkultus verwirft. Krankheitsfälle sind für das unwissende Volk auch heute noch Offenbarungen der Macht von Dämonen, gegen die nur mit so außergewöhnlichen Mitteln aufzukommen ist, wie sie eben das Geheimnis der Teufelsbeschwörer sind. Diese Scharlatane verfahren mit ihren Patienten folgendermaßen: Der Teufelsbeschwörer besitzt einige buntbemalte, grauenerregende Holzmasken, deren fratzenhafte Gesichtszüge die gräßlichen Phantasiebilder darstellen sollen, die sich das Volk von dem Mahakola Jaksha und seinen achtzehn dämonischen Hilfsgeistern als Krankheitserregern zurecht gemacht hat. Mit diesen Masken angetan, begibt sich nun der Dämonenbeschwörer nebst seinen Spießgesellen zu dem Kranken, vor dem nach allerlei Zauberförmlichkeiten ein Maskenträger nach dem andern erscheint und seine immer wilder ausartenden Tänze zum besten gibt. Einer der Tänzer stürzt dabei plötzlich wie im Kampf mit unsichtbaren Kräften unter krampfhaften Zuckungen zu Boden, worauf niemand bezweifelt, daß der dieser Maske entsprechende Dämon in dem Patienten gehaust habe, aber nunmehr, von Konkurrenzwut getrieben, aus der Haut des Kranken gefahren sei, um den Teufelstänzer anzugreifen und zu verfolgen. In Kranken und Schwachen vermag die Einbildung bekanntlich Wunder zu tun, und deshalb fühlt sich der Leidende nach dem Tanze gewöhnlich sehr erleichtert und füllt die habgierigen Hände der Beschwörer so freigebig, wie es seine Mittel erlauben. Noch drastischer und wesentlich einfacher ist das Verfahren indischer Dämonenbeschwörer, von denen der eine, über eine Schüssel Reis gebeugt, der Reihe nach die Namen aller Krankheitsdämonen murmelt, während sich der andere, der ebenfalls über ein Reismaß gebeugt dasitzt, urplötzlich überschlägt, sobald der Name des gerade wirkenden Dämons erwähnt wird.

Singhalesenschule.

Durch mehr als viertausend Schulen, in denen etwa 150000 Kinder, Knaben und Mädchen gemeinsam, unterrichtet werden, sucht die englische Regierung die Reste dieses tief eingewurzelten uralten Aberglaubens auszurotten; um den Schulbesuch volkstümlicher zu machen, verlangt sie nicht die vorherige

Annahme des Christentums, sondern begnügt sich mit dem Lehren der Elementarkenntnisse und zwar gleichzeitig in englischer, singhalesischer und tamulischer Sprache. Kehren dann aber solche in zivilisierten Anschauungen erzogene Kinder aus der Schule in ein abseits der größeren Städte liegendes Elternhaus zurück, so treffen sie dort wohl noch recht verrottete Einrichtungen an, wie z. B. in der Zentralprovinz die einst allgemein übliche Unsitte der Vielmännerei, derzufolge mehrere Brüder einer Familie dieselbe Frau heiraten, so daß die Kinder aus solchen Ehen als Gemeingut betrachtet werden und den ältesten Familienvater als großen Vater, seine jüngeren Ehegenossen als kleine Väter zu titulieren haben. Die Singhalesen kennen überhaupt keine Familiennamen, und so legt sich jeder, sobald er erwachsen ist, einen möglichst hochtrabenden oder schönklingenden Namen zu und begnügt sich bis dahin mit einem Rufnamen, der ihm vom Vater beigelegt wurde, als der kleine Erdenbürger das erste Mal Reis zu essen bekam; dies wichtige Ereignis wird als hoher Festtag behandelt, da Reis ein so unentbehrliches Nahrungsmittel für die Singhalesen ist, daß tatsächlich jeder erkrankt, der ihn entbehren muß. Auch die Hochzeitsgebräuche der Singhalesen sind merkwürdig genug, denn jeder junge Singhalese muß unweigerlich das Mädchen heiraten, das ihm sein Vater nach sorgfältigen Erkundigungen und Rücksprachen mit dem Vater des Mädchens ausgesucht hat; als Zeichen der Vermählung werden dann dem Brautpaar wechselseits die Finger zusammengebunden, worauf es von den beiderseitigen Eltern mit Wasser begossen wird. Fortan heißt es von der jungen Frau X: „Sie kocht für Herrn X den Reis", und keine ärgere Schmähung kann ihr zugefügt werden, als wenn eine Freundin verächtlich meint: „Für einen solchen Menschen kochst du den Reis?" Das Wohnhaus der Braut bleibt während der Festzeit mit goldroten Nüssen der Königskokospalme geschmückt, die in Indien, ebenso wie andere schönfarbige Früchte, viel häufiger für Dekorationszwecke verwendet werden, als dies bei uns zu Lande geschieht.

Ein weiblicher Leutnant der Heilsarmee; links sein Adjutant, vor ihm Rekruten.

Ganz anders geht es natürlich in den Kreisen der christlich getauften Singhalesen zu, deren Christentum jedoch vielfach von recht asiatischem Zuschnitte

ist. So war ich selbst einmal auf Ceylon an einem Weihnachtsabend in einer prachtvoll illuminierten portugiesischen Kirche zugegen, wo die Verkündigung „Christus ist geboren!" durch unaufhörliches Geknatter von Kanonenschlägen nebst reichlichem Salonfeuerwerk in der Nähe des Altars eindrucksvoll betont wurde.

Getaufte Sinhalesen der besseren Klassen sehen bei solchen festlichen Gelegenheiten für unseren Geschmack etwas putzig aus, weil sie gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen suchen: sie behalten zwar den bunten Lendenschurz und den seltsamen Kamm der Sinhalesen bei, ziehen jedoch eine europäische Jacke dazu an und stülpen einen steifen schwarzen Filzhut auf die kammgekrönte Frisur; ein Brautvater steckt sogar zwei überaus kostbare Kämme aus den Flossen einer auf Malakka heimischen Landschildkrötenart ins Haar, falls er, wie der am Beginn dieses Kapitels dargestellte, zu den vornehmen Sinhalesen zählt.

Neben den Sendboten aller erdenklichen Missionsgesellschaften durchziehen auch die nirgends in der Welt fehlenden bekehrungseifrigen weiblichen Offiziere und Soldaten der Heilsarmee die paradiesische Insel. Und fürwahr, wenn man den maßlosen Schnapsverbrauch bemerkt, der auf Ceylon im Schwange ist, und wenn man von dem Unheil hört, das die wohl gutmütig, aber keineswegs sanftmütig zu nennenden Sinhalesen in jähzorniger Trunkenheit mit ihren schnell kampfbereit gezückten Messern anstiften, dann kann man nur wünschen, daß die Bußpredigten dieser Leute, ebenso wie die den Kindern in den Schulen beigebrachten Belehrungen etwas mehr Mäßigkeit und Selbstbeherrschung in dies seltsame Völkchen tragen mögen, das die herrliche Insel Ceylon bewohnt. Wie mit Elementargewalt bricht sich auch oft genug der Haß gegen die das leichtlebige Volk in unerhörter Weise ausnutzenden Wucherer Bahn, die zwar meist afghanische, aber insgesamt „Araber" genannte Mohammedaner sind; der berüchtigteste Blutsauger dieser Art namens Ismael in Mahala wurde noch vor einem Jahrzehnt von acht Schuldnern unter beständiger Bedrohung mit geladenen Flinten an einem langen um einen Baum gewickelten Seile buchstäblich zu Tode gehetzt, während seine acht Mörder bei ihrer Hinrichtung von den anderen Sinhalesen gleich Märtyrern verehrt wurden.

Maske eines Dämonenbeschwörers. 1/6.

Musikant mit Röhrentrommel und Tamtam auf der Plattform über der Spitze des Pagodenturmes.

Drittes Kapitel.

Auf der Pagodenspitze.

Eine der eben erwähnten Dagobas in Anuradhapura überrascht durch den auffallend guten Zustand ihres skulpturenreichen Baues. Opferfreudiger Buddhisteneifer hat den Prinzen Ginavaravansa von Siam veranlaßt, dem weiteren Verfall dieses Wahrzeichens seiner Religion Einhalt zu gebieten und die verfallene Dagoba-Ruine nach Möglichkeit auszubessern. Zufällig traf ich im Winter 1899 mit dem genannten Prinzen wiederholt in Birma zusammen, das er, ebenso wie andere Länder Asiens, in denen der buddhistische Glaube vorherrscht, aber nicht etwa mit prinzlichem Pomp, sondern im schlichten gelben Mönchsmantel bereiste, um sich von dem gegenwärtigen Zustande des entarteten Buddhismus und von den Aussichten zu überzeugen, die der Versuch einer Reinigung und Neubelebung dieser Glaubenslehre haben würde.

In seiner Gesellschaft befand sich eine andere interessante, weit über Indien hinaus bekannte Persönlichkeit, der Präsident der in 402 Zweigvereinen über die ganze Welt verbreiteten, von Frau Blawatzky gegründeten theosophischen Gesellschaft, namens Olkott, der, bezeichnend genug für die Titelliebe amerikanischer Republikaner, stets mit dem Obristen-Rang tituliert wird. Fürst Uchtomsky, einer der gründlichsten Kenner des Buddhismus, erwähnt das Wirken Olkotts im Vorwort zu der von Professor Grünwedel herausgegebenen klassischen Studie „Mythologie des Buddhismus", worauf ich mich hierbei

beziehe, allerdings in der wohl etwas optimistischen Voraussetzung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo sich die zersplitterte buddhistische Welt in ein organisches Ganzes gliedern wird und wo der vor zwei und einem halben Jahrtausend von König Asoka auf dem Platze, wo dem Religionsstifter „das Licht in der Seele aufging", erbaute Tempel „Buddha Gaja" als Buddhistenschule wiederhergestellt werden und zum Sammelplatz für die Leiter aller in der Welt zerstreut lebenden Anhänger dieser Lehre dienen wird, die zwei Drittel der Gesamt-Bewohnerschaft Asiens umfaßt. Bei unserem letzten Zusammensein in Rangun klagte Oberst Olkott mit bitterem Entsagungsschmerz über die große Flauheit, mit der seine Bestrebungen bei vielen hochstehenden Buddhisten zu kämpfen hätten; es wird also wohl noch ein gutes Weilchen dauern, bevor die erhoffte internationale Buddhisten-Hochschule in Buddha Gaja zu der erstrebten Pflanzstätte kosmopolitisch-buddhistischen Glaubens ausgewachsen sein wird, der, wie in den ersten Zeiten des Buddhismus, auf das brahmanisierte Indien einwirken soll, um sich allmählich dessen zahllose Sekten einzuverleiben und von neuem unzählige Menschen auf die Bahn der Verehrung des „göttlichen Lehrers" zu lenken. Ob als Oberhaupt dieser religiösen und geistigen Bewegung wirklich, wie es geplant wird, der Dalai Lama hervorgehen wird, kann ebenfalls nur die Zukunft lehren.

Wie Fürst Uchtomsky ausführt, verfolgte Olkott als Präsident der theosophischen Gesellschaft jahrelang den Gedanken, die Glieder der geistigen Kette aufzufinden, welche die Länder verknüpft, in denen Buddha als Gott verehrt wird. Er bereiste Asien, machte sich mit den hervorragendsten eingeborenen Priestern bekannt und verfaßte dann für die Buddhisten der ganzen Welt eine Art Glaubensbekenntnis. Alles Unwesentliche, Konventionelle, alles eng Nationale und rein Zufällige wurde darin beseitigt, da der Buddhismus stets bereit ist, in seine Kultusformen alle möglichen anderen aufzunehmen, wenn sie nur seine Hauptidee nicht beeinträchtigen: die Idee von dem „göttlichen Lehrer" und der von diesem angewiesenen Bahnen zur Selbstvollendung im Zusammenhang mit der Mahnung des Meisters, allmählich allen lebenden Wesen die Lehre mitzuteilen, durch deren Befolgung sie sich von der Wiedergeburt und den mit ihr verbundenen Leiden endgültig befreien können. Nur das Wesentliche der Lehre sollte in dieses Bekenntnis aufgenommen werden. So wird allmählich vieles aus den religiösen Eigentümlichkeiten Asiens erklärt werden können, die Glaubensformen der Hunderte von Millionen werden sich anschaulicher darstellen, und von der Seele jener Epoche, in der die buddhistische Lehre begründet wurde und wo ihre Verkündigung die Menschen entflammte, wird der Schleier gelüftet werden.

In Japan, Birma und auf Ceylon hat das Programm Olkotts mit den darin enthaltenen 14 Grundbestimmungen bereits Billigung gefunden, und es bleibt abzuwarten, was diese Neuerungen in Bezug auf die Befestigung der geistigen Verbindung zwischen den buddhistischen Völkern in Indo-China, im Innern Chinas und in Korea und Tibet bewirken werden. Die Hauptfrage

ist hierbei, ob die 14 Grundwahrheiten von den Buddhisten der ganzen Welt angesichts einer Zeitrichtung anerkannt werden können, in der bereits die vornehmlichste auf wenig praktische Befolgung hoffen darf, die lautet:

„Man soll allen Menschen, wer sie auch seien, mit Duldung, Sanftmut und brüderlicher Liebe begegnen, ebenso soll man den Geschöpfen jeglicher Art mit Milde und Barmherzigkeit entgegenkommen."

Pungi mit silberner Schale zum Reissammeln.

Diesem Buddhisten-Apostel Oberst Olkott, den ich bereits früher vergeblich in seinem Wohnsitz Adija bei Madras aufgesucht hatte, begegnete ich nun nebst seinem prinzlichen Reisegefährten bei einer hervorragend merkwürdigen Gelegenheit. Ich war nach der einstigen Königsresidenz Ober-Birmas, nach Mandale, gereist, um einem dort bevorstehenden ebenso seltenen wie großartigen Feste beizuwohnen, der Krönung einer ungeheueren Dagoba mit einem Thi oder, wie ein Linguist schreiben würde, mit einem Hti; auf keiner dem buddhistischen Kultus dienenden Baulichkeit darf ein derartiger Aufsatz aus vergoldeten Bronzereifen fehlen, dessen Gestalt einen Sonnenschirm, das asiatische Wahrzeichen der Erhabenheit, vorstellen und zugleich durch die Zahl seiner Ringe an die verschiedenen bisher erschienenen Buddhas und ihre Himmel erinnern soll. Von unten gesehen erscheint eine solche Verzierung allerdings fast winzig, wenn die Spitze, wie in diesem Falle, etwa hundert Meter über dem Erdboden endigt. In Wirklichkeit ist sie jedoch ein mehrere Meter hohes und viele Zentner wiegendes, also selbst wenn es in einzelne Ringe zerlegt wird, schwer zu bewegendes Stück. In ganz Birma war bereits seit geraumer Zeit für diesen kostspieligen Tem-

Junge Pungis, die mit den gefüllten Reisschalen zum Kloster heimkehren.

pelausputz durch die Pungis Geld gesammelt worden, denn wie auf Ceylon sieht man auch in Birma die jüngeren Pungis tagtäglich mit ihren hier oft durch prachtvolle, getriebene Silberreliefs verzierten Almosenschalen von einer Tür zur anderen pilgern, um auf diese Weise, jedoch ohne darum zu bitten, den Lebensunterhalt für sich und ihre Amtsbrüder einzusammeln. Zur Essenszeit kehren sie reichbeladen in langen Zügen zu den Klöstern zurück.

Frau aus Katschin.

Nun war endlich der festliche Tag erschienen, wo das hochragende Symbol der Fürstenwürde für immer über der äußersten, höchsten Dagobaspitze befestigt werden sollte; in diesem Falle könnte ich dafür auch Tempelspitze sagen, da diese Dagoba in ihrem unteren Teile tatsächlich mächtige Gewölbe für Gebets- und Opferhandlungen enthielt und nicht nur mehr oder weniger kostbare eingemauerte Reliquien umschloß, wie z. B. in der Dagoba zu Buddha Gaja noch heutigen Tages der Diamantthron des „weißen Fürstensohnes", d. h. des späteren Buddha, sowie eine Statue desselben verborgen sein soll, die uralter Sage nach aus Elfenbein und sämtlichen indischen Edelsteinarten hergestellt wurde.

Aus allen, selbst den entlegensten Teilen Hinter-Indiens, aus den Laos- und Schan-Staaten, ja sogar aus Siam und den östlichen Himalajaländern waren zu diesem Feste Buddhisten herbeigeströmt, so daß um die Pagode herum mehr als acht Tage hindurch ein unvergleichliches Völkergetümmel und Sprachengewirr herrschte, wie es selbst beim Turmbau zu Babel nicht ärger gewesen sein kann; ich stehe nicht an, dies Völker-Kaleidoskop, in das ich damals blickte, zu den allerinteressantesten Eindrücken meiner sämtlichen fünf Asienreisen zu zählen, denn an jeder Stelle des Festplatzes tauchten urplötzlich Figuren von erstaunlicher Eigenart auf.

Vornehmes Mädchen aus dem Sikhim-Himalaja.

Unterscheiden sich schon die Birmanen, besonders die weiblichen, auf den ersten Blick von den Hindus und den Hindufrauen in Vorder-Indien, so erschienen hier für mich ganz neue Muster indochinesischer Völker. Wild und kriegerisch blickende Männer aus Katschin, dralle junge Mädchen und abscheuliche, unsaubere und verwitterte Waldhexen

Bunong-Mädchen.

Bunong-Frauen.

aus dem Bunong-Stamme, mit riesigen silbernen Ohrringen in Größe von Spritzkuchen nebst Handgelenkspangen in Gestalt unförmlicher, bis zum Arm hinauf reichender Schlangen oder von dem Umfange kleiner Teller bei mehr als fünf Kilo Gewicht! Dazwischen drängten sich Frauen mit ungeheueren Strohhüten in Form spitziger Pyramiden neben Männern mit wild und verwegen gebogenen Kopfbedeckungen auf wüsten „Chignon"-Frisuren hin und her durch das Tor, das in den unteren fensterlosen Tempelraum der Dagoba hinein führt. Die darin sonst in geheimnisvoller Dämmerung ruhenden Buddhabilder und Reliquienschreine wurden jedoch in dieser festlichen Zeit durch ein unruhig funkelndes Meer brennender Wachskerzen erhellt. Jede von diesen seltsamen Gestalten trug außer den Pantoffeln ein brennendes kleines Licht in der Hand, das dann vor den Buddhabildnissen oder neben den Gaben für das Tempelfest festgeklebt wurde, während bereits Hunderte von solchen Kerzen an allen möglichen Plätzen bald in der Höhe als winzige Pünktchen, bald mit besorgniserregender Feuergefährlichkeit auf dem Erdboden flammten; wie Geistererscheinungen wogten die hier hell, dort dunkel beleuchteten,

Schan-Frau mit Riesenhut.

Hut der Schan-Männer.

spukhaften Schemen dazwischen hin und her. Die ganze Volksmasse war in beständiger fließender Bewegung, und jede der seltsamen Figuren wurde alsbald leise von einer anderen verdrängt, deren Gesichtszüge und Eigenart fesselten; kann es z. B. einen erstaunlicheren Männerschmuck geben, als die beiden spannenlangen Bambusrohre, die der Mot durch die Ohrläppchen steckt, und in deren einem er den Tabaksvorrat, in dem anderen Tabaksblätter zum Herstellen seines Zigarettenbedarfs herumschleppt? Gerade wie der gemeine Mann bei uns zu Lande nach vollbrachtem Kirchgange seine Sonntagsheiligung durch das Brandopfer einer oder mehrerer besonders guter Zigarren ausdrückt, so erreicht bei einem solchen Volksfest in Birma der schon an gewöhnlichen Tagen recht beträchtliche Zigarettenverbrauch einen Umfang, der der beängstigenden Größe der manchmal sogar noch mehr als fußlangen birmanischen Zigaretten ebenbürtig ist; allerdings darf man nicht vergessen, daß dies Familienzigaretten sind, die bald von der Mama oder dem Herrn Vater und bald von dem einen oder anderen der lieben Kinderschar je nach Bedarf und Laune zum Munde geführt und in beständigem Glimmen erhalten werden. Schreit ein Baby gar zu herzbrechend, so wird ihm nicht ein süßes Lutschbeutelchen, sondern die qualmende Zigarre in das Mäulchen geschoben; dann ist es sofort still. Auch über die verschiedenen Arten des Transportes dieser Säuglinge in Körben, Schlingen oder Tüchern konnte ich bei dieser Gelegenheit die unterhaltendsten Studien machen.

Garkoch, eine Zigarette rauchend.

Von den halbwilden Indo-Chinesen stechen die sauberen einheimischen Birmanen auffällig ab, zumal an solchem Tage, wo sie ihre schönsten blaßfarbigen Seidenbinden um den Kopf und die wundervollsten ihrer buntkarrierten Tücher um die Hüften geschlungen haben und einen im höchsten Grade festlichen Gesamteindruck machen. Ist schon jede Bazarhalle in Birma mit den geschmackvoll geordneten, hoch aufgestapelten üppigen Erzeugnissen des Landes und den einschmeichelnden Gestalten ihrer graziösen, heiteren Verkäuferinnen ein entzückend malerisches Bild, so wurden hier die so nett wie bei einer Weihnachtsbescherung auf reinen, weißen Tüchern aufgebauten Opferspenden an Früchten, Blumen und Getreidehaufen, umringt von einer Volksmenge von märchenhafter Buntheit, zu einem leben- und farbensprühenden Gemälde, das sich keine Phantasie vorstellen kann; durch die Ruhe und das anständige, höfliche Benehmen der wirr durcheinanderflutenden Massen wäre tatsächlich der Eindruck eines wunderbaren

Gießen der Wachskerzen.

Märchentraumes entstanden, hätte nicht der merkwürdige, aus Blumenduft, Ausdünstungen und Kerzenqualm zusammengemischte Geruch beständig an die Wirklichkeit des vermeintlichen Zauberbildes gemahnt.

Ähnlich wie vor Wallfahrtskirchen in europäischen Ländern, und nicht etwa nur in Kevelaar, Kerzen und „viel wächserne Füß' und Händ'" zum Kauf ausgeboten werden, so war hier gleich im Tempel selbst eine primitive Kerzenfabrik eingerichtet, damit jeder beim Gießen seiner Wachslichter mittels plumper Holzformen zugegen sein und dem Wachs noch irgend welche abergläubische Zutat beimischen konnte, denn krasser Aberglauben und stete Angst vor Dämonen, Geistern und anderen „Nats" spielt bei allen Birmanen, besonders aber in den entlegenen Bergländern Ober-Birmas und Indo-Chinas, eine überaus einflußreiche Rolle. Aus diesem Grunde machten auch die Frosch- und Dämonenmasken, die in tollen Tänzen und Kampfspielen von jüngeren Priestern vorgeführt wurden, ganz ungeheueren Eindruck auf die von dorther erschienenen Naturkinder. Natürlich erhöhen derartige Maskentänze und Bekämpfungen der Dämonen wegen des dabei nie ausbleibenden Sieges der Priester über die Vertreter der feindlichen Geisterwelt das Ansehen und die Einnahmen der Mönche bei ihren sich über alle buddhistischen Lande erstreckenden Bittgängen ganz bedeutend. Manche dieser abergläubischen Ansichten sind überraschend naiv und bezeichnend; so bauen z. B. die Katschins den Nats zum Aufenthalt außerhalb ihrer Dörfer bequeme Gerüste, unter denen sie ihnen Opfertiere

Tänzer mit Dämonen-Masken.

schlachten, treiben dann durch Dämonenbanner die Geister aus dem Orte dorthin und verrammeln alle Straßen und Türen mit Speeren. Selbst die einfachsten Naturerscheinungen sind bei ihnen Einwirkungen übernatürlicher Wesen; so erklären sie sich z. B. die Entstehung des Regenbogens durch eine Riesenkrabbe, die neben der runden Erdscheibe im Weltmeere schwimmt und dabei zu Zeiten, um Atem zu schöpfen, aus dem Wasser emportaucht, wobei dann der Sonnenschein auf ihren mit Perlmutter gesäumten und in allen Farben spielenden Mundrand fällt, der sich beim jedesmaligen Aufklappen des Mundes am Himmelsgewölbe abspiegelt; bei Sonnenfinsternissen wird sogar unaufhörlich mit Pfeilen und Luntenflinten gegen die Sonne geschossen, um zu verhindern, daß diese von einem sie bedrohenden riesigen Frosch-Nat verschlungen wird, und da der Erfolg nie ausbleibt und die liebe Sonne bald wieder fröhlich vom Himmelszelte strahlt, sind die guten Leutchen nicht leicht von derlei Ansichten zu bekehren.

Durch einen Sonnenschirm geschützte Wasserkrüge; ein durstiger Knabe führt eben den Schöpflöffel zum Munde.

Angesichts der erdrückend mannigfaltigen Augenweide überkam mich auf dem Festplatz ein förmlicher Sehrausch, denn selbst die unbedeutendsten Vorgänge werden in Birma sofort zum reizvollen Bilde, sei es ein Barbier, der in einem Winkel des Festplatzes kauert und einem geduldigen Patienten mit einem rostigen Haken einen Zahn zieht, oder ein fast nackter, durstiger kleiner Bengel, der sich aus einem der zum allgemeinen Besten unter einem Sonnenschirm aufgestellten Wasserkrüge mit Hilfe einer an einen Stiel gesteckten halben Kokosnußschale einen kühlen Trunk schöpft, oder ein mohammedanischer Vogelhändler, dem seine gefangenen Papageien und anderen Vögel nur abgekauft werden, um sofort die Freiheit zu erhalten, weil dies von den Buddhisten für ein verdienstliches Werk betrachtet wird.

Inmitten des Platzes waren einige dreieckige Prangergestelle errichtet, an die etwa abgefaßte Diebe gebunden und zur Schau gestellt werden sollten, denn an verbrecherischem Gesindel fehlte es ebensowenig wie an entsetzlich verstümmelten Krüppeln und aussätzigen Bettlern, die alle Zugänge zum Tempel belagerten. Hinter den Zelten und den Schaubuden mit Mißgeburten, Zwergen und Riesen, in denen man, wie auf einem Jahrmarkt, alles Erdenkliche, vorzugsweise aber natürlich Festbedürfnisse wie Lichter, Blumen, Früchte, bunte Bänder, Räucherkerzchen, Blattgold und Kinderspielzeug

sowie an Fäden lenkbare Marionetten einhandeln konnte, sandten die von Chinesen gehaltenen Garküchen die streng riechenden Düfte der nationalen Leibspeisen der Birmanen, Ngapi und Kuk-Swe, in die Lüfte; letzteres ist ein Ragout von Makkaroni und Schweinefleisch mit spanischem Pfeffer und massenhaftem Zwiebelzusatz, Ngapi aber eine für unsere Geruchs- und Geschmacksorgane unerträgliche Paste aus halb verfaultem Fisch, eine Delikatesse, nach der jedes birmanische Dorf schon von weitem duftet; im geheimen verabreichen die schlauen Chinesenköche jedoch auch geistige Getränke und Opium, zumal in der Nachtzeit, wenn von spekulativen Bankhaltern auf dem Erdboden überall Tücher mit sechs oder

Schiefe Ebene zum Hinaufschaffen des Thi auf die Spitze der Pagode.
Die Schuhe werden auf dem Festplatz in der Hand getragen.

sechsunddreißig durch Tierfiguren bezeichneten Feldern ausgebreitet werden. Das einförmige Geklapper der Blechbüchsen, aus denen die mit den entsprechenden Tierbildern bemalten sechsseitigen länglichen Würfel rollen, gehört zu jenen eigenartigen asiatischen Geräuschen, die sich meinem Trommelfell für immer eingeprägt haben, obgleich sie nicht übermäßig laut sind.

Zu den auffallendsten Figuren eines birmanischen Festplatzes gehören auch die von der Einfalt der Landleute lebenden Wahrsager. Mit schallender Stentorstimme verkünden diese Menschenkenner aus den von ihren Kunden auf Palmblätter gekritzelten Schriftzügen alle möglichen Glücksfälle, verfallen aber dabei ab und zu in ein Geflüster, so daß die Umstehenden höchstens aus dem wichtigen Getue des Schicksalsverkündigers ahnen dürfen, daß es gar bedeutende Dinge sein müssen, die er seinem Opferlamme ins Ohr raunt. Bei den aber-

gläubischen Birmanen hat jeder derartige Humbug auf weit dankbarere Abnehmer zu rechnen als eine Schaustellung mit wissenschaftlichem Anstrich, wie z. B. die ebenfalls vorhandenen Kinematographen und Grammophone.

Auch an Erfrischungen aller Art, an geeistem Sodawasser und fadem Speiseeis, woran man sich den Gaumen zerschneidet, ist ebensowenig Mangel wie an Theebuden, in denen die Leutchen die Zeit verplaudern können, bis der große Augenblick anbricht, wo die Pagodenturmspitze in Bewegung gesetzt und an ihren hochgelegenen Platz gebracht wird.

Um den reich geschmückten Thi an seinen Bestimmungsort hinaufzuschaffen, war ein ungeheures schwankes Gerüst aus dünnen Balken, Latten und Bambusstangen aufgerichtet worden, das von der Erde bis zur höchsten Spitze der Pagode hinaufführte; flatternde bunte Flaggen und aufgespannte weiße oder zartfarbige Sonnenschirme gaben dem zierlichen Stangenbau ein überaus heiteres Ansehen, obgleich eine ernsthafte europäische Baupolizei wahrscheinlich allerlei nicht Vorschriftsmäßiges daran entdeckt haben würde.

Ein Neugieriger guckt durch den photographischen Apparat des Verfassers.

Es war fast unmöglich, auf dem belebten Platze einen geeigneten Standort zur Aufnahme des seltsamen Gerüstes zu finden; ich mußte lachen, als ich, auf der Suche nach einem solchen zu meinem Apparate zurückkehrend, die bestürzten Mienen der sich darum herumdrängenden Birmanen bemerkte, denen von einem hervorragend Neugierigen, der während meiner Abwesenheit unter das Dunkeltuch geblickt hatte, die Wundermär verkündet worden war, daß in dem Kasten die ganze Pagode mit Gerüst und Fahnen und Menschen auf dem Kopfe stände!

Es hieß allgemein, der Prinz von Siam würde das Gerüst erklimmen, um von seiner höchsten Höhe aus das Hinaufwinden des Thi zu segnen. Kurz entschlossen bat ich ihn, nachdem er bereits kurz zuvor die Liebenswürdigkeit gehabt hatte, mir nebst dem greisen Olkott und den birmanischen Festleitern, sowie deren wie Wachspüppchen bescheiden im Hintergrund kauernden und geduldig ihre Riesenzigarette schmauchenden Gemahlinnen zu einem Bilde zu sitzen, um die Vergünstigung, mich dieser Turmspitzenbesteigung anschließen zu dürfen.

Mein Wunsch schien nicht viel Gegenliebe zu finden. So weitgehend auch die Toleranz gegen Andersgläubige sein mag, die der Buddhismus lehrt, so kam doch wohl manchen unter den Vorstehern des Tempels die Erfüllung meines Verlangens wie eine Entweihung des Festes oder des Thi-Kleinods vor. Mir wurde ganz unumwunden gesagt, daß, wenn auch nur der geringste

Unfall beim Aufrichten des kolossalen Zierates eintreten sollte, was durchaus nicht unwahrscheinlich sei, die Menge unfehlbar nur mich dafür verantwortlich machen würde, und daß dies bei der Wildheit vieler Festteilnehmer unabsehbare Folgen haben könne; auch wurde mir bedeutet, daß das Ersteigen des Gerüstes keineswegs so leicht und ungefährlich sei, wie es den Anschein hätte.

Da half mir eine frühere Begegnung mit buddhistischen Lamas aus der Not. Um die besorgten Tempelherren zu beschwichtigen, verehrte ich ihrem Wortführer ein Kunstblatt aus meinem „Himalaja-Album", worauf ich einen

Prinz Ginavaravansa von Siam und der greise Oberst Olkott; hinten links sitzen die Frauen der vorn kauernden Tempelvorsteher, von denen eine raucht.

berühmten Lama, einen Gesandten des Dalai-Lama, inmitten anderer hoher buddhistischer Würdenträger in der Vorhalle des Buddhistentempels Pemiontschi in Sikhim abgebildet hatte, und erregte dadurch wohl ihren Ehrgeiz, dies denkwürdige Fest der Thi-Aufrichtung in einem meiner künftigen Werke der Nachwelt ebenfalls vor Augen geführt zu wissen. Der Aufstieg wurde mir gestattet, und nun erst sah ich mir meinen Weg zum Gipfel der Pagode etwas näher an.

Für den barfuß gehenden Prinzen von Siam und für die Kletterfüße der birmanischen Zimmerleute, in deren braune Schenkel nach landesüblicher Weise blaue Muster eintätowiert waren, war es ein leichtes, die rundlichen Bambussprossen der schiefen Ebene mit den Zehen zu umklammern

Ein Abgesandter des Dalai-Lama
zwischen den Lamas des Buddhistenklosters zu Pemiontschi in Sikhim.

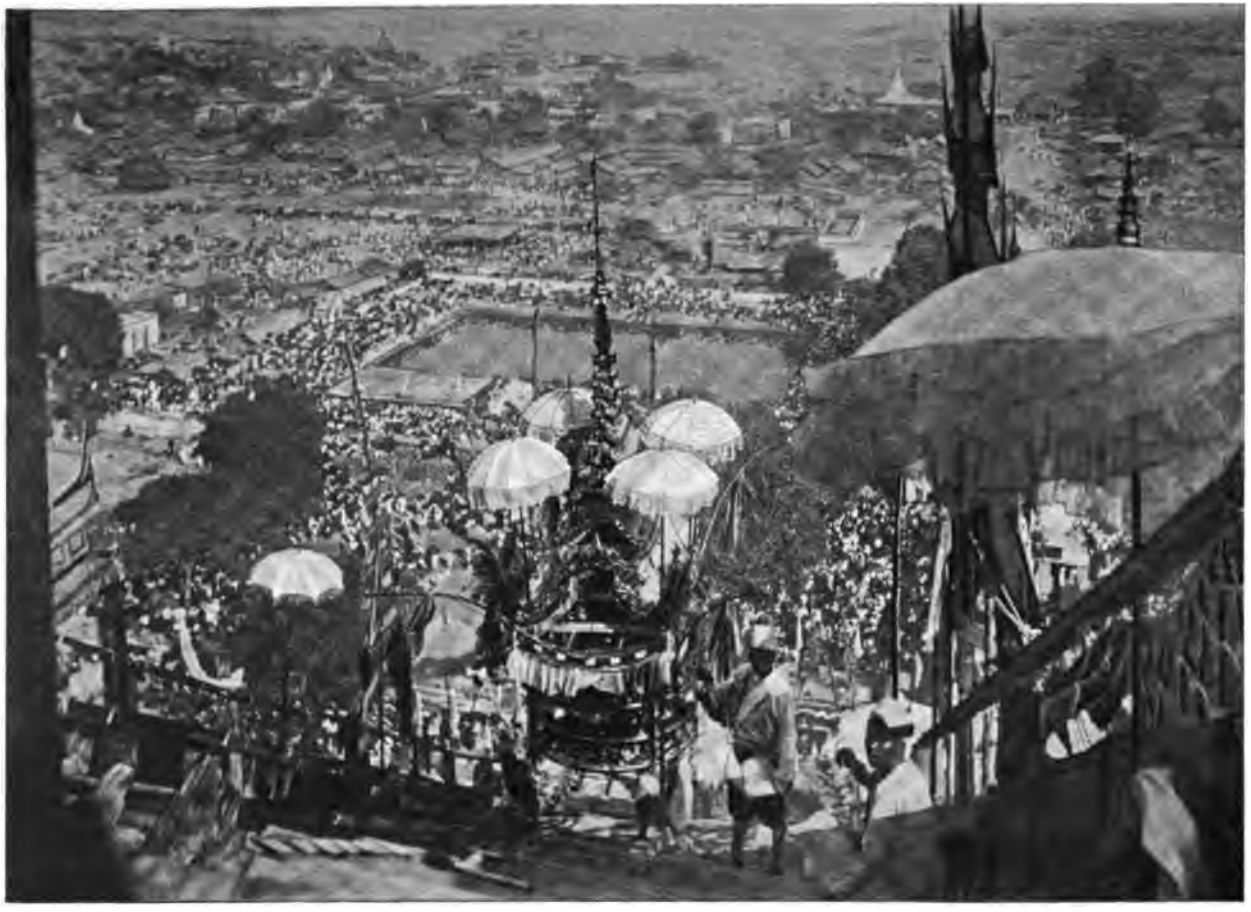
und so in die Höhe zu steigen. Meine glatten Stiefelsohlen schienen mir aber für diese Kletterei höchst ungeeignet zu sein, so daß ich den schier endlos vor mir ansteigenden schwanken Steg und die oft sehr weit auseinanderstehenden dünnen glatten Leitersprossen mit recht kritischen Blicken betrachtete. Kurz entschlossen zog ich mir deshalb ohne viel Umstände ebenfalls die Stiefel aus, um auf den runden Bambusstäbchen nicht auszurutschen. Ganz unbeabsichtigt und unwissentlich schoß ich durch dieses Schuheablegen einen delikaten Vogel ab, denn mit größter Genugtuung wurde dies von den mich Umringenden als Beweis genommen, daß ich die von den Pungis wie von allen Eingeborenen befolgte Vorschrift, unsaubere Fußbekleidung auf dem Festplatz abzulegen, wenigstens für dies

Trompeter, Musikanten und Sänger
auf der Plattform des Gerüstes.

Turmgerüst gelten ließ, auf dem ich nun hurtig emporturnte, während mir ein paar junge Zimmergesellen meine Apparatenkoffer nachtrugen.

Schon auf halber Höhe holte ich den um den Prinzen von Siam gescharten Trupp ein. Angesichts des stetig zunehmenden lebhaften Schwankens des Stangengerüstes und des darunter brausenden Festgetümmels drohte den Prinzen ein Schwindelanfall zu übermannen, so daß er auf die weitere Ersteigung verzichten und umkehren mußte; hierbei möchte ich sogleich zugestehen, daß die mir zu teil gewordene Warnung vor der Besteigung keineswegs grundlos gewesen war, denn auch mir begann das bunte Gekribble in der Tiefe und das vom Wind geschaukelte bewimpelte Stangenwerk vor den Augen zu tanzen und sich umeinander zu drehen, wenn ich eine außergewöhnlich hohe Sprossenlücke zu übersteigen hatte oder wenn mir die als Geländer dienende Stange aus der Hand glitt. Von der Höhe aber dröhnte, rasselte und tutete mir dabei unausgesetzt ein wahrhaft nervenbetäubendes Hörnergeschmetter, Händegeklatsch und Trommelgewirbel entgegen, so daß mich nur die Befürchtung, eine Umkehr könne meinem deutschen Namen zum Schaden gereichen, davon abhielt, dem Beispiel des seekranken Prinzen zu folgen und behutsamst umzukehren. Schließlich stand ich jedoch wohlbehalten auf der für die Musikbande hergerichteten Plattform und winkte den gleich bunten Pünktchen in der Tiefe durcheinander kreisenden Zuschauern unter dem Toben der neben mir bearbeiteten Tamtams und seltsam geformten Pauken mit dem schwarzen Einstelltuch lustige Grüße hinunter, während sich meine Augen an dem krausen Niederblick und der unermeßlichen Aussicht auf die fernere Umgebung Mandales satt zu trinken bemühten.

Niederblick von der Plattform des Gerüstes auf den Festplatz;
der mit vier kleinen Sonnenschirmen geschmückte Thi befindet sich noch an dem unteren Ende der schiefen Ebene.



Der mit vier kleinen Sonnenſchirmen geſchmückte Thi nähert ſich auf der ſchiefen Ebene der Pagodenſpitze.

Es wurde mir nicht leicht, meinen dreibeinigen Apparat festzustellen und damit brauchbare Photographien aufzunehmen, denn das ganze leichte Gerüst schwankte und bog sich nicht nur vor dem Schnaufen des Windes, sondern erbebte auch unter dem ruckweisen Emporwinden des wuchtigen Thi, ja selbst unter dem wütenden Gehämmere der Pauker, die um so lebhafter auf ihre Instrumente losdroschen, je näher das riesige Ringgestell seinem künftigen Standplatze rückte.

An den sechs ersten der sieben Festtage war der Thi nur um ein winziges Teilchen der ganzen Strecke emporgezogen worden, und da ich das Glück hatte, gerade am letzten Tage zugegen zu sein, wurde ich, als der mit vier kleinen rosaseidenen Sonnenschirmen und allerlei flimmerndem Metallschmuck ausgeputzte Karren mit dem Thi endlich die Plattform erreicht hatte, Zeuge von der überwältigenden Ausdrucksfähigkeit, die aus den Kupferpauken und Hörnern birmanischer Musiker hervorbricht, wenn es sich, wie hier, darum handelt, einen musikalischen Jubel ohnegleichen von der Höhe der Pagode in das weite Land hinauszuschmettern. Richard Wagner hätte bei diesem elementaren Ausbruch äußerster Tonfülle vor Vergnügen sicherlich Kopf gestanden, was er bekanntlich in intimen Kreisen zu tun liebte, wenn er von besonders guter Laune erfaßt wurde.

Der unterste Ring des Thi wird auf der Pagodenspitze befestigt.

Die birmanischen Zimmerleute sprangen in dem Gerüst wie behende Akrobaten herum und pfropften die Metallteile des Thi auf dem ungeheuren Balken fest, der mitten durch den Turm und Kern des Tempels bis tief in dessen Fundament hinunterreicht; die reiche Tätowierung ihrer Oberschenkel machte dabei tatsächlich den Eindruck kurzer, prallanliegender blauer Tuchhöschen, und mit wahrem Schmerzgefühl vermißte ich unter meinen photographischen Platten farbenempfindlich gemachte, ohne deren Hilfe die oft unglaublich bizarren dunkelblauen Muster der Tätowierung sich nicht deutlich von der braunen Hautfarbe abheben. Daß die beim Einimpfen der dunklen Tusche erlittenen Schmerzen den birmanischen Jüngling in den Augen seiner Mitbürger erst zum Manne stempeln sollen, ist vielleicht bekannter als die Mogelei, die manche dieser Helden dadurch begehen, daß sie sich während der Tätowierung durch einen Opiumrausch unempfindlich gegen die Nadelstiche machen.

Links Figur eines ruhenden, rechts die eines sitzenden Buddha.

Birmanin, mit einer Zigarette im Munde, schlägt mit einem Hirschgeweih an die Opferglocke.

Ich muß es mir versagen, hier ausführlicher von diesem seltsamen Feste zu sprechen, von diesen aus weiter Ferne gekommenen Pilgern, die andächtig von einem Tempel und von einem Buddhabilde zum andern wallfahrten, um davor ihre Opfer an Früchten, Blumen und Wachskerzen darzubringen und die erfüllte Pflicht dann mit einem Hirschgeweihklöppel an eine der großen Glocken zu schlagen, an denen es in den Tempelbezirken nicht fehlt. Der vornehmlich für die Erscheinungen der vorderindischen Welt bestimmte Raum dieses Buches erlaubt mir nur, in aller Kürze einiger der wichtigsten und bezeichnendsten Kulturwahrzeichen zu gedenken, die in Birma unter dem Einfluß buddhistischer Geistesbildung entstanden sind.

Das kostbarste Überbleibsel jener Zeit, wo birmanische Könige in Mandale regierten, ist unstreitig das seinen Namen buchstäblich verdienende „Goldene Kloster der Königin", ein

Das „Goldene Kloſter der Königin“ in Mandale.

aus Teakholz geschnitzter, über und über ganz fabelhaft reich vergoldeter und auch im Innern mit goldenen Buddhafiguren ausgestatteter Tempel, an den ein fünfstöckiges Kloster für die zum Tempel gehörigen Pungis und seitlich ein Unterkunftshaus für fremde Mönche angebaut ist; auf dem Bilde liegt dieser Teil links, der mit einem Thi gekrönte Tempel zur Rechten. Von dem märchenhaften Glanz der alle Teile dieser Gebäude überziehenden und, zumal bei blendendem Sonnenlicht, überirdisch strahlenden Vergoldung kann das Bild freilich keine Vorstellung geben, denn das schönste Gold, das gleißendste Gelb wirkt auf die Bromsilberschicht der photographischen Platte nicht anders wie nüchternes Schwarz.

Der Königspalast in Mandale; davor der Verfasser, der ein Stück Zuckerrohr kauft.

Lange konnten sich freilich die Könige von Birma ihrer Residenz Mandale nicht erfreuen, denn nachdem König Mindummin den früheren Königssitz Amarapura am Irawadi i. J. 1858 verlassen und das im Innern liegende Mandale erbaut hatte, weil ihn jeder Pfiff der auf dem Strom verkehrenden Dampfschiffe an die ihm verhaßten Eindringlinge erinnerte, wurde die Stadt wie das ganze Gold und Edelstein bergende Ober-Birma bereits 1886 von den Engländern verschluckt und mit dem schon in den fünfziger Jahren von dem Riesenrachen englischer Ländergier verschlungenen, von der Natur überreich gesegneten Unter-Birma vereinigt. Die ihr Vaterland tapfer und hartnäckig verteidigenden birmanischen Patrioten wurden ohne Unterschied in der ganzen Welt für rebellische Räuber oder Dakoits erklärt und, wenn man sie fing, schlimmer als infame Verbrecher behandelt und planmäßig ausgerottet. Daß es hierbei in Birma so wenig wie im Burenvernichtungskriege in Südafrika für die Engländer an empfindlichen Schlappen gefehlt hat, geben englische Berichte natürlich niemals gern zu; freilich trugen die tapferen birmanischen Häuptlinge ihren Vertilgern nicht so hochherzigen Edelmut entgegen, wie die Buren, sondern ließen ihren Rachedurst walten, wo immer sie konnten, und es war nichts Seltenes, daß ein zur Verzweiflung getriebener Häuptling, wie z. B. Mung Gung Gi, die von ihm gefangenen englischen Offiziere lebend als Köder in Tigerfallen einsperren ließ.

Aus weit älterer Zeit als Mandale, ja sogar aus den Anfängen des geschichtlichen Ober-Birma, d. h. aus dem sechsten Jahrhundert, stammt Pegu, an dessen einstige Ausdehnung jetzt nur noch seine gewaltigen Mauerreste erinnern. Hier steht eine der heiligsten Dagobas des Landes, die Schwemodo-

Pagode, die der Schwe Dagon-Pagode zu Rangun zum Verwechseln ähnlich ist und in deren innerstem Kern zwei Haare des „großen Lehrers" eingemauert sein sollen. Mehr als hundert Meter hoch erhebt sich dieses ebenfalls ganz und gar übergoldete glockenförmige Gebäude auf einem achteckigen Sockel, auf dessen mehr als fünfzig Meter langen Seiten 128 kleine Dagobas aufgestellt sind. Beständig haben einige Goldschmiede damit zu tun, an dieser weit ins Land hinaus strahlenden, auf einem Hügel liegenden Pagode die von Wallfahrern gespendeten Blättchen Gold auf dem Mauerwerk zu befestigen; ganz fabelhaft müssen die Summen sein, die im Laufe der Zeit in diese Vergoldungen gesteckt wurden, denn die grundlegende Übergoldung der Schwe Dagon-Pagode bei Rangun soll z. B. dem Könige Mindon Min mehr als eine Million Mark gekostet haben! Allerdings steht diese bei allen Buddhisten Indo-Chinas in höchstem Ansehen, da sie nicht weniger als acht Haare des „Erleuchteten" und verschiedene Reliquien anderer „großer Lehrer" enthält. Auch hier ziehen an festlichen Tagen wahre Völkerströme durch das zu diesem Tempelbezirk führende phantastische Eingangstor, neben dem zwei hellgetünchte Leogryphen Wache zu halten scheinen. Diese bizarren Tierfiguren sollen die Erinnerung an eine Löwin wachrufen, von der ein in der Wildnis ausgesetzter birmanischer Königssohn gesäugt und auferzogen wurde, die aber schließlich an gebrochenem Herzen verendet sein soll, als man ihr diesen Prinzen von der Seite nahm.

Schwemodo-Pagode;
der obere Teil ist mit Blattgold überzogen.

Nach Auffassung der Brahmanenphilosophie ist alles, was uns umgibt und was wir erleben, überhaupt gar keine objektive Wirklichkeit, sondern nur eine in unserer Einbildung bestehende Scheinwelt, in der es sich der Mühe nicht verlohnt, nach ebenfalls nur eingebildeten Gütern und Genüssen zu streben

oder Gewicht darauf zu legen. Im Gegensatz dazu huldigt der Birmane unbesorgt dem Grundsatze Leben und Lebenlassen und zwar nach vollen Kräften, läßt aber auch seine Landsleute von seinem Reichtum mit genießen, indem er auf seine Kosten heute eine für jedermann zugängliche, tagelang dauernde Theatervorstellung veranstaltet, morgen eine den Verkehr hebende Brücke bauen oder übermorgen — zum Besten des Seelenheils seiner Nachbarn — eine neue Dagoba errichten läßt.

Eingang in die Schwe Dagon-Pagode in Rangun.

Doch damit genug von dieser Abschweifung nach Birma, dem Lande der kindlichsten Kinder, der lebenslustigsten, faulsten Männer und der geduldigsten, fleißigsten Frauen! Aber halt! Es wäre doch gar zu ungalant, von dieser anmutigen Frauenwelt gar so hastig und ohne Abschiedsgruß wegzuschlüpfen.

Als ich am ersten Tage meines Aufenthaltes in Birma in das Kontor des großen deutschen Reisausfuhrgeschäftes Zaretzky, Bock & Comp. eintrat, prallte ich verlegen zurück, weil ich am Diplomatenschreibtisch, dem Kaufherrn gegenüber, eine junge, in zartfarbige Tücher gehüllte Birmanin erblickte. In der Befürchtung, unbeabsichtigt Mitwisser eines zarten Geheimnisses geworden zu sein, wollte ich mich schleunigst zurückziehen, als mir der Geschäftsinhaber munter lachend zurief: „Bleiben Sie getrost, das ist nur ein Geschäftsfreund von mir!“ Binnen wenigen Minuten brachte darauf das Frauchen mit größter Sachlichkeit und ohne jede Aufregung ein Geschäft ins reine, bei dem es sich um den Ertrag der Reisäcker ihres Gatten, also um viele tausend Mark handelte. Daß das Reisgeschäft wegen des ungleichen und gar nicht vorherzusehenden, aber im voraus gekauften Ernteertrages für den Käufer ein recht aufregendes Hazardspiel bedeutet, war für mich eine Neuigkeit, eine weit erfreulichere aber dieses erste Bekanntwerden mit der liebenswürdigen birmanischen Weiblichkeit, die schuld

Junge birmanische Frauen.

daran wurde, daß ich Birma mit schwerem Herzen verließ. Trotzdem nämlich diesen nicht besonders schönen, aber äußerst anmutigen Frauen von ihren bequemen Gatten sogar die Abwickelung der Handelsgeschäfte mit europäischen Kaufleuten, hauptsächlich der Verkauf der Reisernte oder des Teakholzgefälles, aufgebürdet wird, haben sie sich doch echt weibliches und darum unwiderstehlich bezauberndes Wesen bewahrt. Derartige, zugleich praktische und sanfte Gattinnen sind ein wahres Glück für jähzornige Männer, die, wie die Birmanen, nur eine ausgesprochene Anlage haben, Geld zu vertun, nicht aber solches zu „machen", was dagegen die in Birma arbeitenden Europäer wie Chinesen um so besser verstehen.

Da ich gerade bei dankerfüllten Erinnerungen weile, darf ich des deutschen Klubs in Rangun nicht vergessen, dessen Leitung im Jahre 1899 in den Händen der Herren von Bock und von Kottwitz ruhte. Nicht alle der mir bekannten deutschen Vereine des Auslandes, und ich kenne diese von New York und Kristiania bis nach Tokio und Wladiwostok, verfügen über ein so vornehmes und hervorragend schönes Heim; aber daß in allen stets ein so bewundernswert kameradschaftlicher, wahrhaft deutscher Geist lebendig sein und blühen, wachsen und gedeihen möge, wie in dem deutschen Klub zu Rangun, das ist der Herzenswunsch, mit dem ich stets an Birma zurückdenke und womit ich dieses Kapitel über einen meiner merkwürdigsten dort verlebten Tage beschließe.

Haartracht der Schan-Männer.

Reiſewagen des Verfaſſers in bahnloſen Gebieten Südindiens.

Viertes Kapitel.

Im Bereich der indiſchen Bahnen.

Es gibt Menſchen, die geneigt ſind, in Stunden des Unmutes die Erfindung der Dampfmaſchinen und der Eiſenbahn zu verwünſchen oder wenigſtens einen guten Teil ihres Grolles über das unhemmbargewaltige, zermalmende Weiterſauſen des Kultur-Schwungrades auf jenes Deckelchen zu übertragen, deſſen harmloſer Tanz über dem brodelnden Theekeſſel den Anſtoß zu unſerem nun auch bereits faſt überlebten Zeitalter des Dampfes bedeutete. Inſtändigſt bitte ich den geneigten Leſer, mich nicht ſolcher Geſinnung zu verdächtigen, wenn ich frei und offen bekenne, daß es kein ſeltſameres Glücksgefühl geben kann, als in einem Lande zu weilen, in dem noch nie der gellende Pfiff einer Lokomotive den Widerhall weckte, und an deſſen für jeden Europäer geſperrter Grenze ſelbſt jener völkerverbindende Draht jäh abgeſchnitten iſt, der das Schwingen und Wogen des elektriſchen Stromes ſogar durch die dunkelſten Länder, die ödeſten Wüſten und die grundloſeſten Meere befördert.

Doch ehe ich von dieſem romantiſchen, kaum dem Namen nach gekannten Berglande Nepal berichten darf, gilt es, Schritt für Schritt das ungeheure Indien zu durchziehen, und ich ahne bereits die Frage, die nächſt allerlei Erkundigungen in Bezug auf die indiſche Frauenwelt am häufigſten an mich herantritt: „Wie reiſt man eigentlich in Indien?“, eine Frage, die nicht viel leichter zu beantworten iſt, als die nicht minder oft auftauchende: „Von was haben Sie denn dort gelebt?“

Wie ein echter Orientale muß auch ich da ſofort mit einer Gegenfrage antworten und erwidern: Welche Gegend Indiens meinen Sie, hochverehrter Frageſteller, mit dieſem „dort“? Denken Sie an das Gebiet längs der breiten Schienenſtränge zwiſchen den Großſtädten, dem golddurſtigen, peſtverſeuchten

Bombay, dem siedendheißen Madras und dem stolzen Kalkutta, oder haben Sie dabei menschenferne Schneegefilde des unwegsamen Himalaja oder die pagodenprangenden Brahminenparadiese an der Malabarküste im Auge, wo der Europäer mit seinem weißen Sonnenhut, dem Sola Topi aus leichtem Pflanzenmark noch eine seltene Erscheinung ist? Und daß der Aufenthalt in einer üppigen Sommerfrische, z. B. in Dardschiling an den Vorhügeln der indischen Alpen, wo man schlemmen kann wie Gott in Frankreich, anders aussieht als in einer entlegenen dürftigen Theepflanzung irgend eines jüngeren, also erbloſen Sprößlings einer englischen Adelsfamilie, bedarf wohl auch keiner Erwähnung.

Vor allen Dingen aber, was verstehen Sie, sehr geehrter Herr Fragesteller, unter „Reisen —"? Vermutlich bequeme Vergnügungsfahrten, wie sie Stangen und Cook für Kommerzienräte und pensionierte Generäle vorsorglich zurechtmachen? Oder denken Sie dabei an die im heißen, erschlaffenden Indien noch mehr als in Europa aufreibenden, kaufmännischen Geschäftsreisen oder an das arbeits- und mühevolle Umschauen des Forschers, des Künstlers im indischen „Mofussil", d. h. in Gebieten, in denen das Wanderzelt die Stelle der Gasthöfe, das eigene offene Auge und Ohr die auswendig gelernten Erläuterungen des Fremdenführers und der eigene freie Wille die hergebrachte Marschroute ersetzen muß?

Indische Verhältnisse kann man nicht mit kurzen Worten schildern; es kommt immer darauf an, welches besondere Fleckchen gerade in Betracht kommt. Nirgends berühren sich die Gegensätze so sehr, wie gerade in Ostindien; von allem gewöhnlich zu viel oder zu wenig. Auf sechs Monate Dürre folgt ein halbes Jahr Regen; Gluthitze versengt die übervölkerten Orte der indischen Ebene, während auf dem Firnschnee des Himalaja, des höchsten aller Gebirge, das diese unermeßliche, glühende indische Ebene nach Norden vermauert, alles Leben, ja selbst das Quecksilber des Thermometers frostbebend erstarrt. Kein Laut tierischen Lebens durchdringt die weihevolle Stille in jenen einsamen, stolzen Tempeln der Natur, deren höchste, riesigste Gipfelzinnen zu überfliegen selbst dem Adler versagt bleibt, und fürchterliches Geschrei und Gebrüll erschallt in den dichten, dampfenden Urwäldern zu ihren Füßen, wenn dort die ungeheuersten Geschöpfe des Erdballs mit den reißendsten aller Raubtiere den Kampf ums Dasein ausfechten. In je üppigeren Farben dort die Blüten prahlen und glühen, um so ärmer sind sie an Duft; je riesiger, reizvoller die Frucht ist, um so fader erscheint ihr Geschmack. Regungslos schlummern die spiegelglatten, warmen Wasser des Indischen Ozeans ganze Monate hindurch unter stets lachendem, blauem Himmelszelt — urplötzlich schleudert ein rasender Zyklon diese selben Wasser einem von pechschwarzen Wolken verfinsterten Firmamente entgegen.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem Leben der Menschen da drüben im Lande der Wunder. Asiatische Barbarei hart neben europäischer Überkultur, unglaubliche Dürftigkeit neben maßlosem Prunk! Die elende Hütte, die sich der

Paria mit Hilfe von im Kehricht gefundenen Faßreifen aus verdorrten Bananenblättern und alten Blechstücken zusammenflickt, lehnt sich an die himbeerfarbenen Mauerwälle eines riesigen Kaufhauses oder Radschahpalastes in der Black City von Kalkutta, an Mauern, die derselbe Paria mit übelduftenden, aus dem Straßenstaub aufgelesenen Fladen von Kuhdünger beklebt, damit ihm die Sonne Brennstoff daraus trockne; aber ganz, ganz dicht dabei, schon auf der anderen Mauerseite, springen im Garten eines Nabobs oder Radschas parfümierte Brunnen zwischen Palmen und Marmorstatuen der Venus oder des Laokoon in die heißen indischen Lüfte! Unter den betäubend duftenden Jasminbüschen am Sockel jener Bildsäulen wühlt eine Brillenschlange ihr Nest; sie ringelt sich durch ein Loch in der von Termiten zerbröckelten Mauer, sie kriecht in das armselige Obdach des Paria und naht sich einem zerfetzten Bambuskorbe, in dem die Kinder des Ärmsten schlummern. Er aber, der soeben noch seine letzten Kupferheller für irgend einen Hokuspokus aus der Hexenküche eines indischen Heilkünstlers vergeudet hat, um die Pestbeulen seiner dort hinten verscheidenden Frau zu beschwören, er wagt nicht, diese noch viel verderblichere Viper zu töten — ehrerbietig trägt er sie, weil in ihrem furchterweckenden Körper ja vielleicht die Seele eines längst verschiedenen Königs fortlebt, auf zwei Stecken vor seine Tür, unbekümmert um die Wiederkehr des schrecklichen Reptils.

So berührt sich in Indien allerorten Mangel und Fülle, Schatten und Licht!

Auch das Reisen in Indien bietet derartige Gegensätze; es ist entweder ganz außerordentlich bequem, weit bequemer, als unserer Genügsamkeit bekannt ist, oder voll der allerwiderwärtigsten Mühseligkeiten, die natürlich der nicht ahnt, der nur in günstigster Jahreszeit, also in unseren Wintermonaten, mit einer jener fröhlichen Gesellschaftsreisen die auf dem Programm stehenden Sehenswürdigkeiten in Augenschein nimmt. Diese Art von „Globe-Trotters" fährt stets die ewig gleiche Bahnlinie: Bombay—Ahmedabad—Dscheipur—Delhi—Agra—Kalkutta, wozu dann noch ein ganze drei Tage währender Eisenbahnausflug nach dem lustigen Luftkurort Dardschiling in den äußersten Vorhügeln des Himalaja kommt, den dann mancher von diesen Reisenden seine „Reise in den Himalaja" nennt.

Die genannte Linie ist eine der Hauptbahnstrecken, in deren Stationen der Reisende jederzeit alles finden kann, womit ihn Europa verwöhnt hat. Die Restaurationen der Wartesäle sind — oder waren wenigstens zu meinen Reisezeiten — an die deutsche Firma Kellner & Comp. verpachtet, und diese kann sicherlich nichts dafür, wenn ihre eingeborenen Kellner so manchen Geniestreich begehen und gelegentlich Petroleum in die Ölfläschchen füllen oder mit den Mostrichtöpfchen nicht umzugehen verstehen.

Ein Europäer darf in Indien, solange er als Gentleman auftreten will, nur die erste Wagenklasse benutzen. Den Angestellten großer Handelshäuser erwachsen aus dieser Anstandspflicht für den Weißen in Indien nicht geringe

Ausgaben — wieviel könnte sonst von den oft fürstlichen Gehältern erspart werden! Daß der Handlungsgehilfe einer vornehmen Firma in der Lage ist, mit eigenem Wagen, mit betreßtem Diener auf dem Kutscherbock und mindestens einem Sais, d. h. Pferdejungen, hintenauf, vor seinem Geschäftslokal vorzufahren, gilt für ebenso selbstverständlich wie die Mitnahme von Dienerschaft bei jedem Ausflug, bei jeder Reise. Nur zu bald gefällt einem nach Indien kommenden jungen deutschen Kaufmann dieses auf Schritt und Tritt von willigen scheuen Sklaven Bedientwerden, und schwer nur kann er sich später wieder an die einfacheren Gebräuche der Heimat gewöhnen. Auch das ist eine der merkwürdigen Seiten Indiens: der dort lebende Europäer, besonders der sentimentale Deutsche, sehnt sich Tag für Tag heim in sein kühleres Vaterland — hat er aber der von ihm so oft verwünschten heißen Heimat der Hindus den Rücken gekehrt, umbrausen ihn daheim wieder Winterstürme und beißt ihm Schneegestöber in die Augen, dann zieht es ihn magnetisch zurück! Ihm winkt im Traum der Palmenwipfel, aus dem ihm allmorgendlich ein aalglatter Hindubube die Kokosnuß brach, deren nachtkühler Saft ihm zum köstlichen Frühtrunke wurde. Düfte von Ananas, Mangos und Sandelholz scheinen ihm zuzuströmen; ihn lockt das stille Feuer in den Blicken der sanften Tänzerinnen, der „Nauchgirls", deren gefällige Künste ihn so oft unterhielten, und nüchtern erscheint ihm das farblose Alltagsgetriebe der europäischen Welt neben jenem bunten, abenteuerlichen Gewimmel! Das süße Tirilieren der aufsteigenden Lerche genügt nicht mehr, ihn aus dem Schlummer zu wecken, was in Indien das gräßliche Gekrächz von Geiergeschwadern besorgte, die der rosenfingerigen Eos dort allerorten voraufziehen, und vergebens sucht den Schlaf, wem jahrelang indische Riesenheimchen mit hartem Geknatter einen Nachtgruß entboten.

Mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. im stolzen Bombay, sind die Bahnhöfe in Indien einfach, immer aber praktisch den Landesbedürfnissen entsprechend gebaut. Wir treten in die Wartesäle. Riesige Panka-Fächer hängen von den Decken, und es sieht gerade so aus, als habe man dort oben lange, weiße Tischtücher in Rahmen aufgespannt und diese an Schnüren aufgehängt; außerhalb des Raumes hockende Kulis zerren diese Rahmen unablässig an einem Seile hin und her, um den darunter Weilenden Kühlung zuzufächeln, wobei sie sich mit Vorliebe auf den Rücken legen und die Kniee übereinanderschlagen, indem sie das Zugseil um den freipendelnden Fuß binden und auf diese Weise das Luftmeer im Speisesaale bewegen.

Ein wahrhaft beängstigendes Gedränge herrscht am Schalter für die letzte Wagenklasse, und fast unbegreiflich scheint es, daß diese scheinbar bettelarmen Burschen die allerdings erstaunlich billigen Fahrpreise für ihre Reise erschwingen können, um mit Weib und Kind weite Badewallfahrten nach heiligen Tempelteichen zu machen. So groß ist der Verkehr in dieser letzten Klasse, daß sein Ertrag, trotz der Billigkeit der Fahrkarten, die Einkünfte aus den oberen Klassen bei weitem übertrifft.

Wir steigen ein; — ah, wie geräumig, wie luftig sind diese Wagen mit ihren breiten Längssofas, unter denen sich unglaublich viel Handgepäck unterbringen läßt! Auf einer meiner Indienreisen stieg ich einmal mit wohlgezählten 35 Handgepäckstücken in einen bereits von zwei ähnlich ausgestatteten Kavalieren besetzten Wagen ein, und unsere Habseligkeiten vertrugen sich ganz gut miteinander. Was würde wohl ein Schaffner bei uns zu Lande, etwa nördlich von Meißen, wo die Herren Beamten in der Höflichkeit manchmal etwas zurückgeblieben sein sollen, dazu gesagt haben? Vermutlich: „Sie sind wohl brustkrank im Kopp, Männeken?" oder so etwas Ähnliches. Ich darf übrigens nicht vergessen, hierbei zu erwähnen, daß ich unter besagtem Handgepäck nicht weniger als sieben Hutschachteln mit mir führte, zumeist aus Blech. Man trägt nämlich einen luftdicht verschlossenen, unförmlich großen und dicken, aber Nacken und Augen gründlich vor dem Sonnenstich schützenden Hut aus Kork oder Pflanzenmark auf dem Lande oder auf der Jagd in den Dschungeln, bei Besuchen in der Stadt dagegen einen etwas zierlicheren Sonnenhelm aus Leder, der peinlich sauber mit stets frischgeweißter Leinwand bezogen und der Lüftung wegen durch einen gewellten Lederreifen vom Kopfe fern gehalten wird und der auch an der Spitze mit einer Ventilationseinrichtung versehen ist. Von fünf Uhr nachmittags an ist dieser weiße Sola Topi jedoch nicht mehr am Platze, dann tritt ein steifes, schwarzes Filzhütchen oder ein weicher „Knockabout" in seine Rechte, während bei allen Haupt- und Staatsaktionen natürlich die Angströhre des Cylinderhutes auf dem Haupte des gestrengen „Sahib" dem beturbanten Hindu einen heilsamen Begriff von der Überlegenheit des weißen Mannes beibringen soll. Im Wagen, Automobil, in der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff, ja selbst auf dem Wege zum Ballsaal wird aber baldigst jegliche Behutung gegen die „Smoking Cap" vertauscht, wobei es unserem deutschen Auge allerdings zuerst ungemein drollig vorkommt, solche niedrige Mütze als oberen Abschluß eines dick mit Orden behängten Fracks nebst weißer Binde zu erblicken.

Für die Aufbewahrung des kleineren Gepäcks kann freilich mehr Platz zur Verfügung sein als bei uns, weil in Indien bei 35° C. Durchschnittstemperatur wohl niemand Heizvorrichtungen unter den Sitzen verlangt. Nirgends fällt diese Hitze aber so lästig, wie in den Bahnhöfen. Vor jeder Abfahrt aus einer Station erscheint deshalb ein Diener, um Roheis anzubieten, das dann zur besseren Kühlung des Wagens in Wandkästen gelegt wird. Auch die Lüftung der Wagen ist so vollkommen wie möglich; man kann die Fenster öffnen oder durch einen Vorhang, eine Holzjalousie, durch klares oder — weil in Indien fast jeder Europäer augenleidend wird — ganz nach Wahl durch blaues, grünes oder graues Glas verschließen. Der Waschraum bietet ausreichenden Platz zu einem gründlichen Bade, und die Federn der Wagen sind bester Art. Man rollt einfach sein Bündel Kopfkissen und Decken auseinander und schläft auf den fast meterbreiten Sofasitzen besser, als in manchem engen Schlafwagen bei uns.

An den Stationen stehen stets zweierlei Wasserträger zur Gratiserquickung der ärmeren Reisenden bereit, und zwar solche mit großen Ton- oder Bronzekrügen für die brahminischen Hindus, denen das Wassertragen in Schläuchen aus Fell vom „heiligen" Rindvieh, wie dies von seiten der mohammedanischen Inder geschieht, ein Greuel ist. Das Trinkgefäß wird jedoch nie mit den Lippen berührt, sondern das Wasser wird in den geöffneten Mund geschüttet, denn es könnte ja ein Mensch von niederer Kaste aus diesem Gefäß getrunken haben! Zur Warnung für Strenggläubige legt auch der Wasserträger seine rote Gürtelbinde ab, wenn er nicht dafür bürgen kann, daß das Wasser des Tümpels, aus dem er schöpfte, vollkommen rein im brahminischen, im religiösen Sinne war; ob es sonstwie verunreinigt oder ungesund ist, darauf kommt es nicht im mindesten an. Neuerdings soll jedoch nur noch filtriertes Wasser verabreicht werden, wie überhaupt in hygienischer Hinsicht jeder mögliche Fortschritt versucht wird.

Wasserträger, den ledernen Wasserschlauch füllend.

Reisende Hindus machen sich diese Wasserspende eifrig zu nutze. Der eine wäscht zuerst sich und hierauf seinen Turban damit und hält diesen dann wie einen hellfarbigen, nachflatternden Wimpel zum Trocknen aus dem Fenster des Eilwagens; andere kommen gar auf die Idee, ihre Wasserration über ihre dünnen, nackten Lerchenwaden zu gießen und sie dann zu erquicklicher Abkühlung aus den Wagenfenstern zu hängen, doch weiß ich nicht, ob es Warnungstafeln gibt, auf denen steht: „Man bittet Köpfe, Beine und Hände nicht aus dem Fenster zu stecken," da Tunnels auf den Bahnen der indischen Ebene nicht vorkommen. Die rotbeturbanten, blauröckigen Polizisten auf den Stationen scheinen gegen dieses uns befremdende Aushängen der Beine nicht viel einzuwenden; wahrscheinlich machen sie es bei ihren Reisen auch nicht anders.

Die Einfahrt in eine größere Station ist für den Neuling einigermaßen aufregend, namentlich wenn er den Zug wechseln muß. In dichten Schwärmen kommen die Gepäckträger, die Kulis, dem Zuge entgegen und hängen sich wie Kletten an die Wagen, vorzugsweise an die der ersten Klasse. Ein Lendentüchlein und ein riesiger Turban bilden die Bekleidung dieser gewöhnlich vor Hunger und Aufregung zitternden, zähneklappernden Kulis; nur in großen Stationen scheint darauf gesehen zu werden, daß ein lumpiges, mit einer großen

roten Nummer gezeichnetes Jäckchen den mit Senföl eingesalbten Oberkörper des Kulis bedeckt.

Der Zug hält.

Dutzende solcher exotisch duftenden Gestalten klettern hastig in die geräumige Wagenabteilung; jeder ergreift, was er gerade erwischen kann, der eine einen dünnen Spazierstock, der andere die poröse Reisetonflasche mit filtriertem Wasser, ein weniger schlauer einen schweren stählernen Handkoffer. Mit seiner Beute beladen hastet jeder wieder hinaus; ohne sich umzusehen, ohne zu fragen, rennt jeder blindlings nach irgend einer Richtung davon, nicht etwa in der Absicht zu stehlen, nein, nur aus Aufregung und Dummheit.

Wie hilft sich in diesem Tohuwabohu der erfahrene Praktikus? Ganz einfach. Er lehnt sich bei der Einfahrt aus dem Fenster und klopft jedem Kuli, der sich an den Wagengriffen anhängen will, mit seiner Reitgerte auf die Finger. Beim Halten steigt er aus, postiert sich vor die Wagentür und läßt dann nur seinen, in einer niederen Wagenklasse mitreisenden Diener oder einen einzigen Kuli hinein. Von diesem läßt er die Gepäckstücke durch die Wagenfenster den draußen mit den Armen zappelnden Kulis stückweise herausreichen; gelassen behängt und bepackt er zuerst den einen, dann einen zweiten und dritten Kuli so gründlich von oben bis unten mit Kopf-, Schulter-, Rücken- und Handlasten, daß den armen Kerlchen jedes Davonlaufen zur Unmöglichkeit wird. Schließlich wendet sich der gestrenge Sahib um und schreitet ruhig zum Stationsmaster, um sich aus dem Wirrwarr bereitstehender Züge seinen Wagen zeigen zu lassen; mit schlotternden Knieen folgt die überladene Trägerkolonne ihrem Sahib, der sie keines Blickes würdigt, denn er weiß, daß die Kulis ihres Lohnes wegen an seine Sohlen geheftet sind. Beim Einsteigen läßt er wiederum keinen der Bande in den Wagen; sein Diener zieht die Gepäckstücke einzeln in den Wagen hinein und verstaut sie sorglich darin. Dann erst geht's ans Auszahlen. Der Sahib wirft jedem ein winziges Kupferstückchen, einen Viertelanna, aus dem Fenster in die zusammengehaltenen, abgemergelten, bebenden Hände. Winselnd und um reichlicheren Lohn bettelnd stürzt die dürftige Gesellschaft zu Boden, der Sahib läßt sie wimmern, heulen und zanken und steckt sich ruhig eine Birmazigarre an, die außer durch ihre Größe auch dadurch von den unsrigen ausgezeichnet ist, daß zwischen den Blätterlagen Kümmelkörner eingewickelt zu sein pflegen; so erwartet er das Zeichen zur Abfahrt, das gewöhnlich durch einen Hammerschlag gegen ein hängendes Stück Eisenbahnschiene gegeben wird. Nun erst wirft er gnädigst der Kulihorde noch ein paar Kupfermünzen aus dem Wagenfenster zu und ergötzt sich an der darum ausbrechenden Balgerei. So offenbaren sich auch hier die beiden obersten Grundsätze, mit denen die Engländer glauben diese indischen Volksmassen meistern zu können; der eine lautet: Familiarity breeds contempt! und der andere, wichtigere: Gib und laß den Eingeborenen so wenig Geld wie möglich, denn Geld ist Macht!

Das Geräusch auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin ist friedvoll neben dem Getöse auf einer großen indischen Station. Ohne Geschrei kann

Backwarenverkäufer.

der Hindukuli nichts tun. Um jede Kleinigkeit entspinnt sich ein hitziges Wortgefecht; es bleibt aber stets bei Drohungen, zugeschlagen wird nie! Und was wird alles auf den Bahnsteigen lautschallend ausgeboten: Backwaren und Teppiche, Zeitungen und Früchte, Messingschüsseln und Fliegenwedel, Milch und Betelblätter, Süßigkeiten und Kokosnüsse, Blumen und Zuckerrohr, Papageien und Affen — kurz, beinahe alles, außer Bier und warmen Würstchen. Wer sich daheim in den Hundstagen bei jeder Station feuchtfröhlich einen Schnitt „frisch vom Faß" einzuverleiben pflegte, ist also hier übel daran. Und Würstchen? In Indien gestopfte? Lieber nicht!

Was aber den Lärm so entsetzlich und nervenaufregend macht, sind Töne anderer Art, überirdische, blökende Laute, von denen man zuerst nicht sagen kann, woher oder aus welcher Richtung sie kommen.

Die Bahnhofsmauern bestehen meist aus roten Ziegeln, die mit Lücken neben- und aufeinander geschichtet sind; durch diese weitmaschigen Mauernetze wird wenigstens eine geringe Bewegung der unter dem Wellblechdach des Stationsgebäudes siedenden Luftmasse ermöglicht. Aber durch diese Lücken zwischen den einzelnen Steinen grinst es von außen entsetzlich herein: alle die Krüppel, Fakire, Bettler, Aussätzigen und Wahnsinnigen, die der Stock des Polizisten vor dem Betreten der Bahnhofshalle zurückschreckt, sie schielen oder stieren blöden Auges durch diese Gucklöcher in das brausende, bunte Gewimmel auf den Bahnsteigen, strecken ihre hageren, nackten Arme mit krallenden Fingern — hie und da auch wohl einen verkümmerten Beinstummel — flehend durch

Händler mit Süßigkeiten.

Religiöſer Bettler.

Krüppel mit verwachſenem Kind und Geldbüchſe.

die Maueröffnungen und geben dabei markdurchdringende, mitleiderweckende Jammerlaute von ſich, viehiſches, blödſinniges Brüllen oder gellendes Lachen. Was ſich aber für Düfte zu dieſen Tönen geſellen, wage ich nicht anzudeuten; es gibt einen ganz beſtimmten indiſchen Geruch, der den in dieſem Lande benutzten Sachen noch anhaftet, ſelbſt wenn man es bereits lange verlaſſen hat, und der macht ſich beim Zuſammenkommen dieſer Geiſter recht bemerkbar; Öle und Sandelholz, Jasminblüten, Roſenwaſſer und Kuhdünger ſind die Grundſtoffe dieſes Parfüms.

Alles und jedes hat in Indien ſeine eigene Art. Der Zuckerbäcker wickelt ſeine klebrigen Schätze nicht in unſaubere Makulatur, nein, in ein ſaftig grünes Stück Bananenblatt. Man verlangt einen Trunk Milch, und der Verkäufer reicht ſie uns in einer nagelneuen, ſehr dünnwandigen roten Tonſchale; wir zahlen einige Pfennige, ſchlürfen den Trank und wollen die Schale zurückgeben — doch entrüſtet ſchmettert der Verkäufer ſie zu Boden: ſoll etwa ein brahminiſcher Hindu ſeine Lippen durch das von einem Europäer berührte und entwertete Gefäß verunreinigen?

Plötzlich ſticht uns durchdringender Karbolgeruch in die Naſe und verrät uns ein in

Wallfahrer.

der Heimat der Cholera gar nicht seltenes Ereignis: in dem Wagen nebenan ist soeben ein armer Teufel von Fahrgast verschieden; man schleppt die Leiche fort, wäscht und desinfiziert den Raum ein wenig, neue Passagiere steigen ein und nehmen unbekümmert auf den noch feuchten Bänken ihren Platz — das ist der Lauf der Welt in dem Lande der Palmen! Doch was wogt dort für ein Auflauf an dem Wagen mit den dichtverschlossenen Fenstern? Aha, Women only, Frauenabteilung, steht daran. Eben wird eine dichtverhangene Sänfte an den geöffneten Wagenschlag getragen. Neugierig möchten wir etwas von den Glutaugen der Schokoladedamen erspähen, doch alsbald werden ein paar mächtige Tücher als Wände von eunuchischen Dienern in die Höhe gehalten, und nur das geheimnisvolle Geklimper und Gerassel von Armbändern und Fußspangen erzählt von der sich hinter den Vorhängen vollziehenden Überpackung holder Damen.

Palki, Kasten zur Personenbeförderung.

Doch es gibt eine noch viel praktischere Art, um die kostbaren Lebensgefährtinnen ungesehen von fremden Männern die Reise mitmachen zu lassen. Will z. B. ein Radschput mit seinen Frauen die Eisenbahn benutzen, so muß er hierbei ganz besonders vorsichtig zu Werke gehen, denn das übliche Ehrengesetz dieser einstigen Fürstensöhne und Nachkommen der Kriegerkaste gebietet, daß nicht nur derjenige sich den Tod geben muß, der sein Vermögen eingebüßt hat, sondern auch jeder Mann, dessen Frau von einem fremden männlichen Wesen erblickt worden ist. Er läßt deshalb jede der zarten Haremsinsassen fein säuberlich in einen Palki, in einen geschlossenen Tragkasten setzen, der mittels Stangen auf den Schultern von vier Trägern bis dicht an den Zug geschleppt wird; der Herr Gemahl nimmt dann gemütlich auf den Polstern der ersten oder zweiten Wagenklasse Platz, während die verschlossenen Sänften mit ihrem zarten Inhalt einfach in den Gepäckwagen geschoben und so an ihren Bestimmungsort geschafft werden.

Ich sollte eigentlich solche Vorkommnisse gar nicht ausplaudern, denn wer steht mir dafür, daß ein eifersüchtiger Wüterich nicht auch bei uns einmal den Versuch macht, seine Auserwählte als Kistenreisende zu befördern? Tatsache ist, daß auf einer Fahrt von Baroda nach Ahmedabad vor mehreren Jahren ein Zug in Brand geriet, in dessen Gepäckwagen sich eine derartige zarte Ladung

befand. Der gestrenge Gatte sprang entsetzt aus seinem Wagen und verfiel alsbald in Wahnsinn und Raserei, nicht etwa vor Aufregung über die Feuersgefahr, in der seine Frau schwebte, sondern aus Wut darüber, daß sie bei den Lösch- und Rettungsanstalten von anderen Männern, und noch dazu europäischen, aus ihrem Käfig gezerrt und erblickt worden war!

Europäische Geschäftsreisende, die mit den neuen Mustern ihres Hauses die eingeborene Kundschaft besuchen, sieht man in Indien nur selten. Dadurch entfällt den Bahnen der entsprechende Teil von Passagieren der besseren Klassen. Im Hindu wurzelt tiefes Mißtrauen gegen den Europäer, und dies hält ihn ab, nach einer vorgelegten Probe auch nur für eine Rupie Auftrag zu geben. Wer seine Waren nicht sämtlich zur Stelle haben, zur Auswahl vorlegen und gleich abgeben kann, wie etwa Juweliere, tut besser, seine Reise zu unterlassen. Wohl kauft der eingeborene Großhändler vom Europäer, mit Vorliebe sogar vom Deutschen, dessen leutseliges Wesen und große Verschiedenheit der Preislagen ihm angenehmer ist als der Stolz des Engländers, der nur erstklassige Waren führen will, aber er kauft vom Lager weg, was er sehen und vor seinen Augen in seinen Bazarspeicher überführen lassen kann, wo dann die Wiederverkäufer in gleich vorsichtiger Weise ihre Einkäufe vollziehen. Europäische Kaufleute bereisen Indien deshalb mehr, um für den Export einzukaufen oder um europäische Abnehmer aufzusuchen, die dann an Ort und Stelle die Hinduhändler versorgen, wobei alle größeren Einfuhrgeschäfte die Waren unmittelbar von ihren Stammhäusern in Europa bekommen.

Demnach setzt sich das in Indien reisende europäische Publikum nicht, wie dies bei uns der Fall ist, überwiegend aus Geschäftsreisenden, sondern aus Beamten und Offizieren zusammen, deren fortwährende Versetzungen und häufige Urlaube ein beträchtliches Kommen und Gehen veranlassen. Jedem aus einem Militärstaat kommenden Reisenden fällt dabei sofort der Mangel jeglicher Sonderstellung der Offiziere auf. Der bei uns noch von der Militärzeit her jedem Deutschen in den Gliedern steckende Respekt vor der Uniform tritt in Indien nirgends zu Tage, und auch in den Augen der heiratslustigen jungen Damen haben militärische Titel viel weniger Anziehungskraft als Amtsbezeichnungen der weit höher dotierten und gesellschaftlich den Offizieren allermindestens gleichberechtigten Vertreter des „Civil Service". Einen Gatten aus diesem Civil Service, einen recht hochgestellten, nach kurzer Dienstzeit zu beträchtlichem Pensionsbezug berechtigten Beamten oder aber einen möglichst wohlhabenden Kaufmann zu ergattern, das ist das Ziel der praktischen Jungfrau in Anglo-Indien. Daß die allgemeine Bildung vieler englischen Offiziere unglaublich gering ist, wird selbst von englischen Blättern zugegeben und beklagt.

Auf den indischen Eisenbahnen wird auf die berechtigten Eigentümlichkeiten des Volkes weitgehende Rücksicht genommen, und namentlich muß dies gelegentlich aller Frauentransporte geschehen. Um z. B. in Hinter-Indien die Weiblichkeit für die Benutzung der immer weiter nach dem Norden Birmas vorgeschobenen Eisenbahnen hold zu stimmen, die dort über kurz oder lang

Frauen-Abteil eines birmanischen Eisenbahnwagens.

Anschluß an die zum Brahmaputra führenden Bahnlinien und dadurch auch nach Kalkutta erhalten werden, sind dort sogar Frauenabteile für rauchende Frauen eingerichtet, die durch ein Bild einer Birmanin mit einer der landesüblichen fußlangen und fast zolldicken Zigaretten im Munde selbst Leuten, die keine Aufschrift lesen können, als Rauchabteilungen für Frauen vorgestellt werden.

Überhaupt bietet der Aufenthalt auf den Eisenbahn-Stationen in Birma sowohl wie in Indien eine ganz vorzügliche Gelegenheit, das Benehmen und die Erscheinungen des Volkes zu mustern, weil ihnen die Eile, in der sich die meisten notgedrungen befinden, nicht allzuviel Zeit läßt, auf sich acht zu geben. Gleich lebloſen Bündeln schleppen da oft Mütter ihre Kinder herbei, um noch rechtzeitig einsteigen zu können, und mit einer sonst beim Indier ganz ungewöhnlichen Hast und Leidenschaft wird um die Leckerbissen gefeilscht, die von Händlern an die Wagen gebracht werden; jeder befürchtet, der Zug könne abfahren, noch bevor das wichtige Geschäft zum Abschluß gebracht ist.

So dicht aber auch bereits das Eisenbahnnetz über ganz Indien gesponnen ist, werden ungeheuere Strecken des riesigen Landes doch noch für lange das auf Schienen daherbrausende Dampfroß oder elektrisch betriebene Automobil entbehren und sich mit den Verkehrsmitteln begnügen müssen, die dort seit alten Zeiten Güter und Personen befördert haben. Für uns Europäer, die wir ganz anders geschulte Gelenke haben als die Asiaten, sind deren Fuhrwerke allerdings durchweg höchst unbequem, weil wir nicht gewohnt sind, stunden- und tagelang mit untergeschlagenen Beinen oder kauernd zu sitzen; dabei ist die Tortur ganz gleich, ob der Wagen Rekla, Ekka oder Gari heißt, ob er zwei

Reisegepäck I

oder vier Räder hat, und ob er von Rindern, Pferden, Eſeln, Kamelen oder Elefanten gezogen wird. Selbſt der Aufenthalt in Palankin-Kaſten oder Tragſtühlen und in getragenen Jampanbetten oder Hängematten wird auf die Dauer unerträglich, und auch die Salti-Kanoes und andere Waſſerfahrzeuge der Eingeborenen ſind, vielleicht abgeſehen von den Sarnais, den aus aufgeblaſenen Ziegenſchläuchen hergeſtellten Flößen, deren Lenker und Treiber nebenher ſchwimmt, für unſere Beförderung wenig geeignet. Wenn man vergeſſen kann, daß die Rickſchos und Puſch-Puſch von Menſchen gezogen oder geſchoben werden, ſind und bleiben dieſe Wägelchen überall in Indien, wo keine Wagen europäiſcher Bauart zu haben ſind, die behaglichſten Reiſefuhrwerke abſeits der Eiſenbahnen.

Viehtränke im Kaweriſtrom.

Fünftes Kapitel.

Im märchenhaftesten Indien.

Gleich den waſſerdampfenden Teakholz-Waldungen Unter-Birmas und dem regenfeuchten Südweſten Ceylons trieft auch die Weſtküſte Südindiens vom Überfluß des fruchtfördernden Himmelsſegens, den der Süweſtmonſun in klotzigen Wolkeneimern von Afrika her über den Indiſchen Ozean nach Indien hinüberſchleppt, wo dieſe an den Häuptern des Nilgiri-Gebirges anprallen, umkippen und ihre Waſſermaſſen über dieſe Weſtküſte Indiens, die Malabar-Küſte, verſchütten.

Die Oſt- oder Koromandelküſte und der Süden Indiens werden dabei jedoch überaus ſtiefmütterlich bedacht und ſind auf die kärglichen, unzuverläſſigen Regenſpenden angewieſen, die der Nordoſtmonſun bringt. Deshalb iſt hier ſeit alten Zeiten künſtliche Bewäſſerung im Gange, ſo daß man den überall in die Augen fallenden Schöpfbrunnen als ein weſentliches Merkmal Südindiens anſehen könnte. Wo Menſchenkraft ſo billig zu haben iſt, kann es nicht wundernehmen, daß bei jedem Acker ein, zwei oder drei Kulis nichts weiter zu tun haben, als beſtändig auf der einen Hälfte eines Schwebebaumes hin und her zu laufen, von deſſen einem Ende eine Bambusſtange mit einem Schöpfer in die Tiefe des „Pikotta"-Brunnens hinabtaucht, während am anderen Ende ein ſchwerer Lehmklumpen als Gegengewicht wirkt; aus ſeichteren Brunnen wird dagegen das Waſſer von je zwei Arbeitern in Schöpfgefäßen empor befördert, die an Stricken auf die terraſſenförmig angelegten Felder von Stufe zu Stufe emporgeſchwungen werden.

In den ſüdindiſchen Tamulendörfern ſtehen die grauen, unſcheinbaren Hütten der Eingeborenen dicht zuſammengeſchart, während auf Ceylon die behaglicheren Behauſungen der Sinhaleſen weit voneinander gebaut ſind, weil

Tor und Gopuraturm des Schiwa-Tempels in Madura.

dort jeder Sinhalese gern für sich und seinen engsten Familienkreis lebt. Nähert man sich jedoch größeren Orten Südindiens, z. B. Madura, der ersten Großstadt, die wir auf unserem Wege von Süd nach Nord antreffen, so bemerkt man inmitten der mageren, hier auf Aloe und Euphorbien beschränkten Vegetation, die von dem roten Staube der mit Laterit makadamisierten Landstraßen dick überpudert ist, schon aus weiter Ferne auffallende wunderliche Baulichkeiten als Wahrzeichen eines von Ceylon wie von Birma völlig verschiedenen Landes. Ragten dort schneeweiß getünchte, glatte Glockenformen buddhistischer Dagobas in die Lüfte, so scheint hier das Brahminentum durch auffallende kühne Riesentürme verkünden zu wollen, daß seine Macht hier noch ebenso stolz und ungeschwächt fortbesteht, wie sie im grauen Altertum blühte, und daß sie sowohl den Reformationsdrang des Buddhismus wie den Ansturm des Islam siegreich überdauert hat. Jene halbkugelförmigen Reliquienschreine der Dagobas in Ceylon standen klar, einfach und schmucklos wie die ursprüngliche Lehre Buddhas vor uns, erdrückend schwer und ungeheuerlich, wie eine Verkörperung der gewaltigen uralten Hierarchie des Brahminentums, starren uns hier diese „Gopura"-Türme entgegen, die sich neben und über den Eingangstoren zu den brahminischen Tempeln erheben; doch ebenso wie dieser Kultus durch allerlei fabelhafte Legenden und götzendienerische Gebräuche entartet ist, so sind auch sie mit architektonischem Ausputz überladen. Diese Gopuras stehen vor uns wie Ausrufezeichen, die uns melden, daß wir nunmehr in das märchenhafteste Gebiet Indiens gelangt sind, in ein Gebiet, das freilich, so denkwürdig es in historischer wie mythischer Beziehung auch ist, längst von seiner stolzen, kulturführenden Bedeutung heruntergesunken ist und in nichts mehr daran erinnert, daß hier schon zur Zeit der ersten römischen Kaiser kraftvolle Könige geherrscht haben.

Unter den fast hunderttausend dunkelfarbigen Einwohnern Maduras verschwinden die wenigen in dieser Stadt wohnenden Engländer vollständig; man kann tagelang auf den Straßen herumgehen, ohne den weißen Sonnenhut eines Europäers zu Gesicht zu bekommen. Die eingeborenen tamulischen Indier sehen ganz anders aus als die Hindus des nördlichen Indiens, die wir bereits auf Ceylon trafen und denen wir hier in größerer Anzahl begegnen. In Südindien haben wir überall drawidische Sprach-, Rassen- und Kulturerscheinungen der einstigen Urbevölkerung vor uns, im nördlichen Indien dagegen diejenigen der von Nordwesten hereingebrochenen arischen Eroberer und Einwanderer, deren Sprachen dem indogermanischen Stamme angehören, ein Unterschied, der am nachdrücklichsten durch die uns hier umgebenden drawidischen Bauten zu Tage tritt.

Vor dem Eingang zu dem größten Tempel Maduras, der dem furchtbaren Gott Schiwa oder Mahadeo und seiner Gemahlin geweiht ist, traf ich ein so lebhaftes Gedränge, daß mir nichts anderes übrig blieb, als auf das flache Dach eines gegenüberliegenden Bazargewölbes zu klettern, um ungestört Bilder des Tempeleinganges und des Torturmes aufzunehmen; einer der Kaufleute, die in der Halle ihre Verkaufsstände haben, ließ mir hilfsbereit ein Gitter

aus Bambusrohr, eine Art Leiter, herbeischleppen, auf der ich mich auf das Dach des Gewölbes hinaufschwang, das ursprünglich ein Mandapam war, wie man in Indien alle gastlichen Hallen für Wallfahrer und reisende Tempelbesucher nennt, deren Dächer von künstlerisch bearbeiteten Säulen gestützt sind. Jetzt aber war jedes Winkelchen mit Verkaufsgegenständen vollgepfropft, und ein chaotisches, unsagbar malerisches Durcheinander von mehr oder weniger bekleideten Käufern und Verkäufern erfüllte die Halle, in der ein Geräusch wie Meeresbrausen widerhallte.

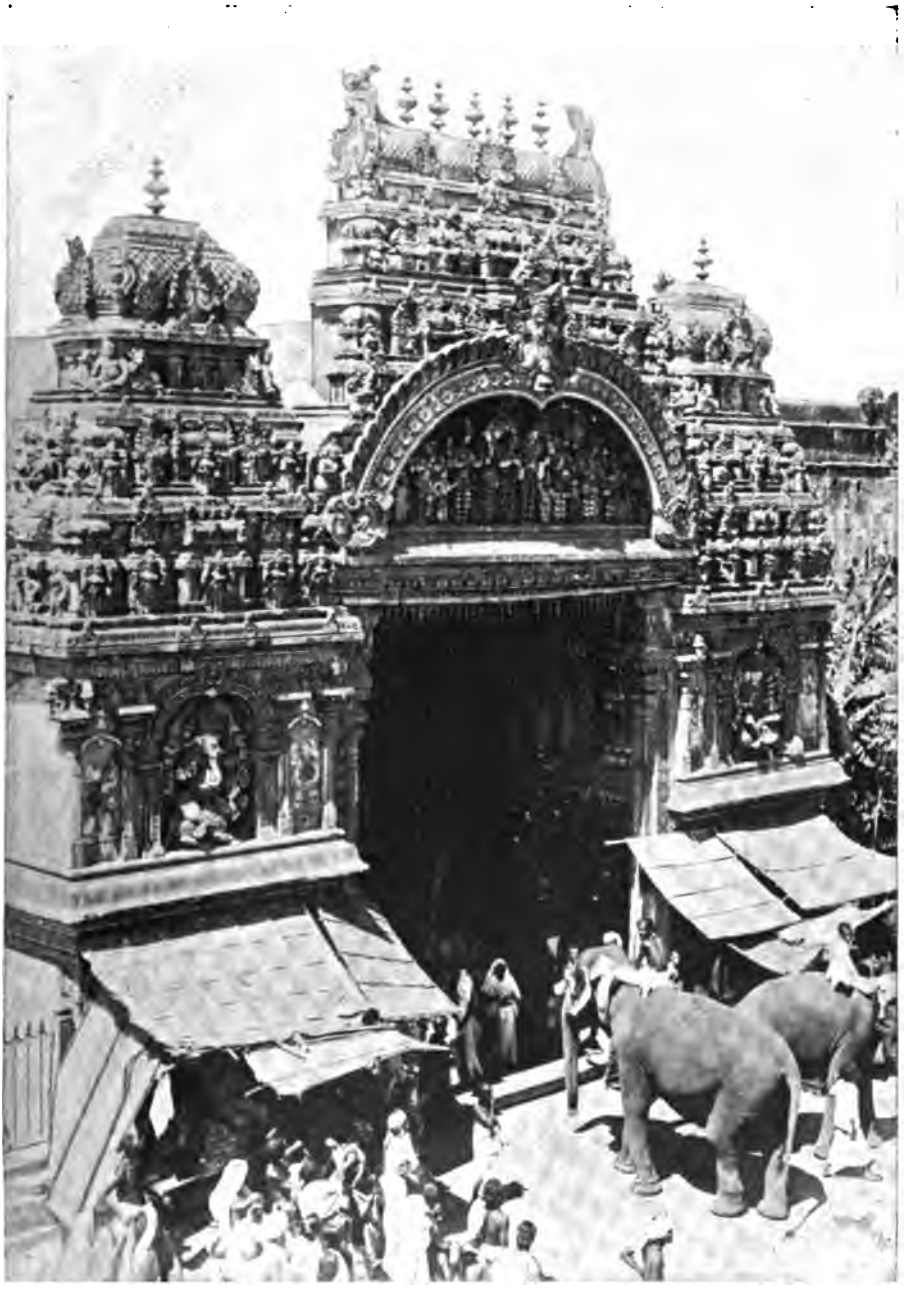
Der Wirrwarr phantastischer mythologischer Figuren zwischen dem von

Im Durchgange des Tempeltores zu Madura.

Säulengruppen getragenen Gebälk, geschweiften Wülsten oder sonstigen Bauverzierungen des Turmes und des Tores befremdet um so mehr, weil in der bunten Übertünchung dieser prahlerischen plastischen Ausschmückung rote Farbentöne überwiegen, so daß ein leuchtender Schimmer von Abend- oder Morgenröte auf diesen Bauten zu ruhen scheint.

Nach so prunkvollem Außenwerk hätte man volles Recht, zu erwarten, daß der eigentliche Tempel von unübertrefflicher, prachtstrotzender, fremdartiger Schönheit sein müsse, und erwartungsvoll betritt man den Durchgang.

Zunächst ist jeder Neuling erschreckt von den merkwürdigen Abzeichen der uns überall umdrängenden Schiwa-Anbeter; in Gestalt von drei dicken weißen



Das Tor des Schiwa-Tempels in Madura.

Horizontalstrichen sind diese Zeichen auf der Stirn und auf anderen Teilen ihres braunschwarzen Körpers aufgemalt, wodurch diese Leute in dem unheimlich düsteren, von phantastischen Figurenpfeilern getragenen Tempeltorbogen fast gespenstig aussehen. Überraschend ist namentlich die durch die langgezogenen Augen bewirkte Physiognomie-Ähnlichkeit dieser Figuren mit altägyptischen.

Im Tempel zu Madura.

Gelingt es uns, durch zahllose Höfe und Wandelgänge und Pfeilerhallen schließlich den oder richtiger die beiden Haupttempel zu erreichen, so werden wir mit Verstimmung gewahr, daß die zuerst so verblüffende architektonische Kunst des drawidischen Dombaumeisters doch nur recht äußerlich und inhaltsleer ist und durch die überladene Ausgestaltung der Außenwerke erschöpft scheint, wobei die wunderlichsten Handwerkskunststücke angewendet sind. Statt einen glorreichen Mittelpunkt der ganzen Anlage zu bilden, ist der Doppeltempel für das Götterehepaar nur durch die Vergoldung seiner Pyramidendächer von den anderen, willkürlich in- und aneinandergebauten Räumlichkeiten dieses riesigen Tempels zu unterscheiden. In diesem krankhaften, sinnverwirrenden Trachten nach erstaunlichen technischen Leistungen von noch nie dagewesener Art, jedoch ohne höheren Zweck und Sinn, in diesem Kokettieren mit allerdings nicht leichten Siegen über selbstgeschaffene, aber durchaus entbehrliche und vermeidbare Schwierigkeiten, in diesem Vergessen eines erhabenen Hauptzieles über dem völlig Nebensächlichen offenbart sich das Wesen dieser südindischen, drawidischen Kunst.

Eine so ausgedehnte Tempelanlage mit Gängen und Hallen zu versehen, deren gewaltige Pfeiler aus dem massiven Granitgestein einst hier tief im

Sande vergrabener ungeheuerer erratischer Felsmassen herausgemeißelt werden mußten, war schon an und für sich eine kaum verständliche Erschwerung des Tempelbaues. Daß die figürliche Ausstaffierung dieser absonderlichen Pfeiler mit mythologischen Geschöpfen, mit dem hier immer wiederkehrenden Jali, dem „Löwen des Südens", oder mit Elefanten, den Sinnbildern göttlicher Weisheit, oder mit mythischen Heldenfiguren, fratzenhaften Göttergestalten und phantastisch überladenen Kapitälen das Tollste bot, was die schaffenseifrige Tamulenphantasie zu leisten vermochte, kann weniger wundernehmen, als die erstaunliche Tatsache, daß es den Tausendkünstlern von Baumeistern sogar gelang, Dinge in ihrem Bauwerk anzubringen oder darein zu verflechten, die allenfalls in ein Riesen-Raritätenkabinett, aber nun und nimmermehr in einen Tempel gehören. Eine lose, frei in dem fast geschlossenen Riesenrachen eines Jalilöwen bewegliche Steinkugel auszuarbeiten, einen ungeheueren Felsblock als Tempeldachfirst so geschickt wegzumeißeln, bis daraus schließlich eine steinerne Kette mit losen, beweglichen Gliedern wurde, und ähnliche technische Künsteleien, das waren die baulichen Probleme, die jene Künstler reizten, weil ihnen die flammend hehre Begeisterung fehlte, die nur aus einem geklärteren religiösen Empfinden hätte entspringen können. Das vorwiegende religiöse Gefühl dieser drawidischen Volksrasse ist und war stets nur die zitternde Angst vor Dämonen und entsetzlichen Gottheiten, besonders vor dem übermächtigen Schiwa, hier Sandarischwara genannt, verbunden mit dem Bestreben, unter dem Beistand der Priester diese Götter durch reichliche Opferspenden zu freundlichem Verhalten zu zwingen.

Die tyrannisch-eifersüchtige, skrupellos gebrauchte Macht der hier seit alter Zeit herrschenden brahminischen Priester erhellt aus der Annahme, daß selbst der hochherzige König Tirumal Najak, dem der Tempel und seine Priester unendlich viel Wohltaten zu verdanken hatten, von diesen selben Brahmanen umgebracht wurde, sobald er anfing, dem in Südindien überaus gewandt und erfolgreich wirkenden Jesuitenmissionar Robert de Nobilibus steigendes Wohlwollen zuzuwenden. Wie die wohl auf Wahrheit beruhende dramatisch wirkende Sage berichtet, sind sie nicht davor zurückgeschreckt, den König unter dem Vorwande, ihm einen neu entdeckten Schatz zeigen zu wollen, heimlich in die unter dem Tempel befindlichen Gewölbe zu locken und darin durch riesige, vor den Ausgang gewälzte Steine lebendig zu begraben; sie folgten dabei buchstäblich dem brahminischen Verbot, menschliches Blut zu vergießen, und erstickten zugleich durch die Ausstreuung einer plötzlichen Himmelfahrt des Königs alle Nachforschungen über dessen Verbleib.

Auf Schritt und Tritt begegnen wir in dieser wunderbaren Umgebung so seltsamen Überraschungen, daß uns schließlich die zahllosen Märchen und Sagen, die sich hier abgespielt haben sollen, nicht unglaublich erscheinen, und kaum wundert es uns noch, wenn mitten zwischen den Händlern und Schneidern, die in den geräuschvollen Tempelgängen ihre Geschäfte betreiben, urplötzlich riesenhafte Elefanten erscheinen, um uns so lange entsetzlich kreischende Töne

in die Ohren zu trompeten, bis wir einige Münzen zum Besten des Tempels in den begehrlich hin und her pendelnden Rüssel gesteckt haben.

Nicht weit von dem Allerheiligsten des erwähnten Tempels, unter dessen Steinfliesen König Tirumal sein Leben ausgehaucht hat, befindet sich ein von einem Kreuzgang umgebener Teich, wie solche in jedem Tempelbezirke für die täglichen religiösen Waschungen der Hindus angelegt sind. An diesem Tempelteich in Madura stand einst die berühmte Marmorbank, auf der nur die 48 Mitglieder der drawidischen Dichterakademie zu sitzen das Recht hatten; diese durften sogar im Tempel wohnen, da ihre 48 Mitglieder nach der Legende als 48 Teile der Göttin Saraswati betrachtet wurden, die von ihrem Gemahl, dem Weltschöpfer Brahma, zu 48 irdischen Existenzen verurteilt worden war, weil sie an den Liedern eines Barden zu viel menschliches Wohlwollen gefunden hatte, und die aus ganz besonderer Gnade diese 48 Existenzen in der genannten Verkörperung gleichzeitig statt nacheinander verbüßen durfte. Diese Sage ist für die Sinnlichkeit und Phantastik bezeichnend, die alle, selbst die religiösen Anschauungen dieser drawidischen Hindus umkleidet, aber ebenso märchenhaft-charakteristisch ist auch ihre drollige Fortsetzung. Die Tamulen sind nämlich überzeugt, daß ihr größter Dichter Tiruwalluwar, der längere Zeit vergeblich versucht hatte, auf der Dichterbank ein bescheidenes Plätzchen zu erringen, eines Tages mit seinem Hauptwerk, dem Kural, vor den bereits auf der Bank sitzenden göttlichen Kollegen erschienen sei und, ohne viel Worte zu machen, nur sein Buch auf eine Ecke der Marmorbank gelegt habe, worauf diese sogleich dermaßen zusammengeschrumpft sein soll, daß nur dies Buch darauf liegen blieb, die 48 lieben Kollegen aber Mann für Mann in den Tempelteich rutschten.

Das Getriebe in den südindischen Tempeln kann einen unerfahrenen Besucher so verblüffen, erschüttern und betäuben, daß er wie ein Fieberkranker oder Nachtwandler herumschwankt. Die ungewöhnlichen Gestalten fanatischer Büßer und religiöser Bettler, die kreischenden Krüppel und Blödsinnigen, die feilschende, hastende, schnatternde oder vor unsauberen Götzen blutige Tieropfer darbringende bunte Menge, die trompetenden Tempelelefanten, deren Zweck der Fremdling zunächst gar nicht einsieht, und das warnende Geschrei ihrer Treiber, das Geklingle, Getute und Tamtam-Gepauke der Priester, dazu die widerwärtige Mischung von Gerüchen nach mit Senföl eingeriebenen schwitzenden Menschen, nach rußenden Öllampen und den durchdringenden Düften von tropischen Blumen oder Rosenölwasser inmitten der märchenhaften Szenerie — fürwahr, kein nach Sensationen dürstender Maler kann wildere Träume haben, als das Schauspiel, das hier in beständig und rasch wechselnden Bildern und noch dazu in geheimnisvollem Halbdunkel vorbeizieht!

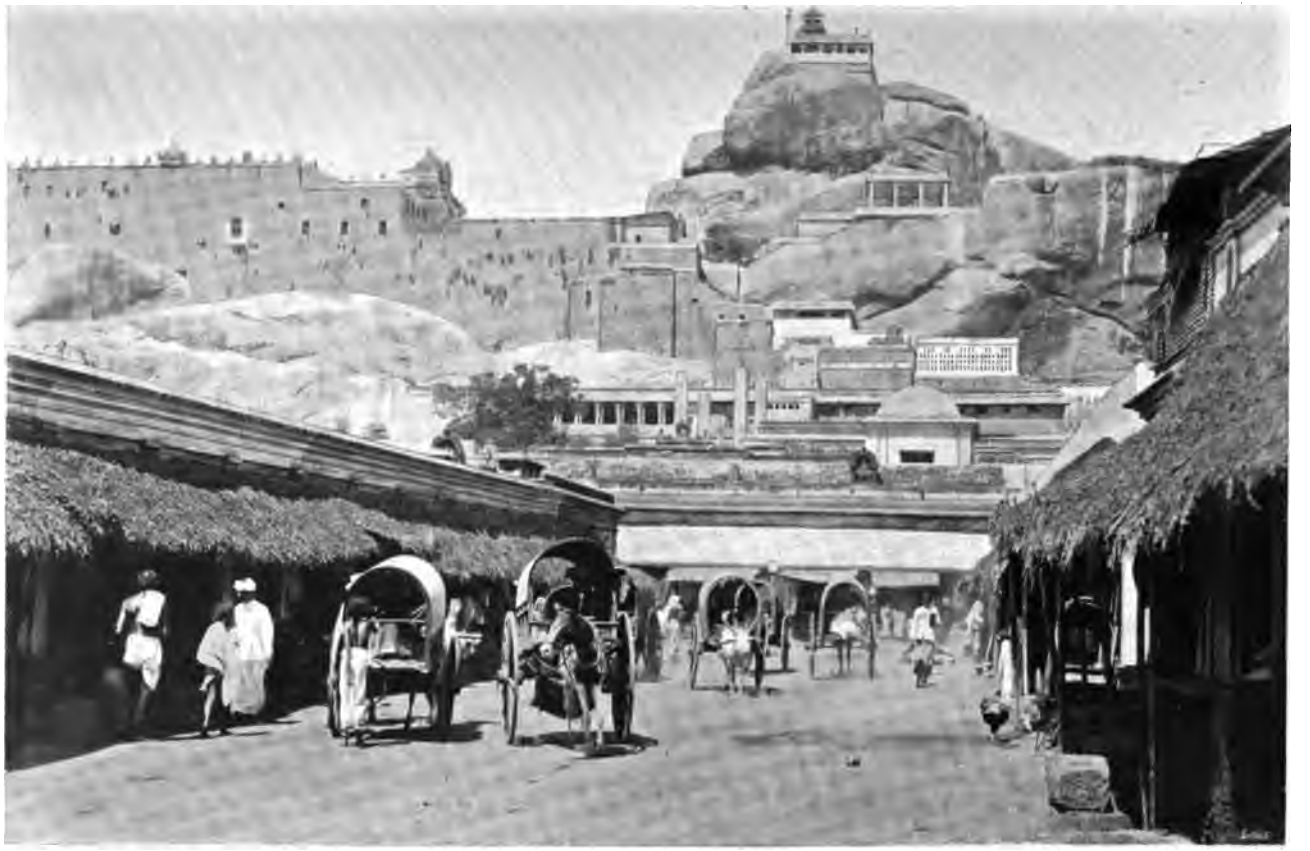
Der bereits erwähnte kunstliebende König Tirumal mußte den Brahmanen zuliebe für die zahlreichen Tempel und Gopuras, die er in Südindien erbaute, die überlieferten, altdrawidischen Bauformen beibehalten. Beim Bau seines Palastes schuf er dagegen mit Hilfe der wichtigsten drawidischen Skulpturformen, z. B. des südindischen Löwen Jali, aus gotischen Baumotiven und sarazenischen

Bogen einen südindischen Renaissancestil, dessen ruhige und edle Schönheit wohltuend gegen die krankhaft üppige Eigenart der altdrawidischen Bauleistungen absticht. Liegt Tirumals Palast auch größtenteils in Trümmern, so sind doch gegenwärtig außer dem von stattlichen Säulenhallen umgebenen Hof einige Säle und Räume wiederhergestellt, die als Gerichts- und Verwaltungskanzleien benutzt werden.

Die Reste des großen Königs Tirumal sind in einem stattlichen, einer Gopura ähnlichen Mausoleum auf einer Insel inmitten des Tempelteiches Teppu

Der heilige Badeteich Teppu Kulam.

Kulam beigesetzt. Auf dem Bilde dieses Tempelteiches schreitet gerade ein durch seine weiße über die linke Schulter gelegte Baumwollenschnur als Brahmane kenntlicher Mann die Stufen zu dem trüben, aber durch Zusatz von Gangeswasser geheiligten Bade hinunter, der ein zusammengerolltes Tuch unter dem Arm trägt, um dies während des Bades mit dem getragenen Hüftenschurz auszuwechseln. Sobald die bereits Badenden die vielsagende weiße Schnur erblicken, weichen sie ehrerbietig aus oder ziehen sich ganz zurück, um dem Brahmanen auch im Wasser die ihren verschiedenen Kasten vorgeschriebenen Respektsschritte vom Leibe zu bleiben. Diese Maßregel des Fernhaltens der unteren Volksschichten wurde aber von den Brahmanen wohl nicht allein aus



Tempel und Befeſtigungen auf dem Felſen in Tritſchinopolis.

religiöſem Stolz und Machtgefühl angeordnet, ſondern mag der Erfahrung entſprungen ſein, daß die in Indien endemiſch graſſierenden anſteckenden Krankheiten vorzugsweiſe die ſchlecht genährten, widerſtandsunfähigen niederen Klaſſen heimſuchen und durch dieſe weiterverbreitet werden.

Bereits wenige Jahre nach dem geheimnisvollen Tode Tirumals ließ ſein Sohn und Nachfolger, eiferſüchtig auf ſeines Vaters Ruhm und Schöpfungen, den Palaſt zerſtören und das koſtbare Baumaterial, die rieſigen Granitſäulen und Marmorquadern nach der nördlich gelegenen Feſtung Tiriſirapalli ſchaffen,

Seringham aus der Vogelſchau.

deren Name von den Engländern jetzt in Tritſchinopolis verballhornt iſt; Jahre hindurch hatten unaufhörliche Züge endloſer Ochſenkarren mit dieſem Transporte zu tun.

Die Stadt Tritſchinopolis verkündet ſich ſchon aus weiter Ferne durch drei gewaltige weiße Felsmaſſen, von deren Gipfel und Flanken hellgetünchte Säulenhallen und Tempelmauern zu den Befeſtigungswerken hinunterſchimmern, die aus den Steinen des Palaſtes in Madura als Bollwerk gegen die andringenden Mohammedaner errichtet wurden.

Jenſeits des Kaweriſtromes beginnt ein durch Kanäle ſorgfältig bewäſſertes und deshalb ſehr fruchtbares Gebiet. An dem von Bambusgebüſch geſäumten Kanal plaudern badende Frauen, die ſich bei unſerem Nahen völlig in die

noch triefend naſſen Umſchlagtücher einwickeln und in dieſen glatt anliegenden Hüllen davonrennen.

Hier in dieſem wahrhaft paradieſiſchen Gebiet erhebt ſich als Haupt- und Lieblingsſitz der Brahmanen in Südindien eine Tempelſtadt, die ſie ſehr bezeichnend „Himmliſche Wolluſt" oder Srirangam nannten, was die Engländer Seringham ſchreiben, und die wirklich einen Inbegriff märchenhaften Brahmanenlebens vorſtellt.

Alabaſterbild des Gottes Wiſchnu und ſeiner Gemahlin Lakſchmi. 1/5.

Wir ſchreiten durch die enge Öffnung eines ungeheueren Stadttores, an deſſen Außenwand zahlloſe Säulen mit wunderlichen, dravidiſchen Kapitälen prangen; dasſelbe iſt jedoch nur das unterſte Stockwerk einer unvollendeten Gopura, von denen eine ganze Anzahl in der vor uns liegenden Straße, eine hinter der anderen, emporragt; am beſten läßt ſich dies von dem flachen Dache irgend eines Hauſes aus wahrnehmen, wobei auch die Anlage der Stadt in ſieben konzentriſch ineinander gefügten, von Mauern umgebenen Höfen auffällt, deren Durchgangstore ſtets durch einen der genannten hochragenden, mit bunten Tonfiguren überſäten Gopuras ausgezeichnet ſind.

Karren für feſtliche Umzüge der Götterbilder.

Daß dieſe ganze Stätte nicht wie der große Tempel zu Madura dem Kultus des Schiwa geweiht iſt, ſieht der Kenner aus der über dem Gopuradurchgang in einer Niſche angebrachten, lang ausgeſtreckten Figur des Gottes Wiſchnu und an den hier ganz anders geformten Abzeichen auf den Stirnen der Gläubigen und der Elefanten. An dieſen überaus wichtigen Stirnzeichen, deren Sinn zu begreifen viele der in Indien lebenden Europäer nicht einmal der Mühe für wert halten, kann man die Glaubensanſchauungen der brahminiſchen Hindus erkennen und unterſcheiden, dafern ſie nicht zur unterſten Kaſte zählen; dann tragen ſie ſolche Zeichen niemals, ebenſowenig wie die mohammedaniſchen Indier.

Gopura in Seringham;
über dem Durchgang die ruhende Figur des Gottes Wiſchnu, dem die Tempelanlage geweiht iſt.

Sobald ein brahminischer Hindu sein rituelles Morgenbad mit den vorgeschriebenen Rücken-, Kopf- und Schultergüssen genommen hat, geht er zu einem inmitten von Farbentöpfen nahe dem Badeplatz hockenden Brahmanen, kauert vor ihm nieder und läßt sich von dem kunstfertigen Priester das seiner Kaste oder Sippe zukommende Stirnzeichen, das Tilak oder Nama, auf die Stirn schminken, auf daß jedermann wisse, welchen Gottes Verehrer er ist. Doch nicht genug damit. Auch die in den Dienst der Tempel gestellten Zugtiere, die Elefanten, die bei festlichen Umzügen die Götterbilder auf schwerfälligen Karren durch die staubigen oder kotigen Straßen schleppen, müssen allmorgendlich vor dem priesterlichen Maler niederknien, um ihren Stirnstempel zu erhalten, nachdem sie mittelst Besen und faseriger Kokosnußschalen in der Schwemme gründlich abgescheuert wurden. Ja selbst leblose Kultusgeräte und sogar die Wände und Tore der Tempel verkünden durch derartige Zeichen, welcher Gottheit die Stätte geweiht ist.

Von den 300 Millionen Bewohnern Vorderindiens sind etwa 250 Millionen brahminische Hindus. Diese stattliche Religionsgemeinschaft erkennt zwar Brahma als unbestrittenen Weltschöpfer an, zollt demselben aber als einem Gotte, der seine Aufgabe längst erledigt hat, keine sonderliche Verehrung mehr, sondern gliedert sich in zahlreiche Sekten, die aber alle entweder dem gütigen Welterhalter Wischnu oder dem auf Weltzerstörung bedachten Schiwa die höhere Machtstellung einräumen. Diese beiden Hauptgottheiten treten jedoch ebenso wie ihre Gemahlinnen in vielfältigen Verkörperungen unter ebenso vielen verschiedenen Namen auf, und um jede dieser Inkarnationen bildet sich eine Verehrergruppe, die der von ihr bevorzugten Lieblingsgottheit besonders kräftiges Beistehen in allen Lebensfragen zutraut. Da es außerdem nach der brahminischen Götterlehre noch 330 Millionen untergeordneter Gottheiten gibt, kann es nicht wundernehmen, daß sich die beiden Heerlager der Wischnuiten und Schiwaiten aus sehr verschiedenen Sekten mit kleinen Unterschieden in ihren Wappenschildern oder Stirnzeichen rekrutieren.

Ein Hindu, der schlecht und recht dem guten Gotte Wischnu seine religiöse Verehrung zuwendet — wozu ihn natürlich niemals freie Überzeugung, sondern allein die in seiner Kaste seit uralten Zeiten herrschende Ansicht bestimmt —, läßt sich vom Hausbrahmanen, dem Guru, oder bei Familienfesten von den nächsten Verwandten ein Namazeichen in Gestalt eines unten abgestumpften römischen V auf die Stirn malen.

Dies Wischnuzeichen wird von den verschiedenen Sekten verschieden gedeutet, denn die einen erklären es für die beiden Fußsohlen des Gottes, und andere begnügen sich, darunter nur einen Fußabdruck desselben zu verstehen. Durch die Verschiedenheit der Länge und Neigungswinkel beider Seitenlinien dieses Stirnzeichens, durch fehlende, verzierte oder geradlinige Verbindung derselben drücken die Wischnuiten die verschiedene Verklausulierung ihrer Anerkennung Wischnus aus. Will z. B. der Inhaber eines solchen Zeichens zu verstehen geben, daß seine Hochachtung sich in gleichem Maße auf die bessere Hälfte

dieses „guten" Gottes erstreckt, d. h. auf die liebevolle Glücksgöttin Lakschmi, dann erhält das Zeichen noch eine Mittellinie, so daß es einer Heugabel ähnelt und so aussieht: Ψ. Der Hindu malt diese galante Aufmerksamkeit als brennend rote Linie, während die anderen Linien des Wischnu-Tilak mit einer schneeweißen Farbe aufgetragen werden, die aus deckendem mineralischen Weiß, aus gebrannten Opfermuscheln, aus Asche verbrannten Düngers von heiligen Kühen und aus wohlriechendem Sandelholzpulver gemischt wird.

Eine andere Sekte dieser Wischnuanhänger, die Ramavat-Sadhus, zeigt durch Bemalung ihres ganzen Körpers mit den Attributen des Gottes, mit Lotosblumen, Opfermuscheln, Schleudern und Keulen, an, daß sie die von Wischnu in seiner Menschwerdung als Dämonentöter Rama bewiesenen heldenhaften Eigenschaften ganz besonders hochschätzt und durch diese Zeichnungen zu würdigen sucht.

Begreiflicherweise zählt der Schreckensgott Schiwa weit mehr opferbereite Anhänger, als der milde Wischnu, und zu ihnen gehört auch die Mehrzahl jener berüchtigten religiösen Bettler und Büßer, der Jogis, Sanyasis, Bairagis, Agoris u. s. w., über deren wunderbares Tun ich im zweiundzwanzigsten Kapitel berichten werde. Diese Schiwaiten malen ihr Tilak in Gestalt dreier dicker weißer horizontaler Linien auf die Stirn, und wenn sie, wie die von uns im Tempel von Madura getroffenen Fanatiker, in religiösen Dingen zu der äußersten Rechten gehören, auch auf Oberarme, Brust und Leib. Nähert sich ein derartig wie mit weißen Rippen bemalter frommer Mann, so erschrickt man und vermeint ein aus der Ferne heranwanderndes Gerippe zu sehen, zu dem der in der Regel fanatische Ausdruck des ausgemergelten Schiwaitengesichtes ganz vortrefflich paßt.

In einer der Pilger-Rasthallen zu Seringham, deren Stützpfeiler durch außergewöhnlich eindrucksvolle, riesengroße, aus dem soliden Gestein herausgemeißelte Fabelwesen geschmückt sind, die sagenhafte Kämpfe zwischen indischen Helden und Halbgöttern mit götterfeindlichen Dämonen darstellen sollen und deren Aussehen nicht anders als durch das Wort „märchenhaft" wiederzugeben ist, traf ich eine Gruppe von Brahmanen an. In deren Gesellschaft befand sich ein hübsches Hindumädchen von etwa sechzehn Jahren, die sich bei meinem Erscheinen verhüllen und die Flucht ergreifen wollte, wie dies leider die meisten Hindumädchen, denen ich begegnet bin, zu tun pflegten, und die ich nur schwer zu bewegen vermochte, mir zu der beigefügten Photographie zu sitzen, auf der die sie umgebenden Brahmanengestalten mit ihrer gemessenen Haltung und dem malerischen Toga-Faltenwurf klassischen Römerfiguren ähneln; jedoch meine ich damit nicht den beleibtesten dieser Priester, der es für nötig befunden hatte, seinen ganzen Oberkörper mit dicken Wischnuzeichen zu bemalen, während den beiden jüngeren zwei ganz dünne Linien als Stirnzeichen genügten.

Dieses junge Mädchen gehörte ebenfalls zum Tempelpersonal und wurde von den Brahmanen ausgebildet, um bei den großen Tempelfesten als Dewa Dasi zu wirken. Die gewöhnlichen, auf allen Straßen oder bei den abendlichen

Brahmanen und Tempeltänzerin.

Nautschunterhaltungen ihre Künste darbietenden Tänzerinnen dürfen die festlichen Reigen um die Götterbilder nicht ausführen; für diese feierlichen Tänze wählen die Brahmanen unter den Töchtern der Ortsbewohner diejenigen aus, die sie für würdig erachten, Tempeltänzerinnen zu werden. Da nun aber keine Indierin unvermählt bleiben darf, so werden die Dewa Dasis der Tempelgottheit angetraut, wobei die Brahmanen die mit einer Ehe verbundenen Pflichten dem Götterbilde abnehmen und für den Unterhalt der göttlichen Ballerina sorgen.

Beim Verlassen dieses merkwürdigen Wallfahrtsplatzes Srirangam fiel mir ein mit dicken Guirlanden aus gelben Blumen behangener Elefant auf, der nicht weniger als vier Reiter trug; der vorderste lenkte das Tier wie üblich, indem er seine Füße hinter dessen Ohren stemmte, der zweite schwenkte eine rote Fahne, und der letzte hielt seinen Vordermann fest, damit dieser, zwar noch ein Kind aber der Held des ganzen Aufzuges, nicht von seiner stolzen Höhe herunterpurzelte. Der festliche Umzug dieses Knirpses zeigte allen guten Freunden und getreuen Nachbarn an, daß er heute vermählt worden war; natürlich handelt es sich dabei zunächst nur um eine durch die Eltern der jungen Leutchen abgeschlossene Verlobung, der aber die tatsächliche Hochzeit folgen muß, sobald das Pärchen die dazu nötigen Jahre erreicht hat. Neuerdings hat die englische Regierung diese Jahresgrenze mit 16 für Mädchen und 18 für Knaben gesetzlich festlegen lassen, um die früher durch zu frühe Heiraten vorgekommenen Übelstände, unter denen sogar Todesfälle nicht selten waren, zu beseitigen.

Umzug eines jugendlichen Bräutigams.

In Seringham wie in Tritschinopolis kann jeder Reisende die ortsüblichen Kuriositäten um billiges Geld erwerben: zierliche, aus dem schneeweißen Mark der am Kaweri wachsenden Sumpfpflanzen geschnitzte federleichte Modelle von Tempeln und Gopuras, Bilder, die auf dünne Scheiben aus dem in den Kalkfelsen von Tritschinopolis eingesprengt vorkommenden Marienglas gemalt sind, prächtige tamulische Hochzeitsgewänder für Frauen, sogenannte Tandschor-

Arbeiten d. h. Kupfergeräte, die mit gehämmerten Hochreliefs aus Zinn oder Silber besetzt sind, und dergleichen; bedauerlich ist dabei nur, daß den Fremden gewöhnlich von Hausierern allerlei geringwertige Ware aufgehängt wird, während der reelle indische Kaufmann aufgesucht sein will und es für unter seiner Würde hält, seine besseren Waren aufdringlich auszubieten oder sie gar dem Fremden zur Ansicht ins Haus zu tragen, bedeute dies Haus nun ein Zimmer im Hotel, den Wartesaal einer Eisenbahnstation, oder ein Zimmer in einem Bungalo, d. h. einem der einfachen Rasthäuser, die für reisende Beamte oder andere Europäer in jedem größeren Orte errichtet sind, die man aber selten leer, sondern gewöhnlich bereits durch früher eingetroffene Reisende besetzt findet.

Aus Pflanzenmark geschnitzte Pagode. 1/10.

Gerichtsgebäude und Leuchtturm in Madras.

Sechstes Kapitel.

Die Hexenmeister von Madras.

Mit besonderer Spannung sah ich den Erlebnissen entgegen, die meiner in Madras harrten.

Das bei der Annäherung an den Hafen von Madras schon aus weitester Ferne in die Augen stechende Gerichtsgebäude ist ein wahres Muster englisch-indischer Prachtbauten und wie diese ein Renaissancesalat von indischen, maurischen und englischen Motiven, die aus roten Ziegeln und weißem Sandstein zusammengeschnitten sind; derartige Bauten blenden und kitzeln zwar zuerst das Auge durch die vergoldeten Spitzen der zahlreichen buntbemalten oder auch farbig ornamentierten Kuppeln, bringen aber schließlich einen beinahe quälenden Eindruck gesuchter und gezwungener Originalität hervor. Die höchste dieser Kuppelspitzen überragt einen dicht vor dem Gerichtspalast stehenden älteren Leuchtturm und hat dessen frühere Aufgabe übernommen, allabendlich aus einer Riesenlaterne das warnende Licht auf die davor gärende, nur selten ruhig schlummernde raubgierige Wasserwüste hinauszusenden, in der im Jahre 1746 bei einem Orkan eine ganze französische Flotte mit nicht weniger als 1200 Seeleuten versank. Dies Ereignis erinnert an die gewaltigen Anstrengungen, die Frankreich im achtzehnten Jahrhundert gemacht hat, in Indien mindestens denselben Einfluß wie England zu erlangen, ja dieses sogar völlig zu verdrängen. Aber die leichtfertig und feurig drauflosstürmenden Gallier verfügten nicht über die zähe, elastische Ausdauer und rücksichtslos listige Berechnung der angelsächsischen Rasse, zu deren beneidenswertesten Eigentümlichkeiten es gehört, daß sie sich von Kindesbeinen an durch hartangreifende Sportübungen zu unnachgiebigen Hartköpfen bei fatalen Wechselfällen des Schicksals erzieht und dadurch zugleich widerstandsfähig gegen das erschlaffende Klima der englischen Kolonien in den Tropen gemacht hat. Wollte Gott, daß jeder Deutsche, der an seinem behaglichen Stammtisch über englische Herz- und Treulosigkeit, Habgier, Un-

gerechtigkeit und Perfidie wettert, wenigstens ein klein wenig von der fast fanatischen Liebe der Engländer zu zwar oft höchst unbequemen, aber Geist wie Körper stahlhart schmiedenden Sportübungen verspürte; wie schnell verwandeln sich bei manchem Trägen die während des Militärdienstes gehärteten Knochen aus Erz in Marzipan!

Madras gilt als Hauptquartier des fahrenden Volkes, das von hier aus Indien, ja selbst überseeische Länder in Gestalt der weltbekannten indischen Zauberer durchzieht. Die schwer kontrollierbaren Berichte von Indienreisenden früherer Zeit über die von dortigen Zauberern vollbrachten Wunder wurden durch das Buch eines französischen Beamten in Ponditscherri überboten, das schon durch seinen Titel Voyage au Pays des Fakirs Charmeurs ahnen läßt, daß es Sensation hervorrufen sollte; daß es diesen Zweck auch tatsächlich erfüllt hat, geht daraus hervor, daß die nach Ansicht des Verfassers nicht auf natürlichem Wege zustande gekommenen und allen Naturgesetzen widersprechenden von ihm gesehenen Leistungen überall auf Treu und Glauben als Beweise rätselhafter Geisteskräfte der indischen Zauberer nacherzählt wurden. Leider übersahen die Leichtgläubigen die wichtige Klausel, die der stets ohne Zeugen beobachtende Autor auf Seite 47 des genannten Werkes einschaltet, indem er für den Fall, daß ihn jemand fragen würde: Avez-vous expérimenté scientifiquement tous les faits que vous nous racontez des fakirs? mit einem deutlichen Non antwortet. Aber ebensowenig wie der Verfasser der Voyage au Pays des Fakirs die Apparate und Vorführungen der von ihm fälschlich Fakire genannten Zauberer im wissenschaftlichen Sinne einer Prüfung unterzog, hat er es auch der Mühe nicht für wert gehalten, sich mit den scheinbar ebenso unerklärlichen Kunststücken europäischer und amerikanischer Taschenspieler vertraut zu machen. In seiner Weltabgeschiedenheit in Ponditscherri ist es ihm offenbar entgangen, wie sehr derartige Künste inzwischen im Abendlande vervollkommnet wurden, und daß es jedem tüchtigen Zauberkünstler möglich ist, die Schwerkraft scheinbar ebenso aufzuheben und spiritistische Manifestationen ganz gleicher Art zu vollbringen wie die „Fakire" jenes französischen Beamten, der unter diesem ganz unzutreffenden Ausdruck sowohl profane Zauberer wie auch Jogis zu verstehen scheint.

Als Gegner des Aberglaubens habe ich mir vor Antritt meiner Reisen völlige Vertrautheit mit magischen Kunstgriffen und Geheimmitteln zu eigen gemacht, um den schon im Altertum als unbegreiflich und übernatürlich bekannten Wundertaten der indischen Zauberer auf die Spur zu kommen. Wenn es nun auch viel eindrucksvoller wäre zu sagen: „Ja, ich habe ganz unfaßbare Vorgänge mit angesehen", muß ich doch von vornherein bekennen, daß es mir trotz aller darauf verwendeten Mühen und Kosten nicht gelungen ist, eine einzige Vorführung zu Gesicht zu bekommen, die nicht durch Taschenspielerei zu erklären gewesen wäre; Suggestion, Hypnose oder Spiritismus dabei als mitwirkend anzunehmen, wäre nur für jemanden nötig gewesen, der glaubt, daß z. B. unsere Münzenbeschwörer die harten Taler wirklich aus der

Luft greifen. Daß ich tüchtigere Künstler aufzusuchen trachtete, als die armseligen Gaukler allerletzter Güte, die mit den Völkerausstellungen nach Europa geschleppt werden, brauche ich wohl nicht zu betonen, ebensowenig daß ich unter Zauberern nicht die später von mir besprochenen asketischen Wundertäter, die Jogis und ähnliche Büßer, sondern nur die Meister indischer Fingerfertigkeit verstehe.

Es ist keine Frage, daß die Taschenspielerkunststücke unserer europäischen „Prestidigitateure" ursprünglich aus dem Osten, aus Indien zu uns gekommen sind. Während aber die weißen Zauberer alle Fortschritte der mechanischen Künste mit unglaublicher Findigkeit auf ihren Hokuspokus anwendeten und magnetische, elektrische und chemische Hilfskräfte in Anspruch nahmen, blieben ihre indischen Kollegen bei den von ihren Urahnen ererbten überaus einfachen Geräten und vielfach geradezu abstoßenden Kunststücken und ekelhaften Überraschungen stehen.

Die Gleichgültigkeit, mit der sich diese Burschen die Augen aus den Höhlungen zerren, lange, verrostete Nägel in die Nase hämmern, oder ein unsauberes Blechschwert nach dem anderen durch den Mund und die Speiseröhre drängen, wobei sie sich mittelst künstlicher Gebisse und über die natürlichen Augäpfel gestülpter Riesenaugen ein gräßliches Ansehen geben, ist so recht auf die zarte Veranlagung der Verletzung und körperlichen Schmerz fürchtenden Hindus berechnet; loderndes Feuer, kleine Schlangen oder Skorpione in den Mund zu stecken, ist ein Scherz, der bei keiner Gauklerproduktion fehlen darf, und jeder Europäer erschrickt, der zum ersten Male sieht, welche Lasten derartige Künstler mittelst Haken heben, die, an kugligen Platten befestigt, luftdicht gegen die Augäpfel gepreßt werden.

Aber selbst wenn man in Erfahrung gebracht hat, wie die Burschen alle diese Wunder vollführen, staunt man doch über die vollendete Sicherheit, mit der sie gelingen. An sich sind diese Vorgänge fast alle unglaublich einfach und harmlos. Man versuche gütigst beispielsweise nur einmal selbst, ein flammendes Korkscheibchen in den Mund zu stecken, das darin sofort erlischt und gar keine Wärme entwickelt; ebenso ist es durchaus nicht etwa schwierig, im geheimen eine Nähnadel durch die Haut der Zeigefingerspitzen zu stechen, diese Nadel dann mit zwei Fingern vor die Stirn zu halten und scheinbar mit einem Schlage durch den Kopf zu treiben, in Wirklichkeit aber im selben Augenblicke die Fingerspitze ein wenig hoch zu heben, die Nadel im Haar zu verbergen und am Hinterkopfe daraus zum Vorschein zu bringen. Kann es wohl etwas Einfacheres geben, als von zwei gleich langen Baumwollfäden den einen zusammengerollt heimlich zwischen zwei Fingern der linken Hand zu verbergen, dann den anderen genau messen zu lassen, zu verbrennen und die Asche im linken Handteller zu verreiben, sie dabei aber wegzustreuen und dafür den anderen Faden unversehrt hervorzuziehen? Macht so etwas ein in unseren Wirtshäusern auftretender Zauberkünstler, so achtet niemand sonderlich auf den hübschen Scherz, macht ihn aber ein brauner halbnackter Hindu, so kann der reisende

Deutsche die Wundertat daheim nicht hoch genug preisen! Kriecht die Schlange eines Gauklers geschwind in ein Loch an einem Bambusrohr, so glaubt er, sie sei vor seinen Augen „verschwunden", während in Europa mit überlegener Miene sofort erklärt würde, sie sei „eskamotiert" worden — so stark ist bei vielen von uns der Drang, dem Heimischen das Fremde vorzuziehen.

Mit denselben Fingern, deren Spitzen nach dem Munde greifen, um mit vieler Umständlichkeit einen ganz kleinen Gegenstand, z. B. eine Erbse, recht deutlich hineinzustecken, schiebt der Zauberer heimlich, aber ganz dreist, irgend einen weit ansehnlicheren mit der Fläche dieser Hand bedeckten in die Mundhöhle, z. B. ein geschältes, hartgesottenes Hühnerei, das er dann im Munde behält. Durch geschickt gespielte Magenbeschwerden und durch Herumzerren an der zeitweilig aus dem Mund hervorgestreckten weißen Eispitze stimmt der Zauberer seine naiven Zuschauer so mitleidig, daß sie gar nicht daran denken, seine Hand zu beachten, die inzwischen einem Versteck heimlich ein Ei nach dem anderen entnimmt, dieses mit geschlossener Hand emporhebt und den Eindruck hervorbringt, es sei dies jedesmal das vorgestreckte, in Wirklichkeit aber immer wieder in die Mundhöhle zurückgezogene Ei! Jedem erscheint die unerschöpfliche Masse von Eiern, die solcher Art aus dem Magen des Übermenschen heraufzusteigen scheinen, bei der ersten Vorstellung dieser Art höchst rätselhaft. Auch das ungemein einfache, aber stets wirksame Kunststück, Eier oder andere Gegenstände aus einer leeren Tasche herauszunehmen, trotzdem der Magier darauf herumgetreten hatte, ist eine uralte Nummer der indischen Gaukler, die der Taschenspielerei diesen Namen gegeben hat. Das Befreien aus einem Sacke, in den sich der Wundermann einbinden und einsiegeln läßt, das Verwandeln von Reis in Milch oder das Kochen von Reis in kaltem Wasser, das Steigen- und Fallenlassen einer an einer Schnur schwebenden durchbohrten Hohlkugel, das Hervorquetschen von Wasser aus Steinen, das Erscheinenlassen von lebenden und gebratenen Tauben und andere Künste unserer Zauberer, die ich nicht erklären will, um diesen oft ungemein fleißigen Künstlern nicht Brot und Ansehen zu schmälern, sind die Gipfel der Leistungen indischer Magier, denen jetzt ihre europäischen Kollegen ganz entschieden „über" sind.

Einen höchst verführerischen Trumpf spielte einmal einer dieser indischen Künstler mir gegenüber mit der Frage aus, wieviel Rupien ich für das Erlernen der Kunst zahlen wolle, die eigene Zunge abzuschneiden. Sofort wagte ich eine halbe Rupie für dieses unter Umständen zweifellos sehr nützliche Mittel anzulegen, dem allzu mitteilsamen Mund Schweigen zu gebieten. Mit diebischem Lächeln schnipselte mein Tausendsassa alsbald aus dem weichen roten Fleische einer Melone ein zungenähnliches Stück zurecht, das er eine Zeitlang geschickt im Munde verbarg, um es dann gelegentlich wie in scheinbarer Verzweiflung ein wenig aus dem Munde herauszustrecken, an der Spitze zu ergreifen und schnell abzusäbeln. Auf ein Hölzchen gespießt hielt er die scheinbare Zunge dann triumphierend dem verehrten Publikum, will sagen meiner Wenigkeit, unter die erschreckten Augen.

Die indische Gauklerzunft scheint übereingekommen zu sein, wißbegierigen Fremden die Geheimnisse einer gewissen Gruppe ihrer Künste, zu deren Gelingen jedoch langdauernde Übung gehört, gegen bestimmte Mindesthonorare zu verraten. Eins der höchst bewerteten Kunststücke dieser Art besteht darin, drei Häuflein ganz verschieden gefärbter Pulver in einer Schale Wasser durcheinander zu quirlen und dieses dann nicht allein hinunterzuschlucken, sondern die Pulver nach einiger Zeit in gesonderten Farben wieder auf der Zunge zum Vorschein zu bringen und völlig trocken auf drei verschiedene Plätzchen zu pusten, das gelbe für sich, das rote für sich und ebenso das grüne. Dies unbegreifliche Wunder wird ganz einfach dadurch erreicht, daß der farbige Sand mit Wachs getränkt wurde, so daß er sich beim scheinbaren Verrühren im Wasser zusammenballen, an der Innenwand der Bronzeschale festkleben und als Klümpchen in den Mund befördern läßt. Auch das Tragen von Wasser in einem Siebe verliert seine Unerklärlichkeit, wenn man darauf achtet, daß das Staubtuch, mit dem der Gaukler das Haarsieb abwischt, mit Fettpaste bestrichen ist, die durch das Tuch in die feinen Poren des Siebes gedrückt wird und diese wasserdicht zustopft.

Wie alle Kasten in Indien hat auch die Klasse des fahrenden Volkes ihre Unterabteilungen. Der Sohn des Bärenführers verliert an seinem Kastenrang, wenn er in die Familie eines Bönder-Wallah, eines Schaustellers tanzender Affen, heiratet und seine Sprößlinge werden nicht mehr als Bärenführer von „reinem Blute“ betrachtet; in europäische Damenkleidung und englische Uniformen gekleidete Affen, die schließlich miteinander vermählt werden, bilden nämlich die unversiegbarste Quelle des Ergötzens für die Indier. Eine Tänzerin vergibt sich nicht wenig von ihrer Würde, wenn sie eine Seiltänzerin zu einer Schüssel „Curry-Reis“ einladet, und wenn sie gar gleichzeitig mit einer solchen ihre Fingerchen in den dampfenden Reisberg stecken würde, um die Körnchen — aber stets nur mit dem Daumen und dem vierten, nie mit Hilfe des Zeigefingers — in das Mäulchen zu schleudern, wäre es um ihre Kastenreinheit völlig geschehen! Ja selbst das Schmauchen von ein paar Zügen aus der Wasserpfeife eines gewöhnlichen Taschenspielers würde dem Schlangenbeschwörer den Verlust seiner Kastenreinheit eintragen. Halb Schlangenzauberer, halb gewöhnlicher Gaukler, müßte er dann mit anderen Künstlern von gemischter Kaste seinen Reis essen, die natürlich ihren früheren Berufsgenossen nach Kräften Konkurrenz zu machen suchen und z. B. neben den Glanzleistungen fingerfertiger Taschenspieler auch Schlangentänze vorführen oder Kokosnüsse in die Luft werfen, die sie mit dem Schädel auffangen, so daß sie unter lautem Krachen zerplatzen und der Saft ihr Antlitz überströmt.

Auf dem umstehenden Bilde ist ein solcher Zauberer im Begriff, vor dem Hause, das der deutsche Klub in Madras bei meiner Anwesenheit bewohnte, der Dienerschaft etwas blauen Dunst vorzugaukeln. Der feiste Hausverwalter in europäischer Jacke, der tamulische Gärtner mit seiner Familie, der „Boy“, d. h. der „Bursche für alles“ in seiner Ecke, sowie der bescheiden hinter der

Säule lehnende, von allen anderen tief verachtete Auskehrer, sie alle wissen, daß jetzt um 11 Uhr vormittags ihre gestrengen weißen „Sahibs" an ihren Kontortischen schwitzen und das Vergnügen hier nicht stören werden.

Mit Scheu und mißtrauischem Entsetzen staunen die Leute die unheimlichen Künste des Wundermannes an. Noch stehen die kleinen mit roten, gelben und grünen Ringen bemalten Holzbecher vor ihm, unter denen er runde Nüsse erscheinen und verschwinden läßt, ein uraltes Kunststück, das auch bei

Verwandlung eines Lederstreifens in eine lebende Schlange.

uns für jeden Zauberkünstler den Ausgangspunkt zur Erlernung der Handfertigkeit bildet. An einem der Becher lehnt auch noch das ausgestopfte Püppchen, dem auf geheimnisvolle Weise, nämlich mittelst eines nicht senkrecht, wohl aber horizontal angebrachten starken Frauenhaares ab und zu Leben und Tanzlust in die Glieder gebracht wird, wobei der Zauberer durch Hin- und Herfahren mit dem Zauberstäbchen über dem Kopf der Puppe nachweist, daß sie nicht etwa an einem Faden hängt!

Als ähnliche unbedeutende Eingangsnummern bringt der Tausendkünstler noch schnell ein paar Kleinigkeiten aus dem Munde zum Vorschein: ein geöffnetes Taschenmesser, ein widerliches, skorpionähnliches Tier und fünf rohe Hühnereier. Dann aber nähert er sich der Höhe seiner Kunstfertigkeit. Er wickelt einen meterlangen dürren Lederstreifen auseinander und hält ihn auf-

gerollt weit und frei hinaus in die Luft. Unter Beschwörungen in hindostanischem Zigeuner-Rotwelsch rollt er das Band auf und ab, und siehe da, ein paar blanke Äuglein blitzen aus dem unten herabhängenden Ende hervor, das Leder beginnt sich zu winden, zu drehen, zu wölben, und mit triumphierendem Schrei schleudert der aufspringende Teufelskerl den erschreckten Zuschauern eine lebendige Schlange entgegen!

Auch dieses Rätsels Lösung ist sehr einfach.

Vor dem Künstler lag ein offener Sack, der seine dürftigen Geräte barg, und dessen Rand locker zusammengerollt war. Der Gaukler zeigt den Lederstreifen, hält ihn weit von sich, dreht ihn zur Prüfung hin und her — vorne nichts, hinten nichts! „O weh", sagt er plötzlich mit gut gespielter Bestürzung, „ich habe ja ganz vergessen, daß ich inzwischen einen Mangobaum wachsen lassen soll!" Dabei legt er das Lederband aus der Hand und wie zufällig auf den Sackrand; dann nimmt er ein paar Mangokerne aus dem Beutel, bohrt neben sich ein Loch in die Erde, steckt anscheinend einen vom Publikum gewählten Kern hinein, bedeckt ihn mit Erde und spricht eine Zauberformel darüber, auf daß der Kern treibe; in Wirklichkeit hat aber der Schlauberger einen bereits zum Keime angetriebenen Kern verscharrt. Dann fährt er in dem angefangenen Kunststück fort.

Beim Aufnehmen dieses Streifens zeigt er diesen zunächst nochmals in ruhiger Bewegung vor, senkt ihn dann wie zufällig auf den Sackrand, wobei er ihn geschickt mit einer ähnlich aussehenden in den Sackrand eingerollten Schlange vertauscht, die von seinem Arm einen Augenblick verdeckt bleibt, worauf er zuerst den Kopf der Schlange hervorzüngeln läßt und dann erst die ganze Schlange vorzeigt.

Um den berühmten „Mangotrick" war es freilich für diesen Tag geschehen! Während nämlich der schwarze Schwarzkünstler seinen Schlangenzauber ausübte und den keimenden Mangokern sicher im Schoß der Erde wähnte, hatte ein auf dem Hofe herumsuchendes Hühnchen die frisch aufgewühlte Erde durchstöbert und den bereits angetriebenen Fruchtkern heimlich seitwärts in die Büsche verschleppt. Den gefiederten Dieb habe ich in flagranti photographiert, war jedoch schadenfroh genug, dem Magier die Aufklärung zu verschweigen, als er mit ganz verstörtem Gesicht vergeblich in der lockern Erde nach dem angekeimten Kern herumspähte. Ich tröstete den guten Mann nur mit der sehr geistreichen Bemerkung, daß es noch viel wertvollere Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, die ebenso spurlos verschwänden, wie sein Mangokern.

Dem fahrenden Künstler schien es nunmehr in dem Hofe des deutschen Klubs nicht mehr recht geheuer vorzukommen; vielleicht meinte er auch, daß ich ihm in der Hexerei über sei, wenigstens machte er sich aus dem handhoch liegenden Staube, indem er mir giftig zurief: „Sir, Sie werden in Indien massenhaftes Geld verdienen, aber Sie werden damit niemals lebendig nach England zurückkehren!" Daß es außer England noch andere Länder in Europa gibt, bleibt nämlich den Hindus zumeist unbekannt, und ich galt ganz gewiß bei vielen

für einen Erzaufschneider, wenn ich auf die Frage, ob Deutschland denn nicht eine Provinz von England sei, höflichst erwiderte, daß dies keineswegs der Fall, sondern daß Deutschland sogar beinahe noch einmal so groß sei wie England.

Der soeben erwähnte Mangotrick wird übrigens in verschiedener Weise ausgeführt. Am überraschendsten ist das fast urplötzliche Hervorwachsen immer höherer Pflänzchen aus dem Kern, wobei diese mit großer Geduld und Kunst in den Falten der vom Gaukler jeweilig darüber gestülpten Tuchfetzen untergebracht und mit geschicktem Handgriffe in die lockere Erde gesteckt werden. Manche Zauberer sollen jedoch aus indischen Ameisen einen Extrakt zu bereiten verstehen, der angetriebenen Fruchtkeimen tatsächlich zu einem überraschend schnellen Wachstum verhelfen soll, wobei man nicht vergessen darf, daß im indischen Klima frisch gesäter Reis bereits am zweiten Tage aufgeht! Auch junges Bambusrohr sprießt so rasch in die Höhe, daß birmanische Tyrannen zur Todesstrafe verurteilte Delinquenten über einer unwiderstehlich emporwachsenden Bambusrohrspitze festbinden und von dieser nach und nach durchbohren ließen, was auch noch heutigen Tages chinesische Marterkünstler fertig bekommen sollen.

Ein anderes beliebtes Schaustück ist der Baskettrick, der sogar schon von Reisenden wegen des unbegreiflichen Verschwindens eines leibhaften Menschen als Beweis für das Vorhandensein und Wirken höherer psychischer, aber noch unbekannter Kräfte vierter Dimension angeführt worden ist, ebenso wie bereits die Tänze indischer Hampelmänner ohne sichtbare Schnur auf Rechnung des Hypnotismus gesetzt wurden! Der Baskettrick wirkt allerdings beim ersten Sehen wegen dieses scheinbar spurlosen Verschwindens einer lebenden Person so beunruhigend, daß die christliche Geistlichkeit das Anschauen solcher Wunder noch vor hundert Jahren als gottlos verbot. Besonders erschrickt wohl jeder Uneingeweihte, wenn eine so zierliche passive Teilnehmerin mitwirkt, wie die hier abgebildete junge Tamulin, die von den Wundermännern aus der Mitte der Zuschauer herausgelockt, trotz ihres rührend gespielten Widerstandes gewaltsam in ein Netz gesteckt und durch die enge Öffnung eines nach unten ausgebauchten Korbes gezwängt wurde; über diesen wurde dann ein Deckel gestülpt. Mit jedem beliebigen scharfen langen Messer irgend eines Zuschauers pikten hierauf die Zauberer unter gräßlichem Geschrei wild durch die Maschen des Korbgeflechtes, rissen dann den Deckel ab, stürzten den Korb um und rollten ihn auf der hohen Kante hin und her. Plötzlich sprang einer von der Bande fest in die Mitte des scheinbar jetzt ganz leeren Korbes und trampelte darin herum, während sein Spießgeselle einer aus einem Flaschenkürbis geschnitzten Flöte markdurchbohrende Töne entlockte und ein dritter ängstlich umherlief, als ob er die aus dem Korbe Verschwundene suche. Der inzwischen von den Zuschauern untersuchte Deckel wurde schließlich einen Augenblick wieder auf den Korb gestülpt, aus dem dann die geschickte Akrobatin unversehrt hervorschlüpfte; natürlich hatte sie ihn niemals verlassen, sondern in dessen

bauchiger Wölbung wie ein Gummiring zusammengekrümmt gelegen und nur bei jedem als Stichwort geltenden Schrei ihrem schmiegsamen Körper schnell eine andere, aber wohleinstudierte Biegung gegeben, so daß der auf den Schrei folgende Schwertstoß freien Durchgang fand. Häufig wird dieses Kunststück auch so ausgeführt, daß die Gauklerin nach jedem Schwertstich eine blutähnliche Flüssigkeit aus den Korbfugen hervorrieseln läßt.

Ohne scheinbares Blutvergießen darf eine echt indische Zaubervorstellung nicht schließen, und alle Gaukler, die sich Nadeln und Nägel durch kleine Löcher

Verschwindenlassen eines lebenden Mädchens.

stoßen, die von Kindheit an in Wangen, Ohren und anderen Körperteilen offen gehalten sind, lassen auf Begehren durch neues Ritzen der vernarbten Kanäle zu allgemeinem Entsetzen Blut dabei fließen. Die Zauberkünstler besserer Art verschmähen jedoch auch in Indien derartige höchst unästhetisch wirkende Tricks; die Mehrzahl glaubt aber nicht bestehen zu können, wenn sie nicht das Publikum gehörig zum Gruseln bringt. Unter schrecklichem Würgen eine Schelle hinunterzuschlingen, die dann im Magen klingelt, sich ein Schwert durch den ganzen Körper hindurchzustoßen, den Griff abzubrechen und die Klinge am Rücken wieder herauszuziehen, eine Handvoll Nähnadeln und einen Zwirnsfaden zu verschlucken und nach einer halben Stunde die auf

den Faden gereihten Nadeln wieder herauszuholen, derartige Nervenkitzel sind und bleiben die Lieblingstäuschungen der indischen Zauberer.

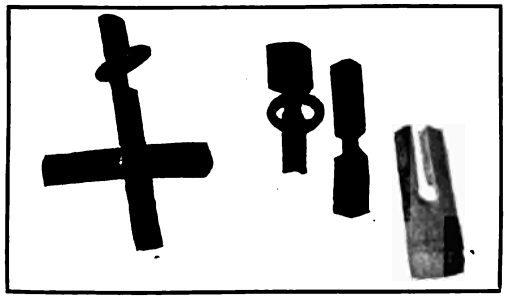
Sehr Bedeutendes leisten diese Burschen auch im Austüfteln und Herstellen von Geduldsspielen, die bereits auch bei uns als Unterhaltungsspiele nachgeahmt werden. Viele dieser Scherze beruhen allerdings auf den lebhaften Mustern der Faserstruktur indischer Holzarten, worin die dort angebrachten Schnitte nicht zu erkennen sind. Das als Schlußvignette abgebildete Stück Holz ist z. B. von der Stelle, wo der Ring hängt, bis zu dem Loch, in dem das Querholz steckt, auseinandergeschnitten und läßt sich mit gelinder Kraftanstrengung auseinanderziehen, woran aber niemand denkt, der aufgefordert wird, Ring und Querholz von dem Klotz zu entfernen.

Selbst in südindischen Tempeln werden von Brahmanen niederen Ranges mythologische Legenden seit alten Zeiten durch wundertätige Vorrichtungen illustriert, die nichts anderes als physikalische Taschenspielerapparate sind. Ein sehr bezeichnendes Beispiel dieser Art ist der von den Raritätenhändlern Tantalus cup getaufte kleine Bronzebecher, in dem die Figur einer Halbgottheit steht, die als Amme ein kleines Kind in den Armen hält. Füllt man diesen Becher mit Wasser, so bleibt es darin stehen, gießt man das Gefäß aber bis zum Rande voll, so entleert es sich plötzlich und veranschaulicht den Hindus das Zurücktreten der Wasser eines hochangeschwollenen Flusses, durch den der Gott Wischnu in der Verkörperung eines neugeborenen Kindes hindurchgetragen werden sollte. Da den unwissenden Leuten von Heberwirkungen nichts bekannt ist, so erscheint ihnen die Selbstentleerung wie ein Wunder, die eintritt, sobald das Wasser im Becher über den Beugungswinkel des im unteren Teil der Figur verborgenen Heberröhrchens hinaufsteigt; das Wasser fließt dann in ein Kästchen ab, auf dem der Wunderbecher zu stehen pflegt.

1/3.

Das Allerwunderbarste an den Vorführungen der indischen Zauberer scheint mir die Tatsache zu sein, daß selbst in Indien reisende Männer der Wissenschaft beim Betrachten indischer Taschenspielerkunststücke den Wald vor Bäumen oft noch weniger als andere Leute gesehen haben; sie legten sich von vornherein ihr System des Spiritismus zurecht und hielten es nicht für möglich, daß gewagt werden könnte, den Menschenverstand durch die allergröbsten Mittel zu übertölpeln. So wurde mir von einem beinahe unglaublichen Kunststück erzählt, dessen Schauplatz eine der unheimlichen, alten düsteren Felsentempelhallen gewesen war, an denen Indien so reich ist, und die durch flackerndes

Licht brennender Kokosnußkerne beleuchtet wurde. Die angeblich nur durch Suggestion erklärbare Leistung bestand darin, daß der Magier ein zusammengerolltes weißes Seil in die Luft warf, wo es frei schweben blieb; dann kletterte ein Knabe daran empor, der schließlich in einer Wolke „verschwand"! Des Pudels Kern lag jedoch darin, daß der Hintergrund der Bühne durch schwarze Blendschirme, die hinter die Leuchtfeuer gestellt waren, in tiefstes Dunkel gehüllt blieb; dadurch konnte ein schwarzes Seil, woran das weiße Tau befestigt war und das von einem versteckten Gehilfen im Moment des Emporwerfens über einen im oberen Teil des Felsengewölbes angebrachten Haken gezogen wurde, nicht wahrgenommen werden, und ebensowenig ein schwarzes Tuch, das von oben heruntergelassen wurde, als der am Ende des weißen Strickes angelangte Seilkünstler dort ein Pülverchen abbrannte; dadurch entwickelte sich eine so mächtig qualmende Rauchwolke, daß der Jüngling darin auf den schwarzen Strick übergehen und ganz gemütlich hinter dem schwarzen Vorhang „verschwinden" konnte.



Vexierspiel indischer Gaukler.

Aus den Felsblöcken herausgehauene Tempel an der Küste bei Mawilipuram.

Siebentes Kapitel.

Die steinernen Wunder von Mawilipuram.

Die Hauptstadt der Präsidentschaft Madras verdankt ihren Reichtum nicht allein dem Handelsverkehr durch die daselbst ein- und auslaufenden Seedampfer, sondern auch dem ausgedehnten Kanalnetz, mit dessen Hilfe die Frachtgüter seit alten Zeiten aus dem Inneren des Landes nach Madras geschafft werden.

Zum Besuch der Felsenbauten in Mawilipuram zog ich die vierzehnstündige Kahnfahrt auf einem solchen Kanal trotz der damit angeblich stets verknüpften Fiebergefahr einer aus Eisenbahn, Ochsenkarren und nur einstündiger Ruderbootfahrt zusammengesetzten Beförderung vor; zur See dorthin zu kommen ist, obwohl der Felsenbezirk von Mawilipuram, Mamallapuram oder Mahawalipur am Meeresstrande liegt, wegen der Riffe und Sandbänke nicht möglich.

Eine Bootfahrt in südindischer Mondnacht hat wunderbar idyllische Reize, zumal durch das gelassene Tempo, in dem die Schiffer den Kahn vorwärts ziehen, schieben und rudern; wie wohltuend ist dann die dem modernen Kulturmenschen so selten bescherte Muße und Gelegenheit, einmal recht ruhig mit sich allein zu sein, unbelästigt durch irgend eine Schattenseite der bei uns zu Lande üblichen Dampffahrzeuge! Freilich, allzu ernsthaft darf man seinen Gedanken dabei nicht nachhängen, um nicht durch diesen Gegensatz mit unserer Lebensweise mit Schrecken wahrzunehmen, daß wir modernen Menschen unser Leben eigentlich recht wenig leben und der unbequemen Konzentration auf das eigene Innere fast unbewußt durch unausgesetzte Betäubungen aus dem Wege zu gehen suchen. Uns selbst in einem möglichst üppigen Rahmen zu sehen, das ist das Ziel, nach dem wir am meisten streben, und jener prunklose, einsame Weg nach innen, den die Zeitgenossen des Sophokles beschritten, kommt gerade

so aus der Mode, wie er bei den Römern der Kaiserzeit in Vergessenheit kam.

Für eine solche beschauliche Reise muß man mindestens zwei Kähne mieten, einen für sich und seine Reisegesellschaft, den anderen für den Koch und dessen Küche, sowie für denjenigen Teil der Dienerschaft, dessen Anwesenheit auf dem Herrenboot nicht verlangt wird. Wie ein besserer europäischer Haushalt in Indien wegen des stets nur ganz beschränkten Leistungsgebietes, das jeder Diener übernimmt, ein wahres Heer von Dienstboten-Geistern nötig hat, muß man auch auf einer längeren Bootreise, um für einen Gentleman zu gelten und in jedem leeren Bungalo standesgemäß hausen zu können, eine ganze Menge von Würdenträgern bis hinunter zum Wäscher, Lampenputzer und Hundejungen mitnehmen.

Reise- und Küchenboot des Verfassers.

Für den Ausflug zu den „sieben Pagoden" von Mawilipuram begnügte ich mich neben dem Küchenpersonal mit meinem Faktotum, einem pfiffigen Tamulen, der sich hatte überreden lassen, Christ zu werden, und der in der Taufe höchst geschmackloserweise den Rufnamen Jesus erhalten hatte. Weder für Geld noch gute Worte wollte sich der braunschwarze fromme Knabe dazu verstehen, wenigstens für die Zeit seiner Dienstleistung bei mir einen weniger heiligen Namen anzunehmen, und so konnte es nicht

Tamulische Ackerbauern bei Madras.

ausbleiben, daß mir hin und wieder ein aufgebrachtes „Jesus, wo steckst du denn?“ oder ähnliche Kraftworte über die Lippen sprangen; in der Nähe des Äquators gerät europäisches Blut gar leicht in Wallung.

Wie stimmungsvolle Landschaftsbilder bietet bei solchen Bootfahrten der Übergang der kühlen Sternennacht zu dem rasch aufdämmernden farbenreichen Morgen! Gleich geisterhaften Schemen nahen und verschwinden die Schattenrisse nackter, zur Arbeit gehender Ackersleute in dem dichten Nebel, den die steigende Sonne mit sichtlicher Lust aufsaugt, bis die Äcker in strahlendem Lichte erglänzen; selbst aus weiter Ferne kann man dann die plumpen vorsintflutlichen Pflüge oder richtiger Haken erkennen, womit der Erdboden nur aufgerissen wird, die Schollen aber nicht umgelegt werden können. Die Reisfelder werden dabei, der Bewässerung wegen, möglichst terrassenförmig angelegt, denn von dem Grade der Bewässerung hängt der höchst ungleiche Ertrag dieser Felder ab, zwischen denen vereinzelte Gruppen von Palmyra-Palmen ihre malerischen Blattfächer ausbreiten, Gewächse, die für die Eingeborenen fast noch ergiebiger als die Kokos-Palmen sind, da sie ihnen, neben Zucker als Nahrungsmittel, Toddy und Arrak in reichen Mengen als Getränke verabreichen.

Die Felsenstadt Mawilipuram ist zweifellos eine der wunderbarsten Stellen ganz Indiens; nirgends fällt auf den dunklen Ursprung des drawidischen Baustils und seiner Motive ein helleres Licht, und nirgends umfängt uns eindringlicher als hier der Abglanz einer Zeit, in der sich überquellende Schaffenskraft mit einem einfaltsvollen aber heißglühenden Volksglauben vereinte. Alle die auf weiter, sandiger Fläche zerstreuten, durchweg aus dem soliden Urgestein herausgemeißelten und deshalb eigentlich nicht als Bauten zu bezeichnenden Fels-

Zwei aus demselben Felsen herausgehauene Tempel übereinander.

Die aus den Felsen gehauenen „Sieben Pagoden" bei Madras.

Ratha der Draupadi, Ratha des Arjuna (oder Nakula) mit einem Löwen, Ratha des Bhima, davor eine Elefantenfigur, Ratha des Dharmaraja, davor Ratha des Sahdeva.

werke stammen aus dem siebenten Jahrhundert, doch damals bewegte sich zwischen ihnen das Getümmel eines kräftigen, großen, opferfreudigen Volkes, während sie jetzt tot und verödet wie eine vergessene Welt dastehen, wo nur ekelhafte Reptilien von einem rauchgeschwärzten Schlupfwinkel zum anderen kriechen; ob dieser Rauch von darin angelegten Feuern zerstörungswütiger Mohammedaner, wie Aurungzeb ein solcher war, herrührt oder nur von Pilgerfeuern, die wärmen oder wilde Tiere verscheuchen sollten, kann heute niemand mehr sagen. Nur religiösen Zwecken geweiht, wurden diese Räume ursprünglich von buddhistischen, keineswegs von brahminischen Steinmetzen geschaffen und sind erst später, nachdem das gewaltige Brahminentum den reformierenden Buddhismus wieder aus Vorderindien verdrängt hatte, von den Siegern mit Bas-

Die Felsentempel von Mawilipuram; zwischen den Palmyrapalmen ein Lingam-Idol.

reliefs vielarmiger brahminischer Götterbilder und mit Lingam-Idolen besetzt worden. Im Gegensatz hierzu haben in den aus dem achten Jahrhundert stammenden Felsentempeln von Ellora alle drei indischen Kulte: der Brahminismus, der Buddhismus und Dschainismus der Nachwelt wohlerhaltene Denkmäler hinterlassen.

Der buddhistische Ursprung Mawilipurams verrät sich in den Reliefriesen, deren Motive fast durchweg die sonderbaren sargähnlichen Zellen buddhistischer Asketenmönche sind, und die sich über den Eingängen zu den tief in die Felsenberge hineingetriebenen Hallen sowie rings um die aus Granitblöcken herausgearbeiteten pyramidenförmigen oder um den Saum in die Länge gestreckter Tempel herumziehen. Dieser aus Stein gehauene, aber Holzschnitzerei nachahmende Zellenfries wurde einer der Ausgangspunkte drawidischer Bauweise, die bald eine Überladung mit figürlichem Schmuck annahm und dadurch einen unerfreulich verworrenen Eindruck hervorbringt. Daß diese Bauart der

assyrisch-babylonischen ähnelt, ist erklärlich, wenn man sich an die einstigen Handelsbeziehungen zwischen Persien und Indien und an die Herkunft auch der drawidischen Stämme aus nordwestlich von Indien liegenden asiatischen Gebieten erinnert. Aber welchen Überfluß an Phantasie zeigen diese Denkmäler z. B. im Vergleich mit den Pyramiden Ägyptens, wenn man diese für Monumente gelten läßt, und nicht vorzieht, sie für riesenhafte stilisierte Phallus- oder Lingam-Idole zu halten; über dieses interessante Problem werde ich in dem Kapitel „Mysterien des Swajambunath-Gipfels" wohl noch ausführlicher sprechen.

Es ist schwer, einen Standpunkt zu finden, wo man auch nur einige der auffallendsten Erscheinungen dieser Felsenwelt gleichzeitig überblicken könnte, die uns zu grenzenlosem Erstaunen über die unendliche hier einst verwendete und verschwendete Mühe hinreißen. Selbst beim Ersteigen des auf dem Jemapuram-Tempel ebenfalls aus dem Vollen herausgehauenen kleineren Tempels, der jetzt eine Leuchtturmlaterne trägt und einen weiten Ausblick über Land und See erlaubt, bleiben die wunderlichen, gewaltigen Reliefs verborgen, die viele Felswände überkleiden. Zum Kampf ausziehende Massen von Menschen- und Tiergestalten und götterfeindlichen Dämonen, die Szenen aus dem Heldengedicht Mahabharata, wie z. B. Arjunas Buße, verkörpern sollen, sind der Gegenstand dieser Felsbilder, während auf anderen Felsblöcken in gigantischen, tief in das Gestein eingekerbten Lettern auf die Welträtsel bezügliche Sprüche buddhistischer Weisheit verkündet werden.

Auch die Steinbilder der als Wächter der Tempel aufgestellten buddhistischen Legendentiere, des Löwen und Elefanten, entziehen sich dort oben unserem Blick. Wohl aber können wir von der Höhe herab bis zum Meerstrande sehen; auch dort hat titanenhafter Bildnertrieb die daselbst umherliegenden monolithischen Blöcke zu fabelhaften Tempelpyramiden umgeformt, in deren düsteren Gewölben das Brausen und Wallen der steigenden und sinkenden Flut, zeitweilig unterstützt von dem Wogengebrüll tobender Orkane, dem in der größern Felsenhalle stehenden riesenhaften Lingam-Gottheitsbilde einen ewig widerhallenden Lobgesang darbringt.

Opferkännchen zum Begießen der Lingam-Idole.

Felsentempel der fünf Pandamas und Reliefdarstellung der „Buße des Arjuna“,
dem der Gott Mahadewa das Pasupatageschoß verleiht; aus der Felsspalte steigen Nagajungfrauen mit Schlangenleibern aus der Unterwelt. Der Verfasser betrachtet die Allegorie.

Tanzende Tempelmädchen.

Achtes Kapitel.

Beim Brahmanen.

Etwa achtzig Kilometer westwärts von Madras, in Kondscheweram, einem der sieben heiligsten Wallfahrtsplätze Indiens, hatte ich das Glück, einen Brahmanen in höherer Beamtenstellung kennen zu lernen, der die Freundlichkeit besaß, mich nach und nach über allerlei mir bis dahin rätselhafte Erscheinungen des Brahminentums aufzuklären.

Dies Kondscheweram mußte, gerade weil ich es unmittelbar nach Mahawalipur besuchte, einen überaus wirksamen lebendigen Gegensatz zu dem dortigen versteinerten Alt-Indien bilden.

Man braucht kein Architekt zu sein, um bei dem Betrachten der drawidischen Tempelanlagen immer neue, wenn auch oft nur kleinliche Baueigentümlichkeiten zu entdecken. Jedenfalls bedauere ich es nicht, daß ich mich durch die stehende Redensart vieler Europäer in Indien: „Ach was, ein indischer Tempel sieht aus wie der andere!“ nicht abschrecken ließ, möglichst viele derselben zu besuchen. Es geht dabei wie mit dem Ersteigen von Berggipfeln innerhalb ein und desselben Gebietes: die Aussicht von dem einen Gipfel ähnelt zwar der von einem anderen, ergänzt sie aber doch oft in überraschender Weise. So tritt z. B. wohl nur bei wenigen drawidischen Gopuras die Verwendung jener aus dem buddhistischen Baustil entlehnten länglichen, sargähnlichen Mönchszellen, die als Stilzeichen buddhistischer Felstempel-Friese in Mawilipuram auffallen, so rein und deutlich wie in den Gopuras von Kondscheweram zu Tage, und ich stehe nicht an, den dort in neun Stockwerken 200

Fuß hoch aufsteigenden, schlank und edel geformten Torturm für einen der schönsten zu bezeichnen, die ich in Indien gesehen habe.

Die beiden Haupttempel in Kondscheweram, von denen der eine dem furchtbaren Schiwa, der andere dem gütigen Wischnu geheiligt ist, liegen volle fünf Kilometer weit voneinander, woraus am besten die Ausdehnung dieses Ortes erhellt, der in alten Zeiten die glanzvolle Residenz des Chola-Königreiches war, heute jedoch fast nur noch durch den Verkehr der Pilger und Wallfahrer besteht.

Als ich Kondscheweram besuchte, standen von dem letzten Tempelfeste her noch ein paar Tempelkarren in einer Straßenecke, deren Ausputz eben abgenommen wurde; die ungeheuren, grell bemalten oder vergoldeten aus Holz geschnitzten Pferde und Jali-Löwen, sowie die mit bunten Flitterkram besetzten Tücher wurden sehr sorgfältig fortgepackt, um bei dem Umzuge im nächsten Jahre wieder mitzuwirken. Nur ein scharfes Auge konnte dabei die dunklen Figuren der lebenden Tamulen zwischen den krausen, phantastischen Erscheinungen der Tiere und ihrer Reiter herausfinden, die das Brettergerüst des Karrens umgeben, auf dem während des Festzuges das Bild der Gottheit thront. Die Götterbilder werden für diesen Zweck aus dem Schlamm heiliger Ströme geformt, dann an der Sonne getrocknet und uralten Vorschriften gemäß angeputzt, um für die Dauer des Festes durch Zaubersprüche der Brahmanen Leben zu erhalten; nach Ablauf der Festtage bleibt das Idol nicht mehr Träger und Wohnsitz der Gottheit, sondern wird, als nunmehr wieder wertloser Ton, der auch von Nichtbrahmanen berührt werden darf, unter Musik und Lustbarkeiten in den Tempelteich geworfen, um darin zu zerfallen.

Es gibt kaum ein seltsameres Schauspiel, als solches Fest, wenn der plumpe Karren von der glaubenseifrigen Volksmenge an Tauen durch die weiten Tempelanlagen gezogen wird, wobei die Tempelelefanten nach Kräften mithelfen müssen. Bei dem ungeheuren Geräusch und Tumult während eines solchen Transportes ist es gar kein Wunder, daß unaufmerksame, aufgeregte oder alte hilflose Leute hinstolpern und unter die wuchtigen Wagenräder geraten und zerquetscht werden; die angeblich im Fanatismus begangenen absichtlichen Selbsttötungen unter den Rädern der Tempelkarren dürften zumeist auf derartige Unglücksfälle zurückzuführen sein. Dagegen schweben oder schwebten bis vor wenig Jahren bei solchen Festen tatsächlich Büßer mit Hilfe von langen Bambusstangen um die Karren herum, an deren Enden sie mittelst Stricken und eiserner, durch ihre Rückenmuskeln gebohrter Haken aufgehängt wurden. Zum Verdruß der brahminischen Hindus sucht die englisch-indische Polizei derartige Schwingfeste und ähnliche Selbstquälereien mehr und mehr zu verhindern, um dadurch den Zulauf zu solchen Festen allmählich zu vermindern, der stets den Ausbruch oder ein Anschwellen ansteckender Seuchen im Gefolge hat.

Die dem Wischnu gewidmete Pagode in Kondscheweram ist durch eine Halle mit 96 besonders sorgfältig aus Monolithblöcken gemeißelten Pfeilern

Gopura in Kondſcheweram bei Madras.

ausgezeichnet, an deren Dachsims eine jener höchst merkwürdigen Steinketten kriegerischen Zerstörungsgelüsten entgangen ist, die mit dem ganzen Tempel, mit dem Dach und den Säulen aus einem einzigen soliden Felsblock herausgearbeitet und von den drawidischen Baumeistern in Ermangelung der Befähigung, religiöse Anschauungen in erhabener Formensteigerung kristallisieren zu lassen, als ganz besonders schwierige Künstelei für einen hervorragend würdigen Tempelschmuck gehalten wurden.

Während meiner Aufnahme dieser Mandapam-Halle tauchte als willkommene Belebung des Bildes zwischen ihr und dem Tempelteich ein hellgrauer Elefant auf, der mit herzzerreißenden Tönen um Opfermünzen bettelte, mich aber durch seine Zudringlichkeit fast in den Tempelteich drängte; nächst Benares gilt der Tempelteich von Kondscheweram für die gesuchteste von den sieben heiligen Badestätten Indiens, da ein Bad darin jeden Herzenswunsch des Menschen in Erfüllung gehen läßt: Entsündigung, Macht, Zufriedenheit und Gesundheit, Reichtum, Gelehrsamkeit und alle sonstigen Glückstore stehen dem gläubigen Badenden offen, vorausgesetzt, daß er es an den entsprechenden Opfergaben nicht fehlen läßt. Hätte mich der Elefant wirklich in das Wasser getrieben, so wäre ich gewiß in Verlegenheit gekommen, schnell zu sagen, was ich mir am innigsten wünsche. Jedenfalls ist es kein Wunder, daß bei solchen Gaben zu Festzeiten gleichzeitig bis zu dreimalhunderttausend Wallfahrer in diesem Teiche baden, wodurch das Wasser dann mehrere Zoll hoch steigt, was den mit schwachen physikalischen Kenntnissen ausgerüsteten Hindus natürlich nur ein Beweis mehr für die wunderbaren Eigenschaften dieses gottgeweihten Ortes wird.

Die Hindus sind das einzige Kulturvolk, das bei der uralten Vielgötterei verblieben ist, während Christen- wie Judentum, Buddhismus und Islam diese Religionen zum Monotheismus zu veredeln suchten; aber wenn auch den Indiern bereits tausend Jahre vor dem Entstehen des Christentums die Vorstellung von einer Menschwerdung der Gottheit nicht unbekannt war, muß doch die vielfach behauptete wesentliche Ähnlichkeit des Christentums sowohl mit dem Buddhismus wie mit dem Brahminen-

Kette am Dachfirst des Tempels zu Kondscheweram, die aus demselben Felsen wie der ganze Tempel herausgearbeitet ist.

tum bestritten werden, wobei natürlich unter Brahminentum nicht der götzendienerische Kultus und Aberglauben des modernen Hindutumes zu verstehen ist. Unter Brahminentum verstehe ich jene reine Lehre der arischen Eroberer Indiens, die den Teufels- und Schlangendienst der ersten Urbewohner Indiens verdrängte und die Grundlage jener alten Hierarchie von beispielloser Gewalt wurde, die sich zwar vor dem unwiderstehlichen Siegeszug des Indien reformierenden Buddhismus kurze Zeit beugte, ihn aber schließlich mit Hilfe der listigen Ausstreuung, der Reformator Buddha sei gar nichts anderes als eine Menschwerdung der brahminischen Gottheit Wischnu gewesen, überwand und überdauerte. Manche äußerliche Dinge der indischen Kulte, wie Rosenkranz und geweihtes Wasser, Weihrauch und Glockengeläut, mögen in die christlich-katholischen Religionsformen übergegangen sein, aber niemand kann die wichtigen Unterschiede der Lehren übersehen. Die brahminische Religion verlangt nicht, gleich der christlichen, den Glauben, daß sie selbst oder ihre heiligen Bücher, die Wedas und Puranas, von Gott eingegeben seien; ebensowenig kennt sie einen Religionsstifter oder ein kirchliches Oberhaupt, ja, sie verlangt nicht einmal gemeinschaftliche gottesdienstliche Andachtsübungen und Gesänge, sondern überläßt es einem jeden, sich mit seinem Gotte privatim auseinanderzusetzen. Auch der Unterschied zwischen dem energielosen, fatalistischen Pessimismus, der das Wesen des aus dem Brahminentum hervorgegangenen Buddhismus ausmacht, und dem rüstigen Wirkens- und Kampfesmut des Christentums fällt sofort in die Augen, obgleich das ethische Grundgebot des Buddhismus: stets Gutes zu denken, Gutes zu sprechen und Gutes zu tun den christlichen Lehrsätzen natürlich nicht widerspricht.

In Kondscheweram glückte es mir, einer der wichtigsten, feierlichsten und geheimnisvollsten Kultushandlungen beizuwohnen, die der Schiwadienst kennt, und noch dazu an einer für Europäer im allgemeinen nicht zugänglichen Opferstätte dicht neben dem Tempelteich unter dem Schatten eines heiligen Bo-Baumes. Daß es sich hier um Schiwa-Verehrung handelt, zeigt das gewaltige Lingam-Idol, die abgerundete Steinsäule als Symbol der Schöpfernatur des Gottes Schiwa, der dadurch in seiner erhabensten Form als Mahadeva, d. h. als zwar zunächst zerstörende, aber zugleich mit der Gabe des Wiedererschaffens ausgestattete Gottheit verehrt wird; als Zeichen dieser gleichzeitig männlichen und weiblichen, aktiven und passiven Schaffenskraft ist das Lingam gewöhnlich, selbst bei den winzigen silbernen Lingams für den Hauskapellengebrauch, inmitten eines anderen Idols, der Yoni, angebracht, das als Symbol eben dieser gleichzeitig weiblich-produktiven Schaffensfähigkeit Mahadevas aufzufassen ist; aber nicht oft genug kann man sich daran erinnern, daß die Schöpfungen der bildenden Kunst der Indier in Bezug auf religiöse Dinge nur Symbole und Gleichnisse und nicht etwa die materiellen Erscheinungen selbst auszudrücken versuchen. Die Phantasie der Hindus ist lebhaft genug, selbst aus ganz zufälligen Naturspielen ein Lingam-Abbild heraus-

1/3.

Das Lingam-Opfer eines Brahmanen.

zufinden; so wird z. B. jeder Donnerkeil oder sonstiger, etwa durch Wassergewalt konisch abgeschliffener Stein von den Hindus als Lingam verehrt. Die große Masse hat freilich die eigentliche Bedeutung des Lingam vergessen, und für diese ist es tatsächlich zum toten Götzen geworden.

1/4.

Das Bild stellt den Augenblick dar, wo der Brahmane dem Lingam durch andächtiges Begießen desselben mit Ghi, d. h. geklärter Butter, opfert, die bei allen Kultushandlungen der Hindus als ein von der heilig geachteten Kuh stammendes Produkt eine wesentliche Rolle spielt. In dem dargestellten Falle war demnach das Opfer nicht eine der alltäglichen Huldigungen, die das Lingam durch Übergießen mit heiligem Gangeswasser und durch Bestreuen mit Blumen und Reiskörnern erfährt, sondern es sollte dadurch den Wünschen und Hoffnungen der Angehörigen der beiden kleinen Mädchen Ausdruck gegeben werden, die sich auf deren kürzlich stattgefundene Vermählung bezogen; diese Wünsche gipfeln darin, daß der Ehebund dereinst in erster Linie mit männlicher Nachkommenschaft gesegnet werde, ein Wunsch, der seine Erklärung in dem zum Gesetz gewordenen Brauch findet, daß nur ein männlicher Nachkomme die Trauerfeierlichkeiten für abgeschiedene Verwandte leiten und den Scheiterhaufen, worauf deren Leichen verbrannt werden, in Brand setzen darf.

Vor, während und nach diesem feierlichen Schmücken und Begießen des Lingam und Yoni-Idoles muß der opfernde Brahmane halblaut Stellen aus den heiligen Schriften hersprechen, die sich auf ein glückliches Eheleben beziehen, wobei er, solange er nicht mit der Opferhandlung beschäftigt ist, mit in genau vorgeschriebener Weise untergeschlagenen Beinen, deren Fußflächen nach oben zeigen, niedersitzen und während der Rezitationen mit seinen Fingerspitzen die mehrerwähnten Idole nachbilden muß.

1/4.

Selbst der Löffel und das Gefäß, womit die Opferflüssigkeit über das Lingam gegossen wird, erinnern an religiöse Vorstellungen; der Stil des ersteren stellt den auf Schlangen ruhenden Gott Wischnu dar, während die Einlage von Kupferstreifen in das Bronzegefäß die Vereinigung der Dschamna mit dem heiligen Ganges, also eine symbolisierte Vermählung bedeutet, die dem Kenner zugleich sagt, daß das Gefäß in Allahabad für seine Bestimmung geweiht wurde.

Bei einer solchen Kindervermählung handelt es sich zunächst nur um eine vorläufige Trauung, um eine allerdings unlösbare Verlobung der jungen Leute, die sich nach Beschluß der beiderseitigen Eltern und deren Berater zu heiraten haben, sobald sie erwachsen sind; über diese wichtigste Angelegenheit der indischen Kultur denke ich im sechzehnten Kapitel nähere Mitteilungen zu machen.

Im Lebenslauf jedes Hindus, und vor allem natürlich bei den Kultushandlungen der Brahmanen, ist jede Kleinigkeit durch uralte Vorschriften aufs

genaueste geregelt, und ein Verstoß gegen dies Zeremoniell ist undenkbar; selbst wenn Angehörige der Brahmanenkaste heutzutage nicht mehr dem Priesterberufe obliegen, sondern bürgerlichen Gewerben nachgehen, wie z. B. unter den Kaufleuten und Beamten Brahmanen zahlreich vertreten sind, gelten für diese die strengen Satzungen ihres Kastenrituals, deren genaue Befolgung den Vorzug sichert, die weiße Schnur um Schulter und Hüfte tragen zu dürfen, die allein den Brahmanen zukommt; dieses Abzeichen verleiht ihnen überall eine Ausnahmsstellung, selbst im Gefängnisse, wo die Speisen für gefangene Brahmanen in einer besonderen Küche von Brahmanen zubereitet werden und wo selbst die einem Brahmanen etwa verordneten Prügel nur von Kastengenossen verabreicht werden dürfen. Die indische Regierung mußte sich nämlich vor etwa 20 Jahren zur Wiedereinführung der Prügelstrafe entschließen, weil deren Abschaffung von Faulpelzen ausgebeutet worden war, um sich durch Verübung von Freveltaten auf Staatskosten beherbergen und füttern zu lassen.

Betender Brahmane.

Die Brahmanenkaste zerfällt gleich jeder der anderen drei Hauptkasten in zahlreiche, ebenfalls streng voneinander geschiedene Dschatis, d. h. Gilden oder Sekten, die sich durch mehr oder weniger buchstäbliche Erfüllung der Kastengesetze unterscheiden. So wird z. B. von den vorgeschriebenen drei täglichen Religionsübungen nur die am frühesten Morgen tatsächlich von allen Brahmanen erfüllt, dagegen verzichten alle weniger streng Gesinnten am Abend und zu Mittag auf diese vier Stunden Zeit raubenden, höchst umständlichen Andachtsverrichtungen.

Ohne bis in die letzten Tiefen dieses großartigen, geheimnisvollen Zeremoniengebietes eindringen zu wollen, möchte ich wenigstens in aller Kürze einiges von den Kultushandlungen erzählen, die in frühester Morgendämmerung beginnen, aber in dem Augenblick beendet sein müssen, wo das junge Tagesgestirn am Horizonte emporsteigt. Viele Indienbesucher können hierüber von in Indien lebenden Europäern keine genauere Auskunft erlangen,

da diese häufig angesichts ihrer völligen Unwissenheit diesbezügliche Fragen mit der Bemerkung abfertigen: „Ach, das ist ja alles Humbug und verdrehtes Zeug und nicht wert, daß man sich damit beschäftigt!"

Schon die körperliche Reinigung, womit die Zeremonie auf den Stufen des Tempelteiches eingeleitet wird, und die darauf folgende Abtrocknung mit Asche von verbranntem Dünger heiliger Rinder muß mit feierlicher Ruhe vollzogen werden, wobei, wie stets für den Hindu, die Materie ganz gleichgültig und nur die damit verbundene religiöse Idee von Belang ist; das unsauberste Wasser ist für die Hindus rein, sobald es durch die Erinnerung an seinen Ursprung reine religiöse Vorstellungen erweckt! Auf diese körperliche Reinigung folgt die andächtige und nur Brahmanenhänden erlaubte Bemalung der Stirn und anderer Körperteile mit den Tilaks, Pundras und Namas, den von mir bereits im fünften Kapitel ausführlich beschriebenen Abzeichen der betreffenden Gottheiten. Hierauf wird der Schädelspiegel glatt rasiert, wobei von den Schiwaiten jedoch in der Mitte ein langer Haarschopf ausgespart wird, der später zu einem dicken Knoten aufgetürmt wird, demjenigen ähnlich, den der Gott Schiwa auf bildlichen Darstellungen zu tragen pflegt, und der die Idee ausdrücken soll, daß der Brahmane nach seinem Ableben an diesem Haarbüschel vom Gotte Schiwa in dessen Bereich emporgezogen wird, ohne gleich den Hindus minderer Kasten nochmals irgend ein Erdendasein durchmachen zu müssen.

So vorbereitet, beginnt der Brahmane seine eigentlichen Andachtsübungen, die auf Nicht-Hindus, denen die Gründe und Beziehungen dieser symbolischen Handlungen unbekannt sind, befremdend, manchmal sogar drollig wirken.

Zunächst wird das heilige Badewasser mit der hohlen Hand geschöpft, zum Munde geführt und, falls z. B. der Badende ein Wischnuverehrer ist, in 24 winzigen Portionen gurgelnd ausgeschlürft, wobei jedesmal einer der Namen der 24 Inkarnationen ausgerufen wird, in denen dieser Gott auf Erden körperlich erschienen sein soll. Diese zahlreichen, ganz verschieden gestalteten Verkörperungen ein und derselben Gottheit trifft die Schuld, wenn dem flüchtigen Beschauer die indische Mythologie viel verworrener und schwerverständlicher vorkommt, als sie in Wirklichkeit ist, und wodurch manchem die Lust benommen wird, sich überhaupt in dies scheinbare Labyrinth zu begeben. Vor Beginn dieses rituellen Tropfen-Schluckens wird, aber ebenfalls stets mit gemessener Andacht, der Hals durch Gurgeln mit Wasser gesäubert und ebenso ruhig und sorgfältig die Reinigung des Näschens mittelst Durchblasens von Luft durch die Luftwege der Nase vorgenommen, wobei die Nasenflügel gravitätisch mit Daumen und Zeigefinger abwechselnd zusammengedrückt werden; hierauf schöpft der Brahmane eine vorgeschriebene Anzahl von Malen tief Atem, den er solange wie möglich in der Lunge zurückzuhalten sucht. Bei dieser vorbereiteten körperlichen Reinigung muß aber beständig die beschauliche Sitzweise des Religionslehrers mit untergeschlagenen Beinen beibehalten werden, und erst wenn alle diese Vorbereitungen erledigt sind, darf das geheimnisvolle, vieldeutige Wörtlein Aom! über die Lippen des Brahmanen treten, das nicht

nur jede der Hauptgottheiten der dreigeteilten Einheit Trimurti, nämlich Brahma, Schiwa und Wischnu, sondern auch das große, unbekannte, ewige, den gesamten Makrokosmus ausdrückende Wort „Es" andeuten soll. Dieser gewichtigen Anrufung folgt die ebenso feierliche von Erde, Luft und Himmel.

Unter tiefen Verneigungen gegen Osten beginnt dann die Haupthandlung, die Begrüßung der Morgenröte, die mit den andachtsvollen Worten beginnt: „Ich verehre diesen Abglanz des alleinigen Schöpfers, der in mir fromme Betrachtungen entzündet!" Selbst der Inhalt dieser eben genannten Redewendung, dieser Begriff der Gottesverehrung im Bilde der aufgehenden Sonne, verkörpert sich für den Hindu zu einer eigenen Gottheit; diese Gajatri genannte Göttin wird unter der Gestalt eines schönen jungen Mädchens verehrt, das mit dem fortschreitenden Tage zur Greisin altert, wobei sich ihre helle Hautfarbe ständig dunkler schwärzt, und auch dieser Göttin widmet der Brahmane besondere „Sandya", Gebete oder Lobgesänge, indem er in seiner Rezitation folgendermaßen fortfährt: „Ich will jetzt die Sandya vollziehen und die Göttin Gajatri anbeten! Ich will mich dadurch dem höchsten Wesen, dem Brahma, dem Inbegriff alles Seins, angenehm machen, um Befreiung von meinen Sünden zu erlangen."

Alte Lota aus Kupfer mit herausgehämmerten Tier- und Pflanzenornamenten. 3/10.

Es würde ein eigenes Buch geben, den weiteren Verlauf der religiösen Reinigung der Brahmanen sowie dessen schließliche Selbsttaufe mit bestimmten Güssen über Kopf, Brust, Rücken und Schulter aus einer „Lota" genannten Bronze-, Kupfer- oder Silberschale und andere mit dem Morgengottesdienst verbundene religiöse Handlungen durchzugehen; die sonderbarste, fast unglaublich klingende Maßregel dieser Art ist jedoch die Reinigungsförmlichkeit, die nötig wird, wenn ein streng denkender Brahmane das Unglück gehabt hat, von einem Kastenlosen oder, was ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer ist, von einem Europäer berührt zu werden. Wäscht sich selbst der mildestdenkende Brahmane sorglich die Hand, die wir ihm etwa beim Abschied in herzlicher Freundschaft gedrückt haben, so muß ein strenggläubiger Brahmane in seinem inbrünstigen Verlangen nach gründlicherer Reinigung eine ganz besonders wirksame Pille verfertigen und hinunterschlucken, für die ebenfalls nur Produkte der heiligen Kuh in Betracht kommen: rohe und geklärte Butter, weicher, weißer Kuhkäse und gedörrter, zerpulverter Kuhdünger nebst Asche von verbranntem Kuhdünger zum schließlichen Bestäuben der zierlich gedrehten Reinigungspille; diese Materialien trägt ein solcher Reinigungsfanatiker jederzeit in einer fünfteiligen, aus Bronze gearbeiteten Dose in den Falten seines Lendenschurzes bei sich. Auch mein bereits genannter Gastfreund Wiswanatha Aiyar, einer der aufgeklärtesten Brahmanen, die ich kenne, empfing mich

niemals vor seinem Bade oder vor Beendigung seiner in streng ritualer Form eingenommenen ersten Mahlzeit und machte gar kein Hehl daraus, daß er, dem Kastenzwang folgend, nach meinem Abschied aus seinem Heim mit sich und seinem Hause allerlei religiöse Reinigungsprozeduren vornehmen müsse.

Die Entwertung von Nahrungsmitteln durch die Nähe von kastenlosen Parias oder Europäern geht erstaunlich weit; die ganze Mahlzeit eines Brahmanen wird ungenießbar und muß fortgeworfen werden, wenn auch nur der Schatten eines Europäers darüber hinglitt. Am weitesten gehen in dieser Hinsicht wohl die Mitglieder der besonders strengdenkenden Bikschu-Sekte, die z. B. die ganze Reisladung eines Karawanenzuges als verunreinigt betrachten und den Parias schenken, wenn ein Kastenloser auch nur einen einzigen der auf die Kamelsrücken aufgepackten Reissäcke von außen angetastet hat! Kochgeschirre, Löffel, Gabeln oder gar Trinkgefäße zu allgemeinem Gebrauch, wie z. B. die bei uns üblichen Bierseidel, wären für den Hindu demnach ganz undenkbar; nicht der Gedanke an Unsauberkeit oder Ansteckung ist dabei maßgebend, sondern die Ungewißheit, ob sie nicht bereits von einem Menschen niederer Kaste oder gar von einem Europäer gebraucht worden sind. Selbst der bepackteste Kuli schleppt deshalb auch stets neben seiner Bürde noch seine zum Kochen, Speisen und zu den religiösen Begießungen erforderlichen schweren Bronzegefäße mit sich herum.

In der Wohnung des genannten Brahmanen durfte ich nicht zwanglos in alle Räume gehen, sondern mich nur in einer Halle im ersten Stockwerk aufhalten; sie stieß an einen gedeckten Gang, der rings um den offenen Hof des Gebäudes herumführte. Eine tamulische Dienerin, die mit ihrem allerliebsten kleinen Baby auf der Erde kauerte und auf einer der üblichen, aus zwei runden Mühlsteinen hergestellten tragbaren Handmühlen Weizen zerkleinerte, wollte natürlich, ebenso wie ein Töchterchen des Brahmanen und ein paar andere weibliche Wesen, bei meinem Erscheinen Reißaus nehmen, und sie waren nur schwer zu überreden, ihre Plätze beizubehalten.

Der Zweck meines Besuches in dem Brahmanenhause war etwas delikater Natur. Während der Brahmane mich in den Anlagen des Schiwatempels herumführte, hatte ich hie und da Gruppen von Tempelmädchen, von Dewa Dasis, erblickt, die mir zwar neugierig nachschauten, aber stets die Flucht ergriffen, sobald ich mich ihnen zu nähern versuchte. Mein Brahmane versicherte mir, daß sie sehr in der Hochschätzung des Volkes sinken würden, wenn sie der von mir erbetenen Gefälligkeit entsprächen und sich von mir abkonterfeien ließen. Dreist und dickfellig, wie man es — ich weiß nicht, ob ich sagen soll „leider“ — durch Weltreisen wird, schlug ich dem gern zu jeder Hilfsleistung bereiten Brahmanen den höchst sinnreichen Ausweg vor, die gottgeweihten Tänzerinnen im geheimen in seine Privatwohnung kommen zu lassen, wo sie mir gegen annehmbares Honorar nicht nur einen ihrer heiligen Reigen zum besten geben, sondern auch ungestört zu einem Bilde sitzen konnten. Unbedachtsamerweise fügte ich scherzend hinzu, er möge aber so gut sein, die Besten

und Schönsten zu bestellen, die in dem Ballettkorps des Tempels aufzutreiben seien.

Hätte ich diesen begreiflichen Wunsch lieber nicht geäußert! Hätte ich wenigstens versucht, bei der Ausmusterung selbst zugegen zu sein! Wohl mit der Absicht, mir die taktfestesten und bewährtesten Vortänzerinnen zuzuführen, und entsprechend der bei Asiaten ziemlich verbreiteten Anschauung, daß zu weiblicher Schönheit rundliche Körperfülle gehört, erschienen nach langem Warten ein paar Tamulinnen, die bereits seit einiger Zeit „aus dem Schneider" zu sein schienen und denen eine nachhaltige Kur in Marienbad gewiß recht zuträglich gewesen wäre. Mein Gastfreund, der etwas bestürzt über meine nicht verhehlte Enttäuschung schien, wies auf die kostbaren Fuß- und Handgelenkspangen und die reizend ziselierte Goldplatte hin, die das Haupt der auf dem Bilde (S. 97) links Tanzenden bedeckte, und auch aus der Würde, mit der die stattlichen Damen ihre Tanzschritte ausführten, konnte ich merken, daß ich es mit ein paar hochangesehenen Altmeisterinnen der Tempeltanzkunst zu tun hatte.

Brahmanenfamilie.

Diese feierlich schwungvollen Tanzvorführungen, mehr aber wohl noch mein Hantieren mit der photographischen Kamera, lockte nach und nach sämtliche Insassen des Brahmanenhauses herbei, und auch hinter dem Gitter eines Fensters in dem Frauengemach blitzte ab und zu das Feuer dunkler Augen hervor. Ich erriet, daß dort noch eine bedeutendere Person als die bereits anwesenden Töchter und Hausdienerinnen regen Anteil an den sich vor dem Fenster abspielenden unerhörten Vorgängen zu nehmen geruhte. Kurz entschlossen, bat ich auch um die Ehre, die hinter dem Gitter vermutete gnädige Frau Brahmanen-Gemahlin auf meine Platte bannen zu dürfen, erhielt aber von dem Brahmanen die betrübende Antwort: „Meine Frau ist kürzlich gestorben!" Hierbei warf ich wohl unwillkürlich einen ziemlich vielsagenden fragenden Blick nach dem vergitterten Fenster, denn der Brahmane rückte alsbald, wenn auch etwas verlegen, mit dem Geständnis heraus, daß ihm zur Zeit

die Schwester seiner Frau die Wirtschaft führe, die er, sobald die Trauerzeit um sei, wahrscheinlich ebenfalls heiraten würde, da kein Hindumann unbeweibt bleiben solle; die Asketen-Sekten, die den Freuden der Ehe entsagen, bilden die einzige Ausnahme von dieser Regel.

Ich ersuchte den Brahmanen, der noch immer in dem Frauengemach versteckten Gemahlin in spe meine ergebensten Empfehlungen mit der Bitte zu übermitteln, mir zu einem Porträt zu sitzen, errang aber erst nach einem wahren Hagel von ablehnenden Körben die Erlaubnis, die braune Dame, jedoch nur inmitten der ganzen Familie, abbilden zu dürfen; vielleicht glaubte sie, daß eine drohende Gefahr in Gesellschaft leichter überstanden werden kann als allein. Da die beiden Töchter des Brahmanen gerade bei einem Brettspiel mit Bohnen als Zahlmittel beschäftigt waren, ergab sich die Gruppierung ganz von selbst.

Der Brahmane hatte für die Aufnahme einen blendendweißen Musselinschurz angelegt, und schickte sich an, seine Schwägerin aus ihrem Gemach zu mir herauszuführen. Ich war darauf gefaßt, daß das derzeitige Fräulein Vizefrau so sanft und ruhig auf der Bildfläche erscheinen würde, wie dies eine nordindische Hindufrau sicherlich getan hätte. Wie betroffen war ich deshalb, als durch die Tür, die der Brahmane kaum geöffnet hatte, eine nur mittelgroße, aber wahrhaft kraftstrotzende junge Tamulin wie aus einer Pistole geschossen auf mich losgerannt kam, dicht vor mir Halt machte und mich mit beinahe wilden Blicken fest ansah. So stand sie da, wie aus Bronze gegossen, und ich fürchte, daß ich im ersten Augenblick vor lauter Verblüfftheit den Mund unziemlich weit aufgesperrt habe. Ich war tatsächlich von dieser Temperamentsprobe so überrascht, daß ich kaum auf die Einzelheiten der ungewöhnlichen Erscheinung zu achten vermochte, auf ihr dunkelrotes, reich mit Gold besticktes Jäckchen und ihr kurzärmeliges Gewand unter einem seidenen Tuch in hellerer roter Tönung; auch ihre Schmuckverzierungen, besonders die der Füße und Zehen, waren von hervorragender Schönheit.

Fast trotzig, aber ohne viel Umstände nahm die Dame den Platz ein, den ich ihr vorschlug, zuckte bei der Aufnahme mit keiner Wimper, sprang aber, sobald mein „fertig" erklang, empor und eilte, ohne sich aufzuhalten oder noch einmal nach mir umzusehen, wie ein scheues Reh wieder in ihre Stube. Ob der Widerstreit zwischen grundsätzlicher Abneigung gegen jeden Europäer und Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Brahmanen, zwischen abergläubischer Scheu vor dem Photographiertwerden und der Neugier, auch einmal zu erfahren, wie dies Vergnügen schmecke, oder ob gar Mitleid mit meinem inständigen Gebettle ihr halb sprödes, halb freundliches Benehmen veranlaßt hat, vermag ich nicht zu enträtseln.

Elefanten und Büffel in der Schwemme im Musi.

Neuntes Kapitel.

In der Neisamstadt.

In wenig anderen Großstädten des britischen Indiens trifft man so außerordentlich selten einen anderen Europäer und hat man so sehr das Gefühl, auf kritischem Boden zu wandeln, wie in der Hauptstadt des Neisams oder, in englischer Schreibweise, des Nizams von Heidrabad. Keinem Kenner indischer Zustände ist es unbekannt, wie tief gerade in dem großen, an Gold, Edelsteinen und Kohlen reichen Staate Heidrabad der Haß gegen die englische Fremdherrschaft bei Fürst und Volk unter scheinbarer Loyalität immer noch fortglimmt, ein Haß, der wiederholt ganz unverhüllt zu Tage getreten ist, so z. B. durch das Bestreben, die eigene Armee durch französische statt englische Offiziere auszubilden und durch das Fernbleiben des Neisams bei der Ankunft des Prinzen von Wales in Bombay; auch daß dem russischen Thronfolger bei seiner Reise ein Besuch Heidrabads von seiten englischer Behörden nicht auf das Reiseprogramm gesetzt wurde, hat Aufmerksame befremdet.

Die ganze Gegend um Heidrabad, zu deutsch „Löwenstadt", ist der Schauplatz wichtiger Begebenheiten und heroischer Sagen: von der Höhe grüßt uns eine Felsenfestung, die altberühmte Diamantenstadt Golkonda mit ihren prunkvollen Königsgräbern, im Hintergrunde breitet sich das waffenstarrende Heerlager bei Sikandrabad aus, wohl das größte, das die Engländer in Indien haben, und nicht weit davon befinden sich die Trümmer eines Räubernestes des berüchtigten Mahrattenhelden Morari Rao, dessen grillenhafte Vorliebe für das Schachspiel denjenigen unter seinen Gefangenen, die ihn darin matt zu setzen vermochten, das Leben rettete, während verlierende Spieler von den Wällen des Schlosses gestürzt wurden. Fürwahr, mehr auf die Spitze kann Spielleidenschaft wohl nicht getrieben werden!

Von den 450000 Einwohnern der Stadt Heidrabad ist die übergroße Mehrheit aller Vornehmen mohammedanisch, wie der „Neisam" selbst; dieser Titel, der zu deutsch etwa selbständiger Vizekönig bedeutet, wurde dem Urenkel eines Kadi aus Buchara vom Groß-Mogul verliehen, dessen Sohn dem Islam den Dienst erwiesen hatte, die Mahratten, die gefährlichsten Feinde der Mohammedaner in Indien, aufs Haupt zu schlagen. Der volle Name des Fürsten ist aber noch klangvoller, denn er lautet: Asaf Ja Muzaffur Mumulik, Neisam-ul-Mulk, Neisam-ud-daulah, Nahwab Mio Nahbub Ali Kahn Bahadur Feteh Jung. Mehr als zehn Millionen Bewohner zählt das Reich dieses Fürsten und stellt damit den bedeutendsten unter den indischen Vasallenstaaten Englands dar.

Wir treffen es günstig, nämlich gerade die für den Islam festlichste Zeit des Jahres; das neuntägige Fasten des Moharrem wird heute durch ein großes Fest beendet, das Erinnerungsfest an den Tod Hassans und Husseins, der beiden Söhne Alis, des Schwiegersohnes des Propheten, die im Kampfe gegen die sunnitischen Mohammedaner unter Sultan Yazid im Jahre 680 in der Schlacht von Kerbela fielen. Heute ist der wichtige Tag, wo die prunkvolle große Lungar-Prozession stattfindet, in der die Fahne des Propheten durch die Straßen der Stadt geführt wird, um das fanatische Volk bis zum rasenden Toben zu entzücken. Bangen Herzens schleichen die brahminischen Hindus umher — wehe ihnen, wenn sie heute ihren aufgeregten muselmännischen Mitbürgern begegnen!

Wir verlassen unser Gasthaus, das, ebenso wie die mit einem Festungswall umgebene Residenz des englischen Gesandten und die Wohnungen der anderen Europäer in Heidrabad, in der Vorstadt Tschadar Ghat liegt, vier Kilometer abseits der Stadt. In der Nähe befinden sich einige Papier- und Baumwollenfabriken, und das Bearbeiten und Auskämmen der Baumwollenflocken ist eine Aufgabe, der sich die Mohammedaner mit Vorliebe zuwenden, während sie als Händler Parfümerien, Schmuckwaren und besonders Juwelen bevorzugen; hier im Staate Heidrabad war ja einst der Haupthandelsplatz für die Diamanten Indiens, die im nahen Golkonda kunstvoll geschliffen wurden, als diese Naturschätze in Indien noch nicht so vergriffen waren, wie heutzutage.

Überall wird wegen des hohen Festes gefeiert, und deshalb herrscht heute Sabbatstille in den Fabriken wie auf den Feldern, sei es aus Frömmigkeit, sei es aus Furcht.

Wir überschreiten den Musi auf granitner vielbogiger Brücke, die seit 1830 diesen in der Regenzeit viel wasserreicheren Zufluß des Kistna überspannt. Unten am seichten Ufer kommen und gehen die Elefanten aus dem Marstall des Neisams, um mit Sand und Asche, mit Hilfe riesiger Besen und halbierter Kokosnüsse gründlich abgescheuert zu werden, ehe ihre zarte Haut zum Feste geschminkt wird. Die Standplätze dieser Elefanten in den Höfen des Neisampalastes bieten namentlich durch das drollige Benehmen der jungen Elefantenkälber und ihrer besorgten Mütter unerschöpflichen Stoff zur Ergötzung; dabei hat man oft, gerade wie beim Spielen junger Hunde, das Gefühl, als

hätten die Tiere eine Ahnung davon, wie wohltätig sie auf das menschliche Lachbedürfnis wirken.

Mit leuchtendem Rot und Gelb werden nach vollbrachtem Bade Stirn, Rüssel und Ohren der Dickhäuter in allerlei Mustern verziert, wodurch zugleich die Stirnzeichen verspottet werden sollen, mit denen die brahminischen Hindus sich und ihre Tempelelefanten bemalen, denn geärgert müssen die andersgläubigen Mitbürger werden, wo immer es angeht. Natürlich rächen sich diese dafür an anderen Orten, wo die Moslems in der Minderzahl sind, durch heimliches Anbinden von Schweinen in den Vorhöfen der Moscheen oder ähnliche sinnige Aufmerksamkeiten.

Nach der Bemalung werden die Elefanten aufgezäumt. Auf den Kopf kommt eine riesige Kappe, scharlachrot mit goldner Borte, auf den Rücken eine ebensolche Decke mit reicher Goldstickerei; Dutzende von Händen sind behilflich, auf diesen Rücken dann die ungeheueren, aus Silber und Gold getriebenen Haudahsessel zu schnallen. Über den Haudahs wölben sich scharlachfarbene, goldstrotzende Baldachine, die das Haupt des Neisams und anderer Nawabs des Dekhans oder der Würdenträger des Reiches während des Umzuges vor der sengenden Tropensonne schützen sollen. Schließlich werden goldene Ringe mit einem zierlichen pyramidenförmigen Ausputz glänzender Steine um die Stoßzähne der Tiere geschoben und die Zähne selbst nötigenfalls durch Ansätze künstlich verlängert, auch werden klirrende Silberketten um Hals und Füße geschirrt; dann lassen sich die Mahauts von ihren Elefanten mit dem Rüssel auf den Rücken des Tieres heben, stemmen die Füße zur Lenkung des Elefanten hinter dessen Ohren und erwarten ihre Herren. Am stolzesten und kostbarsten ist der Elefant angeschirrt, der die Fahne des Neisams und zugleich die schwergoldene „Lungar" genannte Halskette trägt, die von der Mutter eines Prinzen gestiftet wurde, als dieser von einem bei einem solchen Fest durchgehenden Elefanten mit dem Rüssel erfaßt, aber wohlbehalten in einem Dickicht niedergelegt wurde.

Inzwischen sind wir vor der niedergelassenen Fallbrücke des Stadttores angelangt. Wie kindlich erscheinen heutzutage diese mittelalterlichen Verteidigungsmittel, die rosafarbigen Lehmmauern mit Schießscharten, diese veralteten von Elefanten gezogenen Geschütze des Neisams, dem die Engländer keine modernen Feuerwaffen erlauben.

Wir weisen unsere Erlaubniskarte zum Besuche der Stadt dem Torwächter vor, starren ihm aber verblüfft ins Gesicht, denn unser Auge fällt nicht auf die regelmäßigen Züge eines Hindu, sondern ein unverkennbarer Afrikaner fletscht uns seine schneeweißen Zähne entgegen; er gehört zu der arabischen Siddih-Leibwache des Neisams, deren uralte Feuersteinflinten vortrefflich zu ihrem mittelalterlich-wilden, räubermäßigen Aussehen stimmen.

Nun betreten wir die Stadt, jedoch nicht etwa zu Fuß, das würde sich für einen Vertreter des herrschenden weißen Volkes nicht ziemen. Nur in stolzer Karosse, auf dem Rücken eines edlen Pferdes oder Elefanten oder in

einer Sänfte darf sich der Europäer den gaffenden Hindus zeigen; wir besuchen die Stadt aber ganz auf unsere eigene Gefahr, denn kein einziger Europäer wohnt innerhalb der Stadtmauern, und nach einem Konsul würde man sich natürlich ebenfalls vergeblich umschauen. Werden uns von der fanatischen Menge die Knochen im Leibe zerbrochen, so zahlt uns niemand einen Pfennig Schmerzensgeld dafür!

Von fernher dringt das Brausen des Volkslärms aus der inneren Stadt. Indische Fuhrwerke aller Art, verhangene Ochsenwagen zur Beförderung von Frauen und ganz moderne Wägelchen englischer Herkunft rollen durch das Stadttor; auch eine Sänfte, ein Palankin oder Palki, begegnet uns. An dem

Arabische Leibwache des Neisams von Heidrabad.

großen weißen Namazeichen auf der Stirn des Mannes, der darin kauert, erkennen wir einen brahminischen vornehmen Hindu, der sich wohl geschwind aus der Stadt tragen läßt, weil er es vorzieht, sich draußen im Freien, etwa an den Ufern des nahen Hussein-Sagar-Teiches, seinen Curry-Reis auftischen zu lassen, statt im Innern seiner verriegelten Stadtwohnung, vor deren Tür bereits die brüllende Menge unter wütendem Anruf Hassans, Husseins und Mustapha Reimans in wüstem Takte die Brust zerschlägt.

Doch nun hinein in das Festgewühl des Bazars! Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Palast Tschar Kaman mit vier Minarettürmen und vier Torbogen, unter denen sich die beiden Hauptstraßen der Stadt kreuzen; eine große Moschee, die nach dem Vorbild der Kaaba zu Mekka gebaute Dschuma-

Moschee, steht in der Nähe. Wie ein Ameisenhaufen kribbelt das Volk auf den Straßen durcheinander, und dicht gedrängt stehen die buntfarbigen Massen auf den flachen Dächern der rosa, gelb oder lachsfarbig, also stets hell, getünchten Häuser; prächtige Teppiche hängen aus den Fenstern und von den Balkonen.

Schon naht der Zug, ein wahres Meereswogen greller Farben und ungeheuerlicher Gestalten. Vorauf laufen, wie allerorten bei solchen Gelegenheiten, Pöbel und Straßenbuben; dann folgt der Polizeipräsident, der Kotwal, auf seinem Staatselefanten. Zunächst erscheint eine Schwadron eingeborener Reiter, einzeln oder zu zweien auf ihren Kamelen hockend, sehnige, martialische Hindus oder Kamelreiter aus Sansibar, und hinter diesen kommen die trefflich einexerzierten, aber mit veralteten Waffen ausgerüsteten Fußtruppen. Moderne Waffen in Indien einzuführen ist nicht nur streng verboten, sondern bei dem von den Engländern in Indien benutzten Heer von Geheimpolizisten und bei der unablässigen Überwachung jedes Verdächtigen geradezu unmöglich. Somit blieb dem Nesam nichts anderes übrig, als seine Truppen wohl oder übel den Engländern zur Verfügung zu stellen, denn dort auf den Hügeln im Rücken der Stadt stehen die Batterien, die endlosen Zeltreihen des englischen Heerlagers bei Sikandrabad! Die Stadt Heidrabad ist zwar von englischen Soldaten entblößt, aber in demselben Augenblick, wo der Signalwimpel an dem hohen Mast im Burghof des englischen Residenten emporflattern oder der drahtlose Funkentelegraph hinaufmelden würde, daß der Nesam seine Vasallenstellung vergessen und den Versuch gemacht habe, in seinem Lande den Herrn zu spielen — in demselben Augenblicke wäre er selbst nebst seinem Palast und seiner Residenz mit ihrer halben Million Einwohner in Atome zerschmettert! Mit der größten Liebenswürdigkeit wird der Nesam zuzeiten eingeladen, sich auf dem Schießplatz von der Leistungsfähigkeit und Wirkung der englischen Granaten zu überzeugen, die in den Schanzen von Sikandrabad zu Tausenden lagern. Er begnügt sich weislich mit dem äußeren Schein von Macht, der sein öffentliches Auftreten, zumal an Festtagen wie dem heutigen, umgibt.

Dort thront er, der Nesam, schneeweiß gekleidet, Diamanten im Turban, in höchst eigener Person auf dem Balkon eines Palastes und nimmt die Heerschau, die siebenmal wiederholten Begrüßungsverbeugungen seiner Vasallen ab, umringt von seiner seltsamen arabischen Leibwache. Wie Söhne der Hölle gebärden sich diese Araber an dem heutigen Tage! Gräßlich, markdurchdringend schallt das schrille Quäken ihrer Querpfeifen, das wüste, wilde, unregelmäßige Stampfen und Trommeln auf ihren kupfernen Kesselpauken in das kreischende, fauchende Anrufen Alis und seiner Söhne aus den rauhen Kehlen opiumtoller Fanatiker. Mit den plumpen Kolben ihrer vorsintflutlichen, zwei Meter langen Gewehre stoßen und hauen andere Wächter der Ordnung in die Massen des Volkes, um den unaufhaltsam vorwärts schreitenden, einander folgenden plumpen Elefanten den Weg zu bahnen, von denen in den weiten Höfen des Nesams nicht weniger als dreihundert solcher Festtage zu harren pflegen. Auch Reiter mit zweihändigen Schwertern auf Schimmeln mit rotgefärbten Mähnen,

Schweifen und Beinen oder in mittelalterlichen europäischen Uniformen, in Eisenharnischen und Schuppenpanzern sind in dem Zuge. Selbst die Scharfrichter mit ihren Richtschwertern und im erdfarbigen Gewande fehlen nicht.

Jetzt schwankt der Mittelpunkt all des Festjubels daher, die grünseidene Fahne des Propheten, hinter der die Modelle der Grabstätten der gefeierten Märtyrer getragen werden, die man nach Schluß des Festes in den Strom stürzt. Wo sich diese Fahne zeigt, steigt das Toben zum Wahnsinn: da krachen die Schüsse aus den alten Steinschloßflinten, die von den Arabern unermüdlich aus schneckenförmigen Pulverhörnern aufs neue geladen werden, da sausen

Vorträge einer Sängerin im Familienkreise.

Raketen und Schwärmer in das blendende Tageslicht, deren Knattern, durch Kanonenschläge verstärkt, den lauten Singsang der Tänzerinnen übertönt, die in dichter Schar den Fahnenelefanten umgaukeln und dabei Lanzen und Stäbe schwingen, an deren Spitzen Zitronen und Betelblätter gebunden sind.

Hierauf folgt ein unheimlich grotesker Zug von Maskenträgern, die Vögel, Ungeheuer und sonstige Tiere vorstellen, die den auf dem Schlachtfelde bei Kerbela gefallenen Helden als Wächter gedient haben sollen; die Hauptfigur spielt darunter ein als Tiger verkleideter Clown, der im Bunde mit anderen Tierkarikaturen den Festtaumel auf den Gipfel zu bringen versteht, so daß es unmöglich ist, einzelne Laute aus dem wild brandenden Meer von Tönen

herauszuhören, dessen Grundakkorde die von all diesen Tausenden unaufhörlich hervorgestöhnten, geschrieenen, geblökten oder erschöpft hingezischten Namen der gefeierten Märtyrer sind. Weherufe der Gequetschten und Zertretenen oder mit Stentorstimme gebrüllte Befehle, denen die entfesselten Horden den Gehorsam versagen, blöde Fisteltöne wahnsinniger Fakire, dazu das Geklirr der Waffen, das Rasseln des Elefantenschmuckes, das Geklimper der Ringe um Beine und Arme, in Nasen und Ohren der Tänzerinnen, die laute, mißtönende Musik — fürwahr, es ist ein Getöse, ganz dazu angetan, die durch reichlichen Opiumgenuß erhitzten Gemüter der Stadtbewohner zum Rasen zu bringen!

Fruchthändler und religiöser Bettler.

Wie toll und blind rennen mit Flitterkram und Goldpapier geputzte Männer durch die Gassen, in der einen Hand den krummen Säbel, in der andern einen Knüttel, und schreien und gestikulieren und verfluchen alles, was anderen Glaubens ist als diese fanatischen Scharen.

Bis tief in die Nacht währt das blendende geräuschvolle Treiben, das die Armen ihr Elend und die Kranken ihre Schmerzen vergessen läßt, denn selbst aus den Hospitälern klingt beim Vorbeiziehen der Prozession der heisere Anruf Hassans und Husseins; ja sogar aus dem winzigen Luftloch in einem vermauerten Turm, in dem ein kürzlich eingefangener Verschwörer gegen das Leben des Neisams lebendig begraben wurde, heult der wimmernde Ruf.

Ist der Jubel des Moharremfestes auf den Straßen der Stadt verstummt, dann haben die Sängerinnen im Innern der Häuser noch in später Nacht vollauf zu tun, der Festfreude zu dienen. Dann müssen sie den mohammedanischen, im Harem auf Ruhebetten bequem hingestreckten Frauen, die das Haus nicht verlassen dürfen, unter Begleitung von Trommel und Fiedel die Legenden vortragen, die sich auf das heutige Fest, auf Ali und seine Söhne, auf die blutige Religionsschlacht in der Ebene von Kerbela beziehen; dieselben Lippen, die sonst jauchzend die Freude der Liebe und des Lebensgenusses preisen, stimmen heute mit ein in die preisende Anrufung Hassans und Husseins, der Helden des Festtages.

Am andern Morgen nimmt dann die Stadt wieder ihr alltägliches Gesicht an: der brahminische Hindu öffnet ruhig wieder seine Geschäftsräume, und die

nackten, langhaarigen, mit Kuhdüngerasche bestäubten Gestalten brahminischer Bettelmönche und Jogis wagen wieder ebenso dreist wie die moslemitischen Fakire von einem Bazarhändler zum andern zu pilgern, um stillschweigend die Bettlerschalen auszustrecken, in die von mildtätigen Händen bald Früchte, bald Reis oder sonstige Speisen gelegt werden.

Kamel-Kavallerist.

Rathaus und Viktoria-Terminus-Bahnhof in Bombay.

Zehntes Kapitel.

Spaziergänge durch Bombay.

Schroffe Gegensätze sind das Wahrzeichen Indiens, und auch der einstige Brennpunkt des Landes, die Riesenstadt Bombay, birgt solcher Gegensätze genug. „Hie weiß — hie schwarz" ist die Losung.

Das „Fort", der Stadtteil der Weißen, der Europäer, zeigt bis auf die luftigere Anlage und die meist bis über die Fenster hinausragenden Schattenspender durchweg europäische Bauart und Sauberkeit; die Läden sind von weltstädtischer Ausdehnung und glänzender, höchst moderner Ausstattung, während im Häusermeer der Eingeborenen, der Black-City, sich das Leben und Treiben der Hindus in nie geänderten Formen des Altertums abspielt. Der Hindu bleibt bei den alten Gewohnheiten und ist Neuerungen abhold.

Es gilt nicht für sonderlich vornehm oder gentlemanlike, sich als Vertreter der weißen Rasse aus der Park- und Gartenstadt des englischen Bombay in die entlegenen Gassen der schwarzen Stadt zu verirren, und sie gar zu Fuß zu durchstreifen, wäre eine Schädigung des Ansehens der gestrengen „Sahibs". Der Reisende aus Europa begnügt sich infolgedessen im allgemeinen mit einer hastigen Fahrt durch die bedeutenderen Straßen, die den Native-Bazar labyrinthisch durchschneiden, und mit ein paar eiligen Einkäufen — dann eilt er aus dem Qualm und exotischen Duft des bunten Getümmels wieder so schnell wie möglich zurück in die vornehme Ruhe des Watsonhotels zum gekühlten Sekt und zur L'hombrepartie. Die flüchtigen Blicke in das Bazargewühl berechtigen ja den Globe-Trotter sein „Dagewesen" auch hinter diese Nummer seines Reiseprogramms zu setzen.

Welch eine verwickelte Welt ist aber diese schwarze Stadt, welch Mikrokosmos, welch Studium! Wollen Sie sich auch hier meiner Führung ein wenig anvertrauen?

Freilich habe ich eine üble Konkurrenz. Vor Ihrer Hoteltür drängen sich alsbald nach Ihrer Ankunft listig mit den Augen zwinkernde, sich Lokal-„Guides" nennende Ortsführer an Sie heran; diese mischrassigen gelben Schufte, sogenannte Portugiesen, klimpern in der einen Hand gewöhnlich mit allerlei unkenntlichen, angeblich in Indien gefundenen römischen oder griechischen Goldmünzen, in der anderen haben sie eine Mappe voll ebenso unkontrollierbarer „Native Stamps", längst verschollener Briefmarken einst unabhängiger indischer Radschahs. Nur zu gut wissen diese Gutedel, was einen Teil der Vergnügungsreisenden nach Indien lockt: Wunsch nach Abwechslung, nach Sensation, nach etwas ganz Apartem, besonders in Bezug auf Damenbekanntschaften; unverblümt greifen diese Kerle deshalb der Frage: „Où est la femme?" mit faunischem Grinsen vor und stehen sich gut bei ihrem Geschäftchen.

Jetzt, nach der Pestheimsuchung, zeigt Bombay nicht seine einstige Miene, und der sonst vollblütige Puls schlägt matt und entkräftet; das Bombay von heute ist bei weitem nicht mehr zu vergleichen mit der lebensvollen, gesundheitstrotzenden Weltstadt, die ich in Bombay vor einem Jahrzehnt zum ersten Male erblickte.

Als ob in diesem reichgesegneten Lande der Gegensätze selbst der Fluch auf die Spitze getrieben sein müsse, erreichen hier auch alle Landplagen die verheerendste Kraft: Dürre und Hungersnot, Reptilien und Raubtiere, Cholera und Pest! Aus ihrem ständigen Neste in der Nordwestprovinz Kumaon schlich das scheußliche Pestgespenst meuchlings in die dichtestbevölkerte Stadt Indiens. Wie ein Drommetenstoß des jüngsten Gerichts ertönte der Schreckensschrei, der ihre Ankunft in Bombay begrüßte und mit Windeseile zu einem Sturm anschwoll, der mit rasender Schnelle Tausende von Eingeborenen besinnungslos flüchtend aus dem indischen Babel hinauswirbelte. Und wie entsetzlich rechtfertigte die Beulenpest ihren gefürchteten Namen! Mehr als fünftausend sanken bis jetzt in jeder Woche während der fünf Hauptepidemien der Pest in der Präsidentschaft Bombay dahin, angehaucht von dem giftigen Odem dieser Harpyie! Ist die Gräßliche zufrieden mit diesem Triumph? Wollte sie der in unstillbarem Durst nach Gold fiebernden Weltstadt ein warnendes Mene Tekel zuzischen? Wird sie jetzt gemästet zurückkriechen zu den dürftigen Hirtenhütten in den moderduftigen Urwaldvorhügeln des Kumaon-Himalaja, oder wohin zielt nun ihr tötendes Schielen?

Um zu begreifen, wie die ansteckende Seuche sich so unhemmbar in Bombay verbreiten konnte, wollen wir einen Augenblick hineinschauen in die Lebensweise jener ungeheuren Massen, die in der Eingeborenenstadt zusammengepfercht hausen.

Aber noch sind wir nicht dort, noch sitzen wir unter den wehenden Riesenfächern, die über der mit Blumenschmuck überladenen Table d'hote hin und her pendeln, noch schauen wir behaglich vom Balkon des Hotels zu den Gauklern hinunter, die dort nach dem Gabelfrühstück, nach dem Tiffin, ihre von mir bereits ausführlich geschilderten Künste produzieren: der eine hetzt ein dressiertes

Ichneumon gegen dessen Todfeind, die Kobraschlange, ein anderer zaubert solche garstigen Reptilien scheinbar aus dem losen Straßensande hervor, und ein dritter läßt seine abgemergelten, mit roten englischen Soldatenjäckchen angeputzten Äffchen auf spindeldürren Ziegen oder Hunden herumgaloppieren.

Wir klettern in die Gari, die Droschke, einen wahrhaften Schwitzkasten, der Diener setzt sich neben den Kutscher, der Pferdejunge oder Sais schwingt sich hinten auf, und dann geht es vorwärts. Wir sausen vorüber an dem Grasplan des University Garden und dem stattlichen University Tower, einem kirchturmähnlichen Erinnerungszeichen, das der reiche Indier Prembschand Raitschad seiner Mutter Radscha Bai errichtet hat, vorüber an wohlgepflegten Gartenanlagen mit herrlichen Fächerpalmen und Marmorstatuen von Bombays Wohltätern, zumeist reichen Parsis, vorbei an der Fontäne vor den gotischen Riesenkasernen des Hauptpostamtes und des Public Work Office, und schließlich auch vorbei an dem verblüffenden Prunkgebäude des Hauptbahnhofes, dem blaßgrauen Sandsteinpalast der Viktoria Terminus Station. Es kann keinen verblüffenderen Mischmasch von indischen und gotischen Motiven geben, als den wunderlichen Renaissancestil dieses Bahnhofes, auf dem sich ein Wald von sechzig kleinen Türmchen um vier kugelförmige Spitzen und eine große und zwei kleine Kuppeln gruppiert. Eine Viktoria prangt auf der Mittelkuppel, heraldische Figuren, zwei Riesenrosetten, eine Uhr und zahlreiche Reliefs zieren die Front, die, von nicht weniger als 230 Fenster- und Türöffnungen durchbrochen, wie ein prachtvolles, säulenreiches Gitter oder Spitzenwerk aussieht. Doch in dieser Schreckenszeit der Pest treffen verhältnismäßig wenige in diesen weiten Bahnhofshallen ein, und nur Gesundbefundene dürfen der fluchbeladenen Stadt und ihrem Verhängnis mit Dampfkraft zu enteilen versuchen. Wem bereits die Pestilenz die Farbe des Todes auf die Stirne gehaucht hat, wird mit Gewalt gehindert, die Bakterien der Beulenpest in andere Gebiete zu übertragen.

Beim Bahnhof sind wir an der Grenze des Forts; bei den herrlichen Markthallen am Crawford Market beginnt bereits die „schwarze" Stadt. Zunächst freilich finden wir noch keinen auffallenden Unterschied in den Gebäuden; Ehrgeiz der Hausbesitzer und wohl auch obrigkeitlicher Befehl haben hier die einstigen Bazarschuppen verschwinden und große, gewölbereiche Kaufhäuser mit gedeckten Balkongalerien und einfachen, aber geschmackvollen Verzierungen durch Gitter erstehen lassen. Nur das Straßengetriebe ist bereits völlig verschieden von dem im Fort; der Europäer mit seinem weißen Sonnenhut ist hier wie mit einem Schlage verschwunden, und die zweirädrige Ochsenkutsche der Eingeborenen ist an die Stelle der von Pferden gezogenen Wagen getreten. Durch die Abdul Raman Street könnten wir das hier am Crawford Market beginnende Bazarlabyrinth nach Norden zu in der Pferdebahn durchfahren, aber der Europäer, der etwas auf sich gibt, benutzt dieses Fuhrwerk nicht gern, dessen Einführung übrigens den Kastengeist der Hindus ebensowenig zu beeinflussen vermochte, wie die Eisenbahnen, wo sich auch die Reisenden stets Abteile mit gleichartigen Insassen aussuchen. Der orthodoxe Brahmane wartet lieber zehn

Pferdebahnen ab, ehe er neben einem ihm in der Kaste nicht Ebenbürtigen Platz nimmt; so gesellt sich doch schließlich auf den Bänken „Gleich und Gleich", und jeder echte, rechte Brahmane meidet auch hier den gefürchteten, aber doch innerlich verachteten Europäer. Befremdlich ist es für den Neuling, die Köpfe der Straßenbahn-Zugpferde mit riesigen weißen Korkhüten vor der Sonne geschützt zu sehen, eine Tierschutzmaßregel, die man in heißen Sommern auch in Europa nachzuahmen anfängt.

Schwenken wir einmal von dem Schienenstrange links ab und in die Jenjiker Street. Schon nach wenigen hundert Schritten kommen wir an einen unregelmäßig erweiterten Knotenpunkt dreier Straßen, an dem uns ein blendendweiß getünchtes Gebäude in die Augen fällt. Vier zierliche Minarets stehen über dem rundbogigen Tor, zwei moderne Glaslaternen daneben. Hier ist

Im Bazar zu Bombay.

der Zugang zur Dschuma oder Freitags-Moschee für den mohammedanischen Teil der Hindubevölkerung von Bombay, die ein arger Dorn für die Augen der brahminischen Hindus ist.

Auf beiden Seiten der Moschee ist der untere, etwas zurücktretende Teil der Umfassungsmauer in Dutzende von Verkaufsstellen abgeteilt, in denen aber nur muselmännische Händler ihre Waren feilbieten dürfen; die mit armseligen bunten Lumpen gegen die Sonne geschützten Büdchen stechen gegen das obere schneeweiße Stockwerk dieser vornehmen Moschee und dessen lange Reihe hoher, vergitterter Fenster auffallend ab.

Gegenüber liegt der Leinwandbazar. Das flache Dach, das seine unzähligen Standplätze überwölbt, ist mit einer schützenden Balustrade gesäumt. Ein gutmütiger Leinwandhändler erlaubt uns, durch seinen vollgestopften

Speicher und mittelst einer Hühnerstiege auf dies Dach zu klettern; von hier können wir das Bazargetümmel ungestört betrachten.

Man haſcht förmlich nach ruhigen Punkten inmitten der allgemeinen Bewegung. Die auf dem Bilde neben dem Brunnenrohr mit ihren Babies niederkauernde Frau scheint sich z. B. wenig darum zu kümmern, daß sie sich inmitten des Bazarverkehrs auf die Erde gesetzt hat, wo jeden Augenblick ein Trupp Büffel oder ein Ochsenkarren ihre dort spielenden Kinder zerquetschen kann, zu denen ein anderes Hinduweib hinunter blickt, das ihrer Mutterpflicht nachkommt und ihrem Säugling die nährende Mutterbrust darbietet. In Indien werden bis zum Abschluß des dritten Lebensjahres alle Kinder als Säuglinge betrachtet, wobei sie

Vor der Dschuma-Moschee in Bombay.

rittlings in der Hüfte getragen werden, was viel weniger lästig als das Halten im Arme zu sein scheint. Ist dann das Söhnlein entwöhnt, so wird es möglichst bald, aber ohne gefragt zu werden, unlösbar verlobt und in einem Alter, in dem bei uns die Jünglinge schüchtern und heimlich die ersten verhängnisvollen Züge aus der Zigarre zu naschen beginnen, mit der ihm ausgesuchten Lebensgefährtin vermählt! Erst in neuester Zeit ist von der Regierung hierfür ein Mindestalter von 18 Jahren festgesetzt worden.

Doch nicht in ein eigenes Heim führt ein junger Gatte die ihm durch solchen Brahmanen- und Elternbeschluß zugeteilte Ehehälfte, nein, die ganze Familie bleibt hübsch beieinander. Hat ein Elternpaar sieben Söhne, so drängen sich in dem Hinduhause neben den Großeltern und Geschwistern der Eltern dann schließlich sieben Schwiegertöchter mit ihrer gesamten Nachkommenschaft zusammen!

Wären die Hindus nicht von Haus aus eine so durchaus liebenswürdige, sanfte Menschenart, was würde aus so dauernd enger Nachbarschaft entstehen? Eins aber entsteht sicher aus dieser patriarchalischen Lebensweise, die zur Aufrechterhaltung der Kastenreinheit beitragen soll: ein Herd für Epidemien, wie er furchtbarer gar nicht gedacht werden kann! Sehen wir uns nur einmal diese Hinduhäuser an! Wie ineinandergeschachtelt, ohne Höfe, ragen da diese engen Hinduhäuser in die Luft, bald als überaus niedrige, bald als hohe Bauten mit niedrigen Zimmern. Nicht Familien sind es, nein, ganze Kolonien, die dort unter ein und demselben Dache dieselben Lebensbedingungen miteinander teilen. Eine Handvoll Getreide, das auf irgend eine Weise zum Träger und Verbreiter der Seuche geworden ist, vergiftet sofort die ganze Masse gleich empfänglicher, weil in gleicher Weise lebender und aus demselben Topf gespeister Hausbewohner, und dann greift von hier aus die Ansteckung mit lawinenartigem Anwachsen um sich.

Schauen wir uns aber von unserem Standpunkte, dem Dache des Leinwandmarktes, noch etwas weiter um! Natürlich kommen und gehen hier besonders diejenigen ein und aus, die ihren Bedarf an Leinwand zu decken wünschen, der ja in diesem Klima durch das Entfallen dicker Tuchkleider recht bedeutend ist. Hier schleppt ein Kuli einen wahren Berg von Leinwandbündeln davon, und dort geht eine Kulifrau mit einem wohl zentnerschweren ungeheuren Paket gebügelter Leinenwaren auf dem Kopfe. Was doch diese Art des Lasttragens den Frauen im gewöhnlichen Leben für eine freie stolze Haltung gibt! Dadurch scheinen sie zu lernen, den Nacken aufrecht zu tragen und festen Schrittes einherzugehen. Mich erinnern die graziösen indischen Kulimädchen unausgesetzt an die Mahnung meines Tanzlehrers, die er den jungen Damen erteilte: „Bilden Sie sich nur stets ein, mit Anmut eine dreißig Pfund schwere Goldkrone auf dem Haupte tragen zu sollen, dann werden Sie bald als Ballkönigin erscheinen!“

Dort huschen gesenkten Auges zwei Mädchen vorüber. Wie unendlich einfach ist doch diese Art der Indierinnen, das Gewand nur aus zwei losen, lichtfarbigen Tüchern zu schlingen, eins um die Hüften, das andere um Busen und Kopf, zu Zeiten auch vor das Gesicht! Diesen beiden folgt ein Hindu, der kaum so viel auf dem Leibe trägt, wie bei uns in einer Schwimmanstalt üblich ist; wie sticht dieser arme Teufel von den beiden vornehmen, in weite und luftige weiße Linnengewänder gehüllten Kaufleuten ab, die ihrem hoch mit Einkäufen beladenen Zebukarren folgen! Wahrscheinlich bergen die sauberen Ballen Seide oder Linnen von besonderer Güte; rohe Baumwolle ist keinesfalls darin, sonst würde diese in weißen Flocken durch alle Poren der Umhüllung hervorquellen, wie man dies bei den endlos langen Ochsenkarrenzügen bemerken kann, die tagtäglich dies wichtigste Ausfuhrmaterial Bombays an den Hafen befördern, das während des nordamerikanischen Bürgerkrieges infolge eines beispiellosen Hazardspieles und Gründungsschwindels fabelhaft im Preise stieg und zahlreiche Baumwollenhändler über Nacht zu steinreichen Leuten machte. Auf dem höchstgepackten Baumwollballen hockt dann stets der

Knirps, dem die Fütterung der Zugtiere obliegt, denn die indischen Kutscher kümmern sich hierum ebensowenig wie um die Straßen-Passanten, und merkwürdigerweise wird von dem indischen Publikum nicht der Kutscher, sondern der Überfahrene ausgescholten. Geradeso wie diese Kutscher duseln die meisten Hindus niederer Kasten gedankenlos und träumerisch vor sich hin, ganz als ob sie durch ihr erbärmliches Los um jede Besinnung gebracht wären. Sie rennen blindlings gegen spitzige Stöcke, stolpern über jeden Stein und tappen in jede Pfütze, werden aber dabei durch neuen Schrecken immer ängstlicher und linkischer. Ein trübseliges Volk, diese Kulis! Selbst in fettesten Zeiten haben sie nicht genug zum Sattessen, und daß sie in den Zeiten furchtbarer Hungersnöte nicht zuviel zum Verhungern haben, beweisen die grauenhaften Ziffern der in den letzten Jahren Verhungerten.

Barbier beim Einseifen.

An allen Straßenecken lungern derartige arme Kerle herum und warten auf Arbeit, am liebsten aber halten sie sich in der Nähe der Barbiere auf, die ihre haarschneidende Tätigkeit an jedem beliebigen Platze, selbst inmitten herumtrabender Kälber und hin und her laufender Bazarbesucher vollziehen. Den vor dem Barbier kauernden Opferlämmern wird aber der Schädel nur dann spiegelblank rasiert, wenn dem Kunden irgend ein naher Verwandter gestorben war und diese Trauertracht gewünscht wird, oder falls er ein Mohammedaner ist; sonst muß ein mehr oder weniger stattlicher Haarschopf ausgespart bleiben. Der Friseur gestattet hierbei seinem Kunden großmütig, einen verschämten Blick auf einen blanken Spiegel zu werfen, den er ihm während der Behandlung in die Hand gibt, ähnlich den Verkäuferinnen von Betelblättern, die ihren Abnehmern ebenfalls einen Gratisblick in ihren Spiegel erlauben. Seinen Spiegel legt der Barbier sonst aber nicht gern aus der Hand, denn nur mit einem solchen gilt dem abergläubischen Hindu das Begegnen eines Barbiers für eine gute Vorbedeutung.

Der überwiegend große Teil aller den Bazar belebenden Gestalten sind Kulis, denn selbst zum Tragen ganz geringer Bürden hält sich jeder andere Hindu für zu gut; das Zeichen ihres Gewerbes, den runden Marktkorb, stülpen sie als durchaus zweckmäßigen Sonnenschirm über den Kopf, wenn sie nichts

zu tragen haben. So sieht man sie neugierig am Bazar und in den Markthallen herumstehen, die eine Hand ängstlich und nachdenklich an den Mund, die andere an diesen unsauberen Korb gelegt, in dem sie bald gedörrten Dünger heiliger Kühe, bald saftige Bananen oder wohlriechende Ananas in die Hinduhäuser schleppen.

Eine nicht minder häufige Bazar- und Straßenerscheinung ist der Pani-Wala, der Wasserträger. Gleich den Kulis tragen auch die Wasserträger rote Turbantücher und eine rote Schärpe um die Hüfte, diese jedoch nur dann, wenn das Wasser in ihren Schläuchen auch von dem orthodoxesten Hindu als „religiös rein" gebraucht werden kann, was sonstige Reinheit nicht immer einschließt. Fast an jedem Brunnen findet man einen Wasserträger mit dem Füllen seines Lederbeutels beschäftigt, dessen Mundloch er mit der Linken zusammendrückt, worauf er, um die staubige Straßenstelle zu besprengen, durch Nachlassen des Fingerdruckes das Wasser brausenartig ausströmen läßt. Aus seinem Käppchen und seinen genähten Beinkleidern ersehen wir sofort, daß er ein Muselmann ist, während seine brahminischen Kollegen schon äußerlich durch gewickelten Turban und ungenähte, nur durch ein um die Hüften geschlungenes Stück Leinwand gebildete Beinbekleidung kenntlich sind. Selbstverständlich tragen letztere ihr Wasser auch nicht wie der schnöde Moslem in Haut, die einem heiligen Rindvieh über die Ohren gezogen wurde, sondern in Ziegen- oder Schafsbälgen; geschähe es aber doch einmal — etwa aushilfsweise — so würden sie diese entsetzliche religiöse Verunreinigung ihren brahminischen Landsleuten sofort durch schleuniges Ablegen der genannten roten Schärpe kenntlich machen.

Inzwischen sind wir, nachdem wir unseren Standpunkt am Leinwandmarkt verlassen haben, in die Memon Street gelangt und gehen an einer langen Mauer fort, hinter der wir plötzlich durch ein geöffnetes Tor die Wasserfläche des Momba Devi-Teiches schimmern sehen, zu dem von allen vier Seiten Stufen hinunterführen; auf diesen steigen brahminische Hindus, mit ihren Gewändern angetan, in das mißfarbige Naß hinunter, um dann ihres Weges weiter zu gehen. Die von den Hindus gewöhnlich Mombay oder Bambey, im Sanskrit Mahi Ma genannte Göttin hat auch der Insel, auf der die Stadt Bombay erbaut ist, den Namen gegeben, keineswegs die portugiesische Bezeichnung Bon Bahia, „guter Hafen". Allerdings suchten bereits im Mittelalter die kleinen Küstenfahrer diese mächtige Seebucht auf, die alle Flotten der Welt aufnehmen könnte und von den Engländern durch zahllose versteckte Batterien und zwei Monitors mit Panzerdrehtürmen fast uneinnehmbar gemacht worden ist. Daß dann der Hafen nebst dem kleinen, inzwischen zu einer Weltstadt von größerem Umfange als London herangewachsenen Fischerdörfchen Bombay im Jahre 1661 seitens der Portugiesen, die es schon länger als 100 Jahre besaßen, als Mitgift der Prinzessin Katharina von Braganza dem König Karl II. von England geschenkt und von diesem an die Ostindische Handelskompagnie abgetreten wurde, ist bekannt, weniger aber die Tatsache, daß der Handelsumsatz Bombays die Höhe von $1^1/_2$ Milliarden jährlich erreicht hat, seitdem durch den Ausbau des indischen Eisenbahnnetzes Bombay zum Hauptausfuhrhafen Indiens gemacht wurde.

Unseres Weilens ist hier nicht lange; ein heiser krächzender, ekelhafter Kerl, splitterfasernackt und mit heiliger Kuhdüngerasche bestreut, mit endlosen verfilzten Haaren und wie wahnsinnig rollenden Augen kreischt der uns umgebenden Menge ein paar fanatisierende Worte zu, und sofort nähern sich uns ein paar würdige Brahmanen mit nicht unliebenswürdigem Selbstgefühl, um uns feinlächelnd darauf aufmerksam zu machen, daß unser Betreten des heiligen Tempelbezirkes für jenen frommen Herrn ohne sichtbare Kleidungsstücke ein Greuel sei. Wir befolgen den klugen Grundsatz der englischen Regierung in Indien, die Eingeborenen in ihrem religiösen Empfinden möglichst wenig zu kränken, und verlassen den ummauerten Badeplatz.

Schon nach wenigen Schritten finden wir ein Seitenstück hierzu, das berüchtigte Pindschrapol. Hier verscheucht uns kein wüster Fanatiker; in Frieden könnten wir die Wunder dieses Platzes genießen, wenn — ja, wenn diese nur im besseren Geruche ständen! Nase wie Auge werden hier gleichermaßen beleidigt. Verkrüppelte, sieche oder altersschwache Tiere jeder Art genießen hier ihr Gnadenfutter durch die Barmherzigkeit von Mitgliedern der Dschainsekte, die sich die Pflege jeden tierischen Lebens als Folge ihres Glaubens an die Seelenwanderung zum Ziele setzt. Was dabei für nutzlose Tierquälerei herauskommt, sieht man hier voll Schauder und Ekel; mißgeborene Kälber, die nicht recht zu atmen vermögen und gewiß lieber sterben würden, schwindsüchtige Esel, dreibeinige Hühner und räudige Hunde werden hier so sorgfältig gepäppelt wie Wiegenkinder.

Einen besonders unheimlichen Glaskasten vermag man vollends nicht ohne Schaudern und Hautjucken zu mustern; die Insekten von jener fatalen Art, die Mephisto so vollzählig zu beschwören versteht und die zeitweilig wohl selbst die frommen Dschains peinigen mögen, werden von diesen milden Herren nicht etwa fröhlich gefangen und jauchzend zerknickt, sondern fein säuberlich hierher in das Pindschrapol getragen und nun behutsamst mit Mehl und Honig gefüttert, ja böse Mäuler behaupten sogar, daß allwöchentlich ein armer Paria für Geld und gute Worte in dieses Glashaus klettern müsse, um sich dort ein Stündlein regelrecht aussaugen zu lassen!

Viel weniger Umstände als mit diesem lebendigen Viehzeug macht der Hindu mit dem aus diesem Leben abgeschiedenen Mitmenschen. Alles Vergangene hat ja für den Hindu keinen Wert und kein Interesse mehr, woher es kommt, daß uns das älteste Indien so wenig historische Andenken aufbewahrt und hinterlassen hat; es gibt keine Funde, die über das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichten.

Da eilt gerade ein Leichenzug durch die Gasse daher; der fahle Mondschein läßt den Aufzug durch die Schlagschatten noch grausiger erscheinen, als er wirklich ist! Im hurtigen Schritt, unter Plaudern und fortwährendem „Sat hai" Rufen wird die Holzbahre einhergetragen, auf der ein in ein gelbes, rot gesprenkeltes Tuch eingehüllter Leichnam ruht, über den Jasminblüten gestreut sind. Da die Pest, also eine ansteckende Seuche, die Todesursache war, wird beständig ein Rauchfaß geschwungen, auch werden die Kleider mit dem

Toten zum Verbrennungsplatz getragen und dort gleichfalls durch Feuer vernichtet. Die Verbrennungsplätze liegen zumeist in der Vorstadt. Dort erst, wo die letzten Häuser stehen, zeigt sich das Leben der ärmsten Hindus in seiner ganzen unbeschreiblichen Dürftigkeit, besonders an den Plätzen, an denen die geringen Lebensbedürfnisse dieser Vorstädte verkauft werden; unter diesen schwachen Schemen findet der Hyänenhunger des Pestgespenstes widerstandslos seine hinfälligste Beute.

Am häufigsten sind auch hier die Händler mit den für das Hindu-Mundwerk unentbehrlichen Süßigkeiten oder Betelblättern und Rauchtabak vertreten. Die einen bieten viereckige, in Sirup gebackene Reiskuchen oder große Kugeln aus grobem Marzipan feil, andere eine merkwürdige Füllung für die beliebte Wasserpfeife, einen schwärzlichen, tonartigen Tabak, der aus allen möglichen Blättern, selbst aus denen der Rose, mit etwas Opiumabfall und Honig zusammengewalzt und dann an der Sonne getrocknet wird, und auch an Palmwein- und Dattelschnapsbudikern ist kein Mangel.

Selbst ganz draußen, unter den schattigen Fikusbäumen der Landstraße vegetiert noch ein magerer Geschäftsverkehr. Da kauern die Heilkünstler und Scharlatane, die keine Ladenmiete erschwingen können oder wollen, und kurieren und operieren nach Herzenslust. Wer die wundervollen Instrumente unserer Chirurgen kennt, muß sich mit Entsetzen abwenden, wenn er diese rohen Eingriffe in die Gehör- und Nasengänge oder in das Gehege der Zähne mit geradezu vorsintflutlichen Werkzeugen, mit Sicheln und großen Nägeln nur ansieht. Der mürrische Gesichtsausdruck ihrer Patienten scheint uns aber andeuten zu sollen, daß unser, des gestrengen weißen Sahibs, „böser Blick" nicht als ersprießlich für des Heilkünstlers Tätigkeit gilt! Wir tun den Leutchen den Gefallen und kehren ihnen den Rücken, um aus dem schwarzen Viertel heimzufahren und in dem herrlichen Park des Byculaklubs oder in den schattigen Gärten auf dem Malabarhügel, dem Villenviertel der vornehmsten Einwohner Bombays, unsere Nerven nach den aufregenden Eindrücken dieser Stadtwanderung in ruhigere Schwingungen kommen zu lassen. —

Im Hinblick auf meine Schilderung der Felstempel von Mawilipuram kann ich es mir wohl versagen, den Felsentempel auf der Insel Elefanta, den kein Reisender zu besuchen versäumt, ausführlich zu beschreiben, zumal es mir nicht vergönnt war, ihn bei der einzigen Gelegenheit zu sehen, wo man sich eine zutreffende Vorstellung des darin zu den Zeiten seiner Entstehung, also im achten oder zehnten Jahrhundert, waltenden Lebens machen konnte, ich meine, wie ihn der jetzige König von England als Prinz von Wales besuchte; damals wurde durch die Anwesenheit zahlloser indischer Großen in Prunkgewändern sowie durch den Gesang und Tanz der schönsten Bajaderen in den bengalisch erleuchteten Hallen ein Abglanz jener Zeit geschaffen, wo sich in diesen aus den Felsmassen der Insel herausgekratzten Hallen und vor den noch nicht durch portugiesischen Inquisitoreneifer zerstümmelten Riesenstatuen der indischen Trimurti-Götter Brahma, Wischnu und Schiwa noch Scharen gläubiger

Pilger drängten, während die damals vorhandenen Wandgemälde und die als Opfer niedergelegten Kleinodien und sonstigen Schätze durch Fackellicht erhellt wurden. Wohl aber muß ich erwähnen, daß ich niemals dem Tode näher war, als hier in einer dieser dunklen Höhlen, die wie zu Schlupfwinkeln für Schlangen geschaffen scheinen. Solange die laut lärmenden und lachenden Scharen fröhlicher Gesellschaftsreisender in diesen Gewölben weilen, in denen einst unbekannte, titanenhafte Baukünstler danach trachteten, ihre Gottheitsbegriffe für alle Ewigkeit irdisch zu verkörpern, lassen sich die schleichenden Reptilien allerdings nicht blicken; trotz fehlender äußerer Hörorgane scheinen diese Tierchen doch gut hören zu können, wie ihre Beachtung von Musiktönen zeigt, die ja sogar bis zu krampfhaftem, schmerzlichem Zusammenzucken bei falsch gespielten Noten gehen soll. Aber sowohl wegen der wunderbaren Szenerie dieser geheimnisvollen Räume und versteinerten Rätsel, deren Bedeutung ich mir zu entziffern versuchte, wie auch wegen der besonderen technischen Schwierigkeiten, dort gute photographische Aufnahmen zu machen, hielt ich mich stundenlang einsam darin auf. Mit dem umfänglichen Apparat auf dem Stativ hin- und hermanövrierend, empfand ich plötzlich das Gefühl einer völligen Lähmung, als ich, den Kopf unter dem Einstelltuch hervorziehend und mit dem Fuße rückwärts tretend, mich zufällig einen Augenblick nach hinten wendete und sah, wie über dieselbe Stelle, auf der ich eben den schon emporgezogenen Fuß niedersetzen wollte, Kopf und Leib einer mindestens einen Meter langen Kobraschlange dahinglitt, die dann in einem Spalt in der Felsenwand hinter meinem Rücken verschwand! Mit Hilfe des alten Invaliden, dem die Führung der Fremden durch die Höhlen obliegt, gelang es auch schließlich, das entsetzliche Tier unschädlich zu machen.

Über die grausigen „Türme des Schweigens", in denen die Parsis ihre Toten aussetzen und durch Geier verzehren lassen, kann niemand viel sagen, weil ja nie ein anderer Mensch durch die kleinen Pforten in diese fünf runden Mauerringe hineinschauen darf, als die für verfehmt geltenden Angestellten, von denen die Leichname auf den kreisförmigen Stufen niedergelegt werden. Sobald diese die eiserne Tür wieder hinter sich ins Schloß geworfen haben, stürzen sich die auf den umliegenden Bäumen lauernden Vögel gierig in die oben offenen Amphitheater, und binnen ein bis zwei Stunden ist jede Spur des Fleisches verschwunden; die Skelettreste werden allmählich vom Regen in einen riesigen Brunnen in der Mitte des Gebäudes geschwemmt, worin die Rückstände im Laufe von 50 Jahren noch nicht zwei Meter hoch steigen. Daß diese Bestattungsmethode für tropische Länder hygienische Vorteile bietet, ist wohl nicht zu bestreiten, auch wird dadurch dem Erdboden nicht wie durch das Verbrennen fruchttragendes Humusmaterial entzogen. Nirgends habe ich einen Ort gefunden, der einen besseren Uberblick über Bombay und die anderen Inseln der Meerbucht böte, als diesen auf der Höhe des Malabarhügel liegenden Garten, in dem sich die Türme des Schweigens erheben.

Von den etwa 100000 existierenden Parsis kommen etwa 50000 auf Bombay. Hier haben sich diese im 17. Jahrhundert nach der Flucht ihres Sassaniden-

königs Jesdedschird von den Mohammedanern aus Persien vertriebenen und in Bombay wohlwollend und tolerant aufgenommenen Anhänger der Lehre Zoroasters durch skrupellosen Geschäftssinn neben den von ihnen geschickt umschmeichelten Engländern fast zu Herren über Bombay, um nicht zu sagen ganz Indien, aufgeworfen; das Großkapital, die Geschäftsvermittlungen und die Presse sind überwiegend in ihren Händen, und sie wissen diese Machtfaktoren gehörig zu gebrauchen. Sicherlich wäre ihre Betriebsamkeit, ihr Zusammenhalten, ihr Unternehmungsgeist und Wohltätigkeitssinn nur zu rühmen, wenn nicht von Kennern der Verhältnisse behauptet würde, daß ihre Loyalität gegen die Engländer wohl nur der Gemeinschaftlichkeit der Handelsinteressen und dem Respekt vor ihrer politischen Macht, die erwähnten milden Stiftungen aber weniger ihrer Hochherzigkeit als vielmehr einem stark entwickelten Reklamebedürfnis entsprängen. Jedenfalls leugnet niemand den in allen Kreisen Indiens bedenklich anwachsenden, teils stillen, teils lauten Haß gegen die immer mehr zu Tage tretende Überhebung der Parsis, die in ihren faltigen, schneeweißen oder pechschwarzen und dann eng anliegenden Gewändern sowie mit ihren hohen, schwarzen Kopfbedeckungen aus Glanzleder, die an jene auf den Königsbildern des Darius erinnern, überall auffallen und durch ihr geschäftiges Wesen viel zahlreicher erscheinen, als sie wirklich sind. Mir versicherten brahminische wie mohammedanische Indier in Bombay wiederholt: wir beide vertragen uns gegenseitig eigentlich ganz gut, aber wenn uns die englische Regierung einen Herzenswunsch erfüllen will, braucht sie nur für fünf Minuten die Augen zuzudrücken, damit wir in dieser Zeit unsere gemeinschaftlichen Feinde, die Parsis, samt und sonders mit Knüppeln totschlagen können!

Ein großer Irrtum wäre es, die Parsis kurzerhand als Feueranbeter zu bezeichnen, da sie in der Sonne und im Mond, wie im Feuer, dem Wasser und der Erde nur Symbole der allmächtigen Gottheit verehren. Herrlich und ganz unvergleichlich sieht es aus, wenn in zarte, helle Farben gekleidete Parsifrauen und Mädchen in bezaubernd anmutigen Gruppen am Meeresstrande stehen, um im Scheine des sinkenden Tagesgestirns Blumen und selbst Süßigkeiten als Opfergaben in das nasse, endlos vor ihnen liegende Element zu streuen.

Karren mit Ballen roher Baumwolle.

Kamel-Batterie.

Elftes Kapitel.

In der Krieger-Heimat.

Krieger-Heimat! Wie läßt dieses Wort alle Saiten mitschwingen, die bei der Stichnote Indien nicht sofort in unserem Inneren erklangen! Ich habe immer das Gefühl, als ob die Tonfarbe des Wortes Indien zunächst die feinfühlige, musikalische und poetische, ja ich möchte sogar sagen, weibliche Hälfte des deutschen Gemütes in Schwingungen bringt; beim Namen Radschputana, Krieger-Heimat, wird dagegen mit lautem Schall, wie wenn es sich um das alte, kraftvolle Hellas handelte, die männliche Seele erregt.

Die Radschputana! Wem daran liegt, aus dem allzu bunten Völkerwirrwarr Bombays zu den individuelleren Eindrücken des eigentlichen, man könnte fast sagen, des vorhistorischen Indiens zu flüchten, der wende sich in dieses nordwestliche Gebiet Indiens, das freilich vom Mai bis zur Regenzeit zu den heißesten Gegenden unseres Erdballes gehört. Aber noch heute danke ich es dem Künstlersinn des Grafen Lanckrokonski, der die Freundlichkeit hatte, mich nach einem Vortrage in Wien auf Dschodpur als eine Schatzkammer anregender Motive hinzuweisen, die den von Indienreisenden gewöhnlich besuchten Ort Dscheipur weit überstrahlt.

Mein erster Versuch, diese wunderbare Stadt kennen zu lernen, glückte freilich keineswegs nach Wunsch. Ich kam mir vor wie behext; auf Schritt und Tritt stieß ich auf passiven Widerstand, und ich fühlte, daß ich mir eher den Kopf an den Burgmauern Dschodpurs einrennen als Hoffnung machen könnte, dort irgend etwas Sehenswertes kennen zu lernen. Erst als ich der scheinbar so ungastlichen Stadt mißmutig den Rücken gekehrt hatte und bereits in der Schmalspurbahn saß, die Dschodpur seit kurzem mit dem übrigen indischen Eisenbahnnetz verband, während es früher nur durch langwierigen

Transport auf Kamel-, Ochsen- oder Elefantenwagen zu erreichen war, löste sich das Rätsel.

Es bleibt wohl keinem Weltreisenden erspart, gelegentlich irgendwo hinterrücks angeschwärzt zu werden, und so war es mir hier bei den hohen Herren des Landes ergangen, freilich nicht ganz ohne meine Schuld. In Dschodpur, wo es wegen des kaum nennenswerten Verkehrs von Europäern keine Gasthöfe gibt, war ich in dem Bungalo, dem Rasthause für reisende Europäer, eingekehrt; dies einstöckige Haus liegt etwas außerhalb der Stadt in der Nähe der Residenz des englischen Gesandten, der den Maharadschah zu „beraten" hat und bietet eine prächtige Aussicht auf die Felsenburg Dschodpur. In einem anstoßenden Raume dieses einfachen Gebäudes hatte sich ein anderer Reisender aus Europa, der sich hinsichtlich seines engeren Vaterlandes etwas gummielastisch ausdrückte, niedergelassen, ein Händler mit allerlei schönen Dingen, die aber nicht völlig waschecht waren, und die einen bestechenden Eindruck auf die indischen Großen machen sollten. Dieser talentvolle Geschäftsmann hatte, bevor ich seine Spezialität erkannt hatte, gesprächsweise von mir erfahren, welche Verdrießlichkeiten mir bei meinen Reisen im Himalaja durch den mir boshafterweise aufgebürdeten Verdacht, ein russischer Spion zu sein, erwachsen waren, und in der Befürchtung, ich könnte seinen Kunden die Minderwertigkeit seiner Kostbarkeiten ausplaudern, hatte der wackere Mann auch hier diese selbe Verdächtigung in Umlauf gesetzt, um mir den Kredit zu untergraben. Ein mitreisender Engländer, der am Hofe des Maharadschah einen wichtigen Posten bekleidete, verriet mir diesen schnöden Grund der unverkennbaren Mißachtung.

Straße vor dem Rasthaus in Dschodpur; im Hintergrunde die Burg.

Andere Abmachungen erlaubten es mir nicht, sofort umzukehren, dem Herrn des Talmis und der Similis meine Meinung zu sagen und mich am Hofe des Fürsten zu rehabilitieren. Mein freundlicher Reisegefährte versprach mir, nach seiner Rückkehr aus Australien, wohin er im Begriff war zu reisen, um Zuwachs für den fürstlichen Marstall einzukaufen, sich meiner anzunehmen, falls ich jemals wieder nach Indien käme und Lust verspüren sollte, das Versäumte nachzuholen.

Nach zwei Jahren kam ich wieder nach Dschodpur und merkte, daß es gar keinen höheren Genuß gibt, als ein Ziel zu erreichen, von dem man wegen

scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeit zeitweilig absehen mußte, ohne es deshalb für immer aufzugeben! Mein getreuer Helfer hatte Wort gehalten. Ich wurde mit allen Ehren aufgenommen, und ein Hindu in höherer Beamtenstellung sollte beständig um mich sein, um jeden meiner Wünsche zu erspähen und zur Erfüllung zu bringen. Pferde und Wagen wurden mir zur Verfügung gestellt, der englische Gesandte lud mich in seinen Palast, kurz, ich konnte keine glänzendere Genugtuung erwarten.

Bereits nach zwei Tagen bat ich den Hofbeamten, der mir wie ein dienstbereiter Schatten folgte, mich freundlichst mir selbst zu überlassen, wobei es allerdings schwer hielt, ihm in nicht verletzender Weise auseinanderzusetzen, daß seine ständige Begleitung und das Gefolge seiner Diener für mich beinahe ein Übelstand sei, der mich bei meinen Beobachtungen und photographischen Arbeiten nur hindere, da vor lauter Respekt alle mich interessierenden Leute fortliefen, sobald sie unsere Karosse und meine pomphafte Begleitung in der Ferne gewahrten. Ich begnügte mich, mir einen Passierschein zum Besuche der Burg auszubitten, die sich wie ein Adlerhorst auf hohem Fels hochragend aus der ebenen Steppe erhebt, und deren Besichtigung mir bei meinem ersten Aufenthalt verweigert worden war. Ich hatte eine größere Freude daran, statt den großen Herrn zu spielen, der ich von Haus aus doch gar nicht bin, recht einsam und nach Herzenslust in der Stadt herumzustreifen, nur von einem unscheinbaren Kuli begleitet, der meinen Apparat trug und der mich nicht störte, da ich ihn und sein Tun bald nur wie einen gut arbeitenden Mechanismus auffaßte. Lautlos richtete er mir den Dreifuß auf und ging mir geschickt und schweigend zur Hand; besonders gut aber konnte ich ihn als wanderndes Stativ benutzen, um scharfe Momentaufnahmen zu machen, denn hierfür hatte ich mir einen eigenen Apparat gebaut, da alle im Handel erhältlichen durch ihr befremdendes, fast beängstigendes Aussehen und ihre funkelnden Metallteile fast stets die Eingeborenen, die ich aufnehmen wollte, ihres bisherigen harmlosen Aussehens beraubten. In einem ganz unauffälligen Kasten hatte ich eine Kamera untergebracht, in der ich das Bild durch eine kaum kenntliche Öffnung von obenher mittelst eines darin schrägstehenden Spiegels auf einer horizontalen Mattscheibe haarscharf

Der Kuli hinter dem Karren trägt die vom Verfasser gebaute Geheimkamera auf dem Kopf.

einstellen konnte, ohne daß die von mir ins Auge gefaßte Person dadurch belästigt wurde oder diesen Vorgang ahnte. Ich konnte mit diesem Apparat, den mein Kuli dann wie einen Tornister festgeschnallt auf dem Rücken trug, gewissermaßen „um die Ecke" photographieren, denn während ich ebenso wie der Kuli geradeaus sah, zeichnete die nach der Seite gerichtete Linse auf der vor mir liegenden Mattscheibe ab, was sich der Linse gegenüber zu meiner Seite ausbreitete; stand nun dort jemand, der mich und mein Hantieren, weil ich ihn nicht ansah, gar nicht beachtete, so konnte ich dessen Porträt durch leises Hin- und Herschieben des Kulis unablässig auf der Visierscheibe im Auge behalten, scharf einstellen und im geeigneten Augenblick unbemerkt aufnehmen. Aber freilich haben solche schikanenreiche photographische Aufnahmen in Indien, die zu einer Tageszeit gemacht werden müssen, wo die Sonne am heißesten brennt und in der sich die Europäer schattensuchend hinter kühlen Mauern aufzuhalten pflegen, eine ähnliche Wirkung wie türkische Bäder.

Ich hatte meinem liebenswürdigen Beamten-Adjutanten gelegentlich und fast wie im Scherz gesagt und ohne mir dabei Hoffnung auf die Erfüllung meines Wunsches zu machen, daß es mir besonderes Vergnügen machen würde, die wegen ihrer Kunstleistungen in besonderem Ansehen stehenden Tänzerinnen von Dschodpur bewundern und abbilden zu dürfen; ich ahnte nicht, daß ich dadurch eine der merkwürdigsten Überraschungen meines Lebens heraufbeschwor.

Erschöpft von dem nächtlichen Platten-Wechseln und -Verpacken, das in Indien das Photographieren wegen der zur Nachtzeit am beutegierigsten herumschwirrenden Moskitos besonders lästig und aufreibend macht, schlief ich etwas länger als gewöhnlich und hätte gewiß trotz der bereits hell ins Zimmer lachenden Morgensonne noch länger fortgeschlummert, wenn mich nicht ein ganz merkwürdiges Geräusch, ein ganz seltsames Schellengerassel mit dem Quietschen und Quarren von Wagenrädern vermischt, ermuntert hätte; das Geräusch schien aus weiter Ferne näher und näher zu kommen, aber dicht vor der Bungalohalle hörte es plötzlich auf.

Neugierig fuhr ich in die Kleider und lugte zur Türspalte hinaus. Ich glaubte einen Märchentraum lebendig werden zu sehen! Vor dem Bungalo hielt eine schier endlose Reihe von Karren, durchweg mit Rindern bespannt, deren Geschirrglocken jenes Schellengeklingel hervorgebracht hatten und deren rundum heruntergelassene purpurrote Vorhänge verraten hätten, daß es sich hier um einen Damentransport handele, wenn mir dies nicht die an allen Ecken unter den Gardinen hervorkriechenden Insassen gezeigt hätten, deren Geschwätz, Gekicher und Schmucksachengeklimper einen Ohrenschmaus abgab, vor dem niemand sein eigenes Wort zu verstehen vermochte. Schlaftrunken und gänzlich ohne Frühstück, wie ich war, wurde mir nicht allein bunt, sondern geradezu wirr und schwach vor den Augen, als mir die Wortführerin der Damen klar machte, daß sie das gewünschte Ballett-Corps — viel lieber schriebe ich Kohr — seien und ich nun gefälligst anfangen möchte, Bilder zu machen.

„Der Tag fängt ja gut an," dachte ich, während ich meinen Apparat aufstellte und die Kassetten bereit legte; dabei ließ ich meine Augen prüfend über einzelne Gestalten schweifen, wobei ich aber von deren farbenreicher Gesamtheit wie betäubt blieb.

Ich will es nur gestehn: mir war, ich wußte nicht wie! Weniger wäre entschieden mehr gewesen, denn wohlgezählte 35 gar nicht sonderlich blöde oder spröde, fortwährend kichernde und schwatzende Künstlerinnen hatten sich inzwischen um mich angesammelt, beobachteten gespannt meine Vorbereitungen des Apparates und drangen dann zungenfertig und dabei bald hier bald dorthin huschend, mit tausend Fragen auf mich ein; zwei der Damen schleppten dabei zwanglos stramme Babies mit sich herum, die ihnen nach Landessitte auf der Hüfte saßen.

Ich fühlte so viel vereinter weiblicher Kraft gegenüber etwas wie eine Ohnmachtsanwandlung über mich kommen. Daß mit dieser unbändigen Amazonenschar im ganzen nichts anzufangen war, wurde mir bald klar, als ich die stattliche Zahl ehrwürdiger Semester sah, die hier neben ein paar allerliebsten kleinen Füchschen oder richtiger Ratten als jedenfalls hocherfahrene Meisterinnen der Tanzkunst glänzten, die gewiß schon manchen Ballettsturm erlebt hatten; freilich darf man hierbei nicht an die Fußgeschicklichkeit unserer Ballerinen denken, um nicht ungerecht gegen die Leistungen der indischen zu werden, die sich vor allen Dingen bestreben, durch lebhafte Mimik und eine eigentümliche Beredsamkeit des in allen Muskeln beweglichen Rumpfes Gedanken, Empfindungs- und Leidenschaftsentwickelungen auszudrücken, die für den Europäer schon deshalb langweilig sein müssen, weil er die während dieser Mimerei gesungenen, genauer gesprochen sogar häufig arg geplärrten Liedchen nicht versteht. Der Indier dagegen faßt alles dies sofort auf und folgt einer solchen Nautsch-Aufführung mit für uns unbegreiflicher Geduld und Wonne. Die wundervollen deutschen Übersetzungen, die Leopold von Schröder, Brunnhofer, Hertel und in freier Nachbildung auch Adolf Wilbrandt von diesen Liedern geschaffen haben, setzen nunmehr jeden in die Lage, einen Begriff von der zierlichen Feinkunst indischer Lyrik zu bekommen, deren reicher Inhalt manche vergeblich nach „Kunst im Kleinen" herumsuchenden Überbrettler mit noch gefälligeren Kunstmitteln als Klinglingling und Trallala vertraut machen kann. Wie überaus gefällig malt z. B. der ebenso geniale wie launige Hala selbst Alltäglichkeiten, wie folgende Küchenszene:

Töchterlein fein,
Laß dein Blasen 'mal sein,
Bringst doch kein Feuer zustande!
Zu schwach ist noch dein Hauch,
Noch beißt dich ja der Rauch,
Schon glühn dir die Augen am Rande!
Nicht so mit Tränen den Herd besprengt,
Nicht so mit Wallen den Busen beengt,
Sonst sprengt er noch alle Bande!

Der freundliche Leser möge sich jedoch gefälligst selbst in diese Schnadahüpfl-Schätze vertiefen, in denen das indische Volksleben aller Stände seine innerste Seele ausströmt und bald in naiver bald in geistvoller Weise zeigt, wie dieses Volk zur Zeit seines geistigen Höhestandes geliebt und empfunden, gedacht und genossen hat. Daß aber der Indier durchaus nicht so stumpf für Naturschönheit ist, wie manche argwöhnen, bezeugen Gedichte wie desselben Halas „Einzug des Lenzes", das ich ebenfalls in Brunnhofers Übertragung zitiere:

Ordnet den Festzug und schmückt euch mit Kränzen,
Flechtet Guirlanden und streichet frisch an!
Niemals selbst bei eines Fürsten Empfahn
Bricht unter Jubeln und Spielen und Tänzen
Also die Freude des Volkes sich Bahn,
Wie bei dem jährlichen Einzug des Lenzen!

Ich komme förmlich in Versuchung, den indischen Dichtergarten nach Herzenslust zu plündern und eine Blumenlese, zumal aus den erotischen Liedchen, wie sie die Bajaderen zwitschern, hier einzuflechten, begnüge mich jedoch, in der Hoffnung, recht viele Leser zum stillen Genuß der erwähnten Sammlungen indischer Geistesschätze angeregt zu haben, von dieser Gattung nur Kalidasas von Leopold von Schröder übertragene Verse anzuführen:

O Mädchen mit den Lotusaugen,
Schau mich noch einmal wieder an,
Vielleicht, daß ich von meinen Leiden
Durch deinen Blick genesen kann.
Ich hört' es oftmals schon erzählen,
Daß Gift bekämpfet wird durch Gift:
Die Krankheit, die dein Blick erzeugte,
Sie heilt, wenn neu dein Blick mich trifft!

Sollte jemand aber gar grämlich werden, daß ich dieses Werk mit poetischen Federchen ziere, dem rufe ich mit dem fröhlichen Spotte des Sregarasatakas zu:

Der Weise sitzt versunken ganz;
In ihm strahlt hehren Wissens Glanz.
Rehäuglein kommt und schielt ihn an:
Gleich ist's um seinen Witz getan! —

Doch kehren wir zu unseren Künstlerinnen zurück.

Höheres Alter ist zwar stets etwas Achtung Gebietendes, bei Tänzerinnen, die ungeschminkt im grellen Sonnenschein stehen, legt man aber wenig Wert auf besonders hohe Semesterziffern. Angesichts der bunt durcheinander gewürfelten Jahrgänge wagte ich deshalb den Versuch, wie ein Feldwebel die ganze Amazonenschar zunächst erst einmal gründlich zu rangieren, d. h. die mir für die Aufnahme erwünschten aus der dichten Masse herauszuziehen und seitwärts treten zu lassen.

Vortänzerin.

Durch diese Auslese schien ich aber einen Griff in ein Wespennest zu tun; ich habe ja schon manche Entrüstungsrufe aus weiblichen Kehlen vor und hinter den Kulissen mit angehört, aber was sich hier an indisch frisierter gekränkter Eitelkeit bemerkbar machte, das überstieg alles Denkbare. Kurz und bündig wurde mir auseinandergesetzt, und zwar immer von der rüstigsten Koryphäe, deren überreife Formen am allerwenigsten der bei uns gangbaren Vorstellung von Bajaderen entsprachen, daß ich ein ganz unausstehlicher Mäkelfritz sei, daß die Damenschar einen ungemein kräftig entwickelten Corps- — oder soll ich schreiben Chor? — geist besäße, und daß sie mich vor die Wahl stellte, entweder alle zusammen aufzunehmen oder gar keine; meine Ausmusterung sei eine unerhörte Kränkung für die zurückgesetzten und beweise nur, daß ich von der richtigen Wertschätzung gerade der allerbesten Kräfte noch himmelweit entfernt sei. Mit Damen muß man niemals brechen, deshalb machte ich gute Miene zu dem beabsichtigten Streik und formierte die Kompagnie in drei Glieder, da beim Abbilden eines ihrer gemeinschaftlichen Tänze eine die andere verdeckt haben würde; so entstand das hier abgedruckte Gruppenbild tatsächlich ganz gegen meine Absicht.

Mein Pfiffikus von Diener glaubte wohl bei dieser Gelegenheit einen Extra-Backschisch verdienen zu können und hielt bei der Abfahrt der Tänzerinnen den Kutscher des zuletzt stehenden Wagens unter irgend einem Vorwand zurück, was die beiden darin kauernden Fahrgäste gar nicht übel

Die Damen des Corps de Ballet von Dschodpur.

aufzunehmen schienen; schelmisch lächelnd und sichtlich geschmeichelt kletterten sie von dem Karren wieder herunter, wohl überzeugt, daß sie es mir ganz besonders angetan hätten, was für sie, da indische Tanzkünstlerinnen sich nicht durch Unzugänglichkeit auszeichnen, den Anfang eines pikanten Romanes bedeuten mochte. Sichtlich enttäuscht, daß sie nur einen Augenblick vor dem photographischen Kasten stehen und sich dann wieder heimtrollen sollten, erschwerten sie mir durch Schmollen und Kokettieren ihre Aufnahme nach Kräften; auf der Gesamtgruppe sitzt die eine dieser Grazien in der vorderen Reihe als zweite von links, die andere, eben die wuchtigste Stimmführerin, als vierte von rechts gezählt.

Junge Tänzerin.

Ich wußte nicht recht, ob ich über dieses Erlebnis lachen oder zürnen sollte, als schon ein neues Schaustück vor meinem Bungalo erschien, der prachtvoll angeschirrte Staatselefant des Fürsten; das in Silber getriebene Muster des von goldenen Tigern gestützten Sitzes, die blendende Goldstickerei seiner Purpurdecke, die funkelnden Goldketten um Hals und Fuß und die Juwelen auf den um die Stoßzähne gelegten Ringen ließen mich vor Staunen über den auf meiner Visierscheibe mir entgegenstrahlenden Glanz kaum zum ruhigen Aufnehmen des riesigen Tieres kommen. Auch ein Jagdfalkenträger des Fürsten hatte sich eingefunden, der sich wohl ebenfalls für eine ganz besondere Merkwürdigkeit hielt.

Um in die Stadt und bis an die Burg zu kommen, stand mir ein Hofwagen zur Verfügung, der mir meiner Apparate wegen sehr willkommen war. Im allgemeinen wird in diesen sandreichen Teilen der Radschputana jedoch der „Segler der Wüste", das Kamel, sowohl als Last- wie als Reittier bevorzugt, aber auch Fuhrwerke, von der eleganten Kutsche des Fürsten bis zum einfachsten Ackerkarren, werden mit Kamelen bespannt, sobald es gilt, den fußhohen Sandstaub auf den Landstraßen der schattenlosen, baumarmen Umgebung von

Dschodpur in der Wüste von Marwar zu durchfahren, deren Holzarmut hier eine besonders starke Benutzung von an der Sonne gedörrten Kuhdüngerfladen als Brennmaterial nötig macht. Auch die veralteten Kanonen, die dem Maharadschah zum Salutschießen belassen wurden, sind zumeist mit Kamelen, zum Teil auch mit Ochsen bespannt. Daß derartige störrische Zugtiere in einem ernsten Gefecht allerlei Verwirrungen anrichten und dadurch den ohnehin geringen Wert der alten Geschütze ganz aufheben können, liegt auf der Hand.

Straße in Dschodpur; vorn Kamelreiter, dahinter Wasserträgerinnen.

Die Straßen und Märkte von Dschodpur bieten dem Architekten mindestens ebenso fesselnde Bilder wie dem Freunde urindischen Volkstums; hat man aber wie ich das Glück, gerade während der festlichen Woche in der Stadt zu weilen, in der sämtliche für das laufende Jahr geplanten Eheschließungen vollzogen werden, dann kann man sich förmlich berauschen an diesen unsagbar malerischen, festlich geschmückten Erscheinungen, die dann auf dem Wege von und nach den Tempeln gleich lebenden Märchen vorüberziehen. Jeder Bräutigam trägt dann an diesem seinem Festtage, und ebenso jede neuvermählte junge Frau trotz ihrer dichten Verschleierung, neben allem sonstigen Ausputz an Zieraten

Radschputen-Fürst mit Würdenträgern.

noch einen phantastischen Busch aus Metallflittern und blitzenden und schimmernden Steinen an der Seite des Kopfes, wodurch ihre Gestalten einen theatralisch-phantastischen Eindruck hervorbringen.

Die Radschputen von Dschodpur fallen nicht nur durch ausdrucksvolle Gesichtszüge, sondern auch durch ihre stolze Tracht und durch ganz besonders kühn und selbstbewußt um das Haupt geschlungene Turbantücher auf, und das Bild eines fürstlichen Radschputen mit seiner Umgebung, das ich hier eingeschaltet habe, zeigt den Aufwand an Zubehör, den dort ein hoher Stand erfordert. Der wichtigste Würdenträger ist der Träger des fürstlichen Sonnenschirmes, der auch ein köstlich gesticktes seidenes Umschlagetuch und einen zierlichen Rohrspazierstock in Bereitschaft zu halten pflegt; ferner darf der Schwerthalter und der Fächerschwinger nicht fehlen und ebensowenig der Jüngling, der die Wasserpfeife zu Füßen des Gewaltigen gebrauchsfertig hält. Von besonderer Wichtigkeit ist auch der Würdenträger, dem das goldne Tablett anvertraut ist, worauf grüne Betelblätter liegen, das Begrüßungszeichen der Hindus für Gäste; neben den Blättern steht eine Dose mit gelöschtem Kalk, der auf die Betelblätter gestrichen und mit diesen zerkaut wird, sowie ein Fläschchen mit Rosenwasser zum Besprengen der Gäste, das diese Bewillkommnungsgarnitur vervollständigt. Alle diese Erfordernisse lassen uns ahnen, welch ein asiatisch-erhabenes, prachtvolles und pomphaftes Zeremoniell an den Fürstenhöfen der Radschputana üblich war, als sich die Radschputen noch ihrer Machtfülle erfreuten.

Mit Ochsen bespanntes Geschütz.

Das heutige Dschodpur stammt etwa aus dem Jahre 1460, und die aus jener Zeit herrührenden Steinbauten und die mit entzückender Sorgfalt aus dem blauen Marmor Dschodpurs gemeißelten Nachahmungen zierlicher, edelgemusterter, durchbrochener Holzschnitzereien an Erkern, Dächern, Fenstern in der Burg muß man aufsuchen, um sich eine zutreffende Vorstellung von dem einstigen Glanze dieser Stadt zu bilden, die damals noch von waffenstarrenden, nach Kampf und Todesgefahr wahrhaft lechzenden Männern durchwogt war.

Nirgends blühte im alten, gewerbfleißigen Indien die Waffenschmiedekunst so herrlich wie hier in der Radschputana, bis im Jahre 1857 auch dieses wichtige Kunsthandwerk durch die „arms act“ der Engländer, die das

Waffentragen bis auf einen nichtssagenden Rest einschränkte, lahmgelegt und dem Untergange geweiht war. Staunt man über den unaufhaltsamen Verfall der alten Gewerbe und Hausindustrien der Indier, so ist dafür keineswegs, wie man dies bei uns zu Lande den Engländern nachzusprechen pflegt, die schlaffe Trägheit der Hindus, sondern die Annektierung sämtlicher einstigen indischen Fürstentümer durch die Engländer verantwortlich zu machen; nur das Königreich Nepal darf sich noch seiner Unabhängigkeit erfreuen. Seitdem die Radschahs aufgehört haben, wirkliche, ihr Land völlig selbständig regierende Fürsten zu sein und nachdem ihnen die Mittel zur Lebensführung zu knapp zugeschnitten

In Stein gehauene Häuser-Fassaden in Dschodpur.

wurden, um den früheren Prunk aufrecht zu erhalten, gebricht es an Stellen, von denen aus das dem Volke durch Steuern abgenommene Geld, sei es durch verschwenderische Hofhaltungen oder durch fürstliche Geschenke und Gegengeschenke, ins Rollen und wieder unter die Leute gebracht wird; jetzt wandern zum Ingrimm des indischen Volkes alle diese Gelder nach England, um in die Taschen der für unsere kargen Verhältnisse geradezu unglaublich hoch bezahlten Zivilbeamten in Indien zu fließen oder um das in Indien unterhaltene Heer zu füttern. Außerdem aber überschwemmen England und andere Länder Europas Indien mit wohlfeilen, durch Maschinen hergestellten Massenartikeln oder sonstigen Maschinenindustrieerzeugnissen, wie z. B. Webereiprodukten, gegen die das indische Hausindustriegewerbe nicht aufkommen kann und deshalb die Hände

verzagend in den Schoß legt. Die Vergnügungsreisenden, die gewöhnlich möglichst billig einzukaufen suchen und den Feinheiten der vollendetsten indischen Kunstleistungen, wie z. B. der entzückenden Miniaturbildchen auf Elfenbein, selten verständnisvolle Würdigung entgegenbringen, kommen als Verbraucher derartiger Erzeugnisse um so weniger in Betracht, als sie in Indien häufig sogar mit in Europa fabrizierten geringwertigen Nachahmungen indischer Altertümer abgespeist werden.

Mit unwiderstehlicher Gewalt dringt die Erinnerung an die alten Zeiten Indiens, die in mancher Hinsicht gar nicht so entsetzlich waren, wie sie uns von den Fürsprechern englischer Gewalt- und Realpolitik hingestellt werden,

Burg Dschodpur.

beim Besuch der Burg von Dschodpur auf uns ein, zu der wir auf steilen Pfaden emporsteigen.

Selbst wer nur mit schwachem Phantasiefluge begabt ist, muß von gewaltigen Gemütsbewegungen erfaßt werden, wenn er über diese Burggräben und durch diese gewaltigen mit Götterbildern geschmückten Tore schreitet und sich erinnert, was an diesen Felsenwänden, diesen wie für die Ewigkeit aus Steinquadern errichteten Wällen vorbeigezogen ist, aus denen mächtige Eisendorne als Abwehr einst dagegen anstürmender Kriegselefanten hervorragen. Freilich muß man außer den jetzt verlassenen Burgräumen, in denen Purpurvorhänge und goldene Schirme unbenutzte Lagerstätten umgeben, auch die Rüstkammern gesehen haben, um die Rittergestalten mit der ganzen Wucht

ſtahlklirrender Rüſtungen umkleiden zu können; einſt zogen dieſe hier einher, geſchmückt mit den ſchon in den älteſten Zeiten als Schildzier benutzten Wappenbildern und mit Turban oder Helmbüſchen aus Federn vom Pfau, dem Reittier des indiſchen Kriegsgottes Kartikeja, einem Helmſchmuck, deſſen Anwendung ſich ſpäter von Indien aus nach Weſten verbreitete und durch die Kreuzfahrer bis nach Deutſchland gelangte.

Friedlich ging es ja niemals in dieſen Gebieten Indiens zu, die den Einfallspforten nahe lagen, aus denen ſich die mohammedaniſchen Eroberer Indiens, die Moguls, und vor dieſen ſchon Ströme ſkythiſcher Aſiaten nach Indien ergoſſen. Von ſolchen Reitervölkern, die ſich mit den hier bereits angeſiedelten brahminiſchen Ariern vermiſchten, ſtammen die Radſchputen ab, die ſchließlich faſt allein die Kriegerkaſte Indiens bildeten; bald zerſtreuten ſie ſich über das ganze Land und könnten heute deſſen Herren ſein, wenn ſie nicht durch kleinliche Streitigkeiten von der Einigkeit abgehalten worden wären, mit der ſie ſowohl den anſtürmenden Islam wie auch ſpäter die Angriffe der ebenſo kriegeriſchen Mahratten, gleich ihnen ſelber brahminiſcher Hindus, zu Boden geſchlagen haben würden. Daß aber indiſche Streiter auch die Angriffe engliſcher Truppen ſiegreich abweiſen können, haben die vergeblichen Erſtürmungsverſuche Burfurs im Jahre 1805 erwieſen, in denen General Locke Tauſende ſeiner Soldaten nutzlos opfern mußte.

Der Brahminismus dieſer Kriegerkaſte ſieht freilich weſentlich anders aus als die Grundſätze, nach denen die anderen indiſchen Kaſten, vor allen die Brahmanen, zu leben verpflichtet ſind. Die Anforderungen ihres Berufes als Soldaten, der den Blut und Blutvergießen ſcheuenden anderen Hindus nicht ſympathiſch ſein konnte, geboten eine kräftigere Nahrungsweiſe als die übliche vegetabiliſche, ſo daß den Radſchputen Fleiſchkoſt erlaubt war, natürlich mit Ausnahme von Speiſen aus dem Fleiſch des für geheiligt angeſehenen Rindes. Aber auch andere Anſchauungen, die mit dem ſtolzen Kriegerſinn zuſammenhingen und von denen der anderen Hindus abwichen, brachen ſich hier Bahn, und ebenſo entſprang hier eine beſondere Literatur an Heldenſagen, die von den Barden bei allen heroiſchen oder feſtlichen Gelegenheiten angeſtimmt wurden, mochte es in die Schlacht gehen oder zu Tier- und Gladiatorenkämpfen oder zum Gelage, mochten in den Burggräben Kriegsgefangene hingeſchlachtet oder geächtete, nur mit Schwert und Schild ausgeſtattete Stammesgenoſſen auf wildem Rappen aus dem Burgtor gejagt werden. Überall hatte ich in der Radſchputana das Gefühl, daß hier einſt ſicherlich dem Lebensideal der Indier nachgelebt wurde, das Nitiſataka in die Worte gekleidet hat:

Friedlich im Glück ſein, trotzig in Fehden,
Standhaft im Unglück ſein, Ehre erſtreben,
Redegewandt ſein und kundig der Weden:
Das iſt der Edlen natürliches Leben!

Man weiß nicht, welche Teile der in verſchiedenen Zeiten errichteten, nunmehr arg vernachläſſigten und zerfallenden Gebäude auf der Burg am

meisten Bewunderung verdienen. Ein Blick auf das Steinfiligran der Fenster gibt einen Begriff von den Wundern, die der alten indischen Bauweise entstammen. Schauen wir aber aus diesen Fenstern auf die Stadt hinunter und dann weiter hinaus in die unabsehbare Ferne, so staunen wir über das trostlose Braun, in das die Wüste von Marwar, das Todesgebiet, gekleidet ist; der Befehl, sich gerade hier anzusiedeln, sollte ja eine den Rathors, den radschputischen Fürstenhöfen, von den siegreichen Mohammedanern auferlegte Strafe bedeuten! Auch der Marmorthron im Burghofe erweckt die Erinnerung an heiße Kämpfe von Usurpatoren, die diesen Fürstensitz einzunehmen trachteten.

Aus Sandstein gemeißelte Fenster der Burg Dschodpur; davor Wasserträger mit leeren und gefüllten Schläuchen.

Straff und energisch waren und sind auch noch zum Teil die Gestalten der tatendurstigen Radschputen; konnten diese als echte, kraftvolle Männer gelten, so waren ihre Frauen und Mädchen vollendete Verkörperungen der Weiblichkeit, und es ist kein Zufall, daß gerade hier die köstlichste Dichtergestalt der Indier, die Fürstin Damajanti, der Inbegriff weiblicher Tugenden, ihren Ursprung fand; der gewaltige mohammedanische Eroberer, der Großmogul Akbar, wußte für die Prinzen seines Hauses keine edleren Gemahlinnen zu finden, als die Töchter dieser brahminischen Rathors, die freilich von anderen Radschputenstämmen wegen dieser Vermischung mit den Todfeinden tödlich gehaßt wurden.

Neben diesem Dschodpur, das im Jahre 1839 die Engländer beim Erlöschen der bisher regierenden Fürstenlinie an sich rissen, glänzen in Indien

noch andere Perlen, die einst den Radschputen gehörten: das herrliche Adschmir, Alwar und Udeipur, landschaftlich wohl die bevorzugteste Stadt der Radschputana, deren Bewohner für besonders mutig und unternehmend galten. Der europäischen Kultur am meisten geneigt sind jedoch die Radschputen von Dscheipur.

Es kann keinen größeren Unterschied zwischen den Erscheinungen zweier Städte desselben Volksstammes geben als den zwischen Dschodpur und Dscheipur, dort altes Indien, hier modernes, womit aber nicht etwa gesagt sein soll, verengländertes Indien. Nein, auch Dscheipur ist eine durchaus indische Stadt und von einem so besonderen Gepränge, daß man es niemals vergißt; man könnte es eine Stadt der Augenverblendung nennen. Was die Baumeister der alten Städte in solider Steinmetzarbeit ausdrückten, ist hier dem Stuck übertragen; rosa getünchtes Mauerwerk an Stelle rötlicher Sandsteine und bläulicher Marmorquadern, Zuckerbäckerei an Stelle von Bildhauerkunst, Kulissenschein statt soliden Reichtums!

Neben dieser vorwiegenden Rosafärbung, die einer Mischung von Milch mit Himbeersaft gleicht, prägt sich auch die weite, lichte Straßenanlage ein, die nichts von dem Gewirr enger Gäßchen und Durchgänge älterer indischer Städte kennt. Die Stadt enthält keine alten Teile, da sie erst im Jahre 1728 gegründet und nach einem sehr übersichtlichen und einfachen Plane erbaut wurde. Die Hauptstraße, an der die bedeutendsten Gebäude liegen, wurde durchweg 35 Meter, ihre Querstraßen aber nur halb so breit gemacht, während deren Verbindungsstraßen abermals um die Hälfte schmäler sein müssen.

Vielen Besuchern Dscheipurs wird wohl der mit allem möglichen Luxus ausgestattete siebenstöckige Palast des Maharadschah den größten Eindruck machen, zu dem dieser durch eine nur für ihn geöffnete Pforte, das Publikum durch ein im übrigen mit sehr kindlichen Malereien bedecktes, weißgetünchtes Parktor Zutritt findet; ich muß aber gestehen, daß mich weit mehr das sogenannte „Observatorium" fesselte, das der Begründer Dscheipurs wie in einigen anderen Städten so auch hier erbaut und mit von ihm ersonnenen astronomischen Werkzeugen angefüllt hat, die freilich jetzt bis auf die aus Mauerwerk bestehenden Träger der Fernrohre wieder verschwunden sind. Dieser fürstliche Sternschauer soll geäußert haben, daß ihm die Durchforschung des Himmelsraumes mehr Freude bereite als alle anderen irdischen Genüsse, und es muß demnach

Marmorthron im Hofe der Burg Dschodpur.

dieſer Dſchai Singh ein wahrhaft genialer, aufgeklärter Mann geweſen ſein. Das Gerede, das jeder Fremdenführer dem anderen nachbetet, wonach dieſer Fürſt ſeine bisherige Hauptſtadt Amber im Jahre 1728 nur deshalb plötzlich verlaſſen, als Reſidenz aufgegeben und alsbald das heutige Dſcheipur gegründet habe, weil ihm von einem Propheten verkündet wurde, er werde in ſeiner Hauptſtadt Amber ſterben, entbehrt des tatſächlichen Grundes, denn in Wirklichkeit ließ ſich dieſer Fürſt durch die Vorſtellungen ſeines Vertrauten, des Dſchaina Vedyadur, zu dieſem Reſidenzwechſel beſtimmen, weil eine vorteilhafte Entwickelung Ambers durch ſeine abgeſchloſſene Lage in den Bergen nicht möglich war, Dſcheipur mit ſeinen nach allen Richtungen offenen Verkehrswegen aber einer glückverheißenden Zukunft entgegenſehen konnte; gingen auch dieſe Hoffnungen aus politiſchen Gründen nicht in Erfüllung, ſo wurde die Stadt doch ein Sitz neuindiſcher Bildung, die ſich mit ihren alten aſiatiſchen Kernen nur äußerlich an die europäiſche anlehnt.

Tor des Palaſtes in Amber.

Landſtraße; hinten Schloß Amber, rechts ein Banyanbaum mit Luftwurzeln.

Ähnlich wie sich die Burg Dschodpur über die gleichnamige Stadt erhebt, so ragt auch über die jetzt völlig von Menschen verlassene Stadt Amber auf einem Bergrücken der Palast gleichen Namens empor, den jeder Besucher Dscheipurs in Augenschein nimmt, da schon das Zugangstor eine Sehenswürdigkeit genannt werden kann. Der Fürst pflegt in liebenswürdiger Weise jedem reisenden Europäer, der darum nachsucht, zu diesem etwa acht Kilometer weiten Ausflug einen Elefanten seines Marstalles zu leihen, und ich habe ein mir in dieser Weise zur Verfügung gestelltes Reittier auf der beigefügten Ansicht des Schlosses als Staffage benutzt, auf dessen Rücken der Gefährte meiner ersten Indienreise, der den Lesern meiner „Indischen Gletscherfahrten" wohlbekannte Gletscherführer Hans Kerer aus Kals, thront; Kamele, Ochsenkarren und ein indischer Feigenbaum, dessen Luftwurzeln der Erde zustreben, machen

Die Tauben auf dem Marktplatz in Dscheipur.

dies Bildchen zum Typus einer Radschputana-Landstraße. An dem Teich zu Füßen dieses Burgberges liegt ein Gebäude, in dessen Zellen sich die wissensdurstigen Fürsten von Dscheipur mit magischen Studien befaßt haben sollen, was wiederum von dem fortschrittlichen Streben der Dscheipur-Radschputen zeugt. In dem Teiche werden zahlreiche Krokodile gefüttert, deren für gewöhnlich nur wenig über dem Wasserspiegel hervorragende Schädelkrusten kaum von den im Teiche schwimmenden genarbten Baumstämmen zu unterscheiden sind.

Ein für die Eigenart der Radschputana sehr bezeichnendes Straßenbild bieten die hier und da bemerkbaren Jagdleoparden oder Tschitas und die kleinen, für die Hasenjagd dressierten Luchse, die der Zähmung wegen meistens mit einer Lederkappe über den Augen dicht an der Straße angefesselt werden, um schließlich vollkommen gleichgültig gegen alles zu werden, was um sie

Jagd-Leopard und für die Jagd gezähmter Luchs
auf den Tſcharpeu-Bettſtellen ihrer Wärter, mit denen ſie zuſammen ſchlafen.

herum geſchieht, und die ſchließlich ſelbſt die Tauben in Ruhe laſſen, die hier auf allen Straßen und Plätzen, wo ſie gefüttert werden, herumlaufen. Bei eben erſt im Fangeiſen erbeuteten Leoparden werden allerlei Tierquälereien, Hunger, unaufhörlicher Lärm und andere kräftige Mittel angewendet, das auf dem Bette ſeines Wärters gefeſſelte Tier ſeiner Wildheit zu berauben; am wirkſamſten ſoll die Maßregel ſein, vor dem armen Gefangenen, dem ja ſtets die Augen bedeckt ſind, eine Anzahl Weiber aufzuſtellen, die ihm ohne Unterlaß Tag und Nacht ſo lange in die Ohren ſchwatzen und ſchreien, bis er zahm iſt und ſeinem Wächter das Futter aus der Hand frißt; er folgt ihm dann wie ein Hund ſogar in das Bazargetümmel, wo ſich, außer Hunden, niemand viel um die feſſellos einherſchreitenden Raubtiere kümmert. Die radſchputiſchen Großen unterhalten ſich vorzugsweiſe gern durch die Jagd, wobei, falls ſie auf Antilopen gemünzt iſt, dieſe Jagdleoparden als Treiber und Jagdhelfer dienen. Da dieſe Tiere faſt ausſchließlich mit dem Blut, der Leber und den Eingeweiden von Antilopen gefüttert werden, entwickeln ſie außerordentlich ſcharfen Spürſinn, ſobald ſie in einem Tragkaſten auf das Jagdfeld geſchafft ſind und ihnen angeſichts eines in weiter Ferne äſenden Antilopenrudels die Binde von den Augen genommen iſt; ſie pürſchen ſich an die Herde von hinten heran, ſpringen dann dem Leitbock in den Nacken und jagen ſo das ganze Rudel den Gewehren der Jäger in Schußweite entgegen.

Parade-Elefant des Maharadſchah von Dſchodpur.

Moschee der fünfhundert Säulen in Ahmedabad.

Zwölftes Kapitel.

Mohammedaner-Residenzen in Indien.

Auf den europäischen Reisenden werden in Indien zunächst die größten und reinsten Eindrücke durch Erscheinungen hervorgebracht, die gar nichts mit dem eigentlichen, d. h. dem brahminischen Indien zu tun haben, nämlich durch Überreste jener Prachtbauten, die von den mohammedanischen Eroberern Indiens zu Ehren des Islam oder zur Verherrlichung ihrer eigenen Herrschermacht inmitten des unterworfenen Hinduvolkes errichtet wurden.

Für den, der Indien um seiner selbst und der Indier willen liebt, ist es ein wahrer Jammer, zu sehen, was für konfuse Begriffe manche der Indien durchhastenden Globe-Trotter in dieses Land mitbringen; ich habe es schwarz auf weiß gelesen, daß jemand sich damit brüstete, hurtiger als irgend ein anderer Indien und seine sights „durchgemacht" zu haben! Leider ist Papier aus gar zu geduldigem Stoffe geformt, sonst würde es sich gewiß zornlodernd sträuben, wenn literarische Großsprecher sich nicht entblöden, die drawidischen Tempel Indiens im Quartanerstil kurzweg als „kolossalen Mumpitz" und die Südindier ausnahmslos als „ekelhaft" abzutun; solche Schlagwortredner beweisen damit nur, daß sie dort bei vornehmen Eingeborenen wohl keinen Zutritt gefunden haben und über eine nur recht mäßige Begabung verfügen, sich in die Gedankenkreise dieser phantasievollen Völker zu versenken.

Mit dem Sammelwort „indische Tempel" werden von Weltbummlern, denen es ausschließlich auf immer neue Sensationen ankommt, alle erdenklichen Baulichkeiten samt und sonders in einen Topf geworfen, ohne daß sie sich die Mühe geben, die doch so leicht faßlichen Unterschiede der Bevölkerungsgruppen und ihrer Hauptkulte vor Antritt der Reise zu erfassen; ich würde mich glücklich

schätzen, wenn auch dieses Werk zur Klärung der Anschauungen über Indien und die Indier beizutragen vermöchte. Daß auf fachwissenschaftlichen Studiengebieten von keiner Nation Bedeutenderes geleistet wurde und wird, als von deutschen Linguisten, Archäologen und anderen Spezialforschern, ist bekannt, aber gerade weil diese höchsten Errungenschaften selten über die Gelehrtenkreise hinaus in das Publikum dringen, sind leichtfaßliche Schilderungen doch wohl nicht ganz ohne Nutzen und Zweck.

Ich müßte oft Gesagtes wiederholen und ein endloses, ermüdendes Kapitel schreiben, wollte ich die Überbleibsel aus der Glanzzeit der Mohammedanerherrschaft in Indien der Reihe nach durchgehen; ich möchte mich darauf beschränken, einiges vom Wesentlichsten herauszugreifen, was als Typus ganzer Gruppen gelten darf. Ich lade deshalb den Leser höflichst ein, mit mir in den klappernden Holzkasten zu steigen, der als Droschke vor dem Gasthof in Agra erscheint, und mich unmittelbar vor die Perle dieser Bauten im Sarazenenstile zu begleiten, vor die oder wohl besser vor den Tadsch.

Gartentor der Tadsch-Anlagen.

Fernab von der Stadt und Burg Agra, auf dem anderen Ufer des Dschamnaflusses, hält der Wagen vor einem Bau, der schon manchmal für das eigentliche Ziel, für den erwarteten „indischen Tempel" gehalten wurde, aber jeder auch nur einigermaßen Vorbereitete weiß, daß der Tadsch weder ein Tempel, noch von Indiern erbaut ist. Dieses Außentor, durch das wir in den Park des Tadsch eintreten, ist bereits eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges; doch wieviel Worte müßte ich verschwenden, um es mit allen Einzelheiten so deutlich zu bezeichnen, wie es durch das Bild mit einem Schlage erscheint! Mit wahrer Rührung und Dankbarkeit muß ich stets meiner photographischen Kamera gedenken, die mich in den Stand gesetzt hat, meinen Lesern wie mir selbst die äußeren Formen der bei diesem Bau aufgewendeten Bildnerkunst zu enthüllen, wobei ich bedaure, daß hier der Raum fehlt, die

stilisierten Blütenteile, die das Portal als Zierlinien umranken, oder die zu einem wundervoll gemusterten Bande durch- und ineinander geflochtenen arabischen Schriftzeichen, mit denen das ganze Tor in Gestalt von Koransprüchen umsäumt ist, in voller Treue wiederzugeben.

Wir treten aus dem draußen sengenden Sonnenglanz in die kühlen, schattigen Hallen des Tordurchganges, dessen entgegengesetztes Portal zugleich den Rahmen für die jenseits ausgebreitete Landschaft abgibt, für einen Anblick, der auf Erden nicht seinesgleichen hat und geradezu das Ideal jedes seine Kunst wahrhaft liebenden Landschaftsgärtners genannt werden muß.

Tadsch-Mahal in Agra.

Wie auf allen Gebieten der Kunst Einfachheit und Reinheit des darstellenden Empfindens immerdar das Größte und die edelsten Wirkungen schafft und unvergleichlich viel nachhaltiger erquickt und erhebt als ausgeklügelte Spitzfindigkeiten, so prägt sich auch dieser erste Anblick des Tadsch für alle Zeit in die tiefste Seele des Beschauers. Es ist nicht möglich, starres Material in erhabenere und zugleich anmutigere Formen zu zwingen, als durch diesen ungeheuren, mehr als 70 Meter hohen Bau, dessen schneeweiße, von bläulichem Geäder belebte Massen in den Jahren 1630 bis 1647 mit titanischen Kraftanstrengungen aus der Ferne herbeigeschafft, zusammengetürmt und schließlich mit den zierlichsten Linienführungen, über die der Formenschatz mohammedanischer Baukünstler verfügte, und mit Hilfe der kostbarsten Steine Indiens geschmückt wurden. Lebenden Wesen bauschmückende Motive zu entlehnen oder gar menschliche Figuren zur Ausschmückung von Kultusbauten zu verwenden ist dem Islam verboten, und deshalb sind den Mohammedanern brahminische Hindutempel dermaßen ein Greuel, daß z. B. der Eroberer Aurungzeb allen erreichbaren indischen Tierfiguren mythologischer Art die Köpfe weghauen ließ. Die Muster, in denen die Hauptumrisse des Tadsch durch Linienornamente aus stilisierten Blumengewinden oder Zweigen des Lebensbaumes hervorgehoben

sind, kehren überall in unerschöpflicher Abwechselung und Mannigfaltigkeit wieder, und werden auch mit Vorliebe auf den berühmten Marmorwaren Agras als Einlagen durch farbige Steine nachgebildet.

Es ist ziemlich gleichgültig, ob die Sage wahr ist, wonach ein genialer, seiner französischen Heimat eines Verbrechens wegen entflohener Juwelier oder ob ein italienischer Architekt der Urheber der Grundidee zu diesem wahrhaften Wunderbau gewesen sein soll, dessen Anlage, Abstufung und Begrenzung durch vier Minaretnadeln bei einem Blick aus der Vogelschau von der Zinne des Durchgangstores am klarsten zu Tage tritt; ebenso zweifelhaft ist es, ob der Baukünstler auf Anstiften des Bauherren, des gewaltigen Schah Dschehan, schließlich ermordet worden ist, um kein anderes Bauwerk von ähnlicher Pracht errichten zu können.

Unstreitig wurde die Absicht des Erbauers vollkommen erreicht, allerdings mächtig unterstützt von einer unübertrefflich feinfühligen gärtnerischen Verwendung von Zypressen und anderen ernst und schwermütig erscheinenden Baumgruppen, die sich nebst der Vorderseite des Baues auf der ruhig klaren Wasserfläche eines in Marmor gefaßten Beckens widerspiegeln, so daß der Marmorbau sich wie ein von Hoffnungsgrün umrahmtes, verkörpertes Ideal keuscher Reinheit vom blauen Himmelszelt abhebt. Dies alles im Verein mit der stadtfernen, weihevollen Stille des Ortes unterstützt die Wirkung dieser märchenhaften Schöpfung, die keinen geringeren Zweck hat, als fürstlicher Hochherzigkeit einen ewig dauernden Ausdruck zu geben; mit diesem Wunderbau suchte Schah Dschehan das Andenken an die geliebteste seiner zehn Gemahlinnen, an die Perserprinzessin Ardschmand Bonni Begum, zu ehren, die von ihm den Beinamen Mumtaz Mahal, d. h. die Auserwählte des Palastes, erhielt. Daß freilich neben deren irdischen Überresten nach seinem Hinscheiden auch die seinigen in diesem Mausoleum Ruhe finden sollten, lag keineswegs in den Absichten Schah Dschehans; er hatte vielmehr angeordnet, daß als Grabstätte für ihn ein nicht minder prächtiges Gebäude auf dem gegenüberliegenden Dschamna-Ufer errichtet werden sollte, ein letzter Wunsch, der von seinem Sohn und Nachfolger Aurungzeb mißachtet wurde, indem dieser es vorzog, die dafür hinterlegten Baukosten von etwa 40 Millionen Mark in die eigene Tasche zu stecken. Dieser Aurungzeb muß den Inbegriff eines asiatischen Tyrannen verkörpert haben, der sich nicht scheute, seinen eigenen Vater im Palast zu Agra einzukerkern, nachdem er ihn durch Übersendung des in eine Geschenkkiste verpackten abgehackten Kopfes seines Bruders Dara, der des Vaters Lieblingssohn war, zu Tode erschreckt hatte. Um das Urbild eines Franz Moor zu vervollständigen, soll er auch der zärtlichen Pflegerin des gefangenen Vaters, seiner Schwester Dschahanara Begum, einen Kelch voll Gift gereicht und sie so aus der Welt geschafft haben.

Marmorteller mit Einlage von farbigen Steinen. 1/12.

Einen Tempel oder eine Moschee soll der Tadsch also keineswegs vorstellen, wohl aber finden wir in Agra auf der anderen Flußseite einen der formenreinsten mohammedanischen Andachtsplätze, die Perl-Moschee, die nebst anderen Prunkbauten von mohammedanischen Herrschern innerhalb der einst fast uneinnehmbaren Burgmauern errichtet wurde.

Präsentierend tritt die Wache ins Gewehr, sobald der Wagen eines Europäers durch das gähnende Tor dieser zyklopischen Burgwälle donnert. Doch unsere Heiterkeit wegen dieser nicht gewohnten Ehrenerweisung wandelt sich beim Betreten des Hofes der Perl-Moschee in ruhige, reine Freude, denn mit Staunen sehen wir, daß diese mächtige Wirkung durch schier unglaublich einfache Architekturmittel hervorgebracht wird, indem hier kein anderes Motiv als die gerade Linie, der Halbkreis und die Kuppelwölbung benutzt und auf jeden äußerlichen Ausputz Verzicht geleistet wurde. Wenn freilich die glatten Marmorfliesen dieser Moschee sprechen könnten, auf denen sich die Gläubigen allabendlich in der Richtung nach Mekka niederbeugen, dann könnten sie erzählen von den Seufzern und dem Todesröcheln, das einst aus den darunter liegenden Grüften empordrang, wenn dort Scharen brahminischer Hindus dem Hungertode erlagen, die nicht willens waren, dem Befehl des Großmoguls zu gehorchen und gleich vielen ihrer Landsleute zur Fahne des Propheten zu schwören. Nur vereinzelt fielen später die Nachkommen der mit so gewaltsamen Mitteln zu Mohammedanern gemachten Hindus beim Nachlassen des fanatischen Druckes wieder dem Brahminentum zu, so daß unter den fast 300 Millionen Menschen, die Indien bewohnen, immer noch der beträchtliche Bruchteil von rund 50 Millionen aus Mohammedanern besteht.

Perl-Moschee in Agra.

Das ganze Leben und Treiben am Hofe der Moguls wird vor dem geistigen Auge lebendig, wenn wir die anderen Burghöfe durchschreiten und die riesige, an drei Seiten offene Marmorhalle erblicken, die als „öffentliche Audienzhalle“ oder Diwan-I-Am an gewissen Festtagen jedermann Gelegenheit bot, sich dem Antlitz seines Herrschers zu nahen, der dann von allen Großen seines Reiches unter Entfaltung eines für unsere Begriffe unerhörten Prunkes umringt war. Gegenwärtig lagern auf dem Platz, wo einst die malerischen Gruppen kriegerischer und siegreicher Mohammedaner ihrem Gebieter zujauchzten, Pyramiden von englischen Bomben und Kanonenläufen, die den

Hindus jederzeit die Mittel vor Augen führen sollen, denen die gegenwärtigen Herren der indischen Lande ihre Macht und ihren Reichtum verdanken. Zierlicher und intimer als die öffentliche Audienzhalle wirkt aber ein anderer inmitten eines Rosengartens ebenfalls aus Marmor erbauter Pavillon, der für Besuche von Fürstlichkeiten oder anderen Personen von Rang bestimmt war und Diwan-I-Khas, privates Audienz-Gemach, hieß. Ein Blick vom Söller dieser Halle an einem Sommerabend oder noch besser in stiller, linder Nacht hinaus in die weite indische Ebene, zumal wenn der Mond darüber steht und seinen Silberglanz über den Strom und den sich dahinter erhebenden Tadsch ausbreitet, gehört zu jenen zarten, delikaten Genüssen, die alle Mühen einer Indienreise vergessen lassen. Vergnügungsreisende besuchen übrigens Indien grundsätzlich nur in der kühlsten Jahreszeit, in deren frühen Morgen- und Abendstunden das Klima entzückend und auch tagsüber nicht wärmer ist als in manchem Sommer in Deutschland; mit Recht darf man erst über Hitze jammern, wenn man einen indischen Hundstagssommer auf seiner Höhe kosten mußte, und ebenso kann nur der sagen, er kenne Indien gründlich, der aus eigener Erfahrung die indische Regenzeit kennt.

Die Privat-Audienzhalle in Agra.

Neben den Mausoleen, Moscheen, Palästen und sonstigen Marmorbauten Agras verdient aber die etwa 35 Kilometer westlich von Agra in den Bergen liegende Sommerfrische und Nebenresidenz des gütigen, gerechten und gelehrten, schließlich aber sich selbst als Verkörperung des Sonnenbegriffs vergötternden Kaisers Akbar unbedingt ebenfalls einen Besuch, wäre es auch nur, um hier in Futti Pur Sikri zwar eine ähnliche, aber nicht in Marmor, sondern in feinkörnigem roten Sandstein ins Dasein getretene Kunstvollendung zu finden, die jedoch neben gigantischer Kraft und tiefernster Bedeutung zugleich nach dem Zierlich-Gefälligen in den Einzelheiten strebt; das Pantsch Mahal, ein luftiger Sommerpalast, dessen fünf Stockwerke fünf entscheidende kaiserliche Siege verherrlichen, zeigt diese mohammedanische Bauweise am schönsten.

Wenn von den Plätzen die Rede ist, an denen einst mohammedanische Eroberermacht zur glänzendsten Entfaltung gelangte, pflegt in einem Atem mit Agra der Name Delhi genannt zu werden. Auch in Delhi hielten die Moguls inmitten ihrer Palastgärten pomphafte Audienztage ab, doch auch in den dafür bestimmten Hallen erinnern nur noch köstlich ausgearbeitete Pfeiler

und mit wundervollen Steineinlagen verzierte Mauern an jene Tage fabelhaften Glanzes, wo im Fürstenpalaste zu Agra der Koh-i-Nor als wertvollster Edelstein, den die Erde trug, auf kostbarem Steinsockel prangte, wie er jetzt als schönster Stein in der englischen Königskrone funkelt, und erschreckend leer steht jetzt diese feenhaft geschmückte, von Gold strotzende Audienzhalle zu Delhi, in der der Fürst auf einem Goldsessel thronte, dessen Lehnen aus dem Diamantgefieder von Pfauen bestanden; doch auch dieser Pfauenthron blieb nicht im Lande, sondern wurde durch Nadir Schah nach Persien geschleppt, wo er noch jetzt den Mittelpunkt der fürstlichen Schatzkammern bildet. Besonders hier in Delhi gilt es, die Phantasie anzurufen und sich die wundervollen Steinmosaikböden dieser nun trostlos öden Hallen mit Prachtgestalten belebt zu denken, die man heute nur noch vereinzelt zu Gesicht bekommt, wenn man z. B. das Glück hat, einem großen Durbar oder Empfangstage eines indischen Fürsten beizuwohnen.

Dschuma-Moschee in Delhi.

Es drückt den Geist unsäglich nieder, in Delhi überall die Spuren jähen Schicksalswechsels zu sehen und tiefste Armut und unaufhaltbaren Verfall wahrzunehmen, wo im Mittelalter alle Schätze des Erdballs massenhaft zusammenflossen. Bezeigten die Mohammedaner der Stadt Delhi nicht Opferfreudigkeit genug, aus eigenen Mitteln für die Erhaltung ihrer aus rotem Sandstein erbauten großartigen Dschuma-Moschee zu sorgen, so würde diese wundervolle Moschee, die einen Schuh und ein Barthaar des Propheten, sowie einen von diesem selbst diktierten Koran umschließt, wohl ebenfalls bald nur noch eine Ruine sein, wie es deren auf den Trümmerfeldern um Delhi herum unzählige gibt; die Stadt wurde nämlich nach jeder der sich sehr oft wiederholenden Zerstörungen bald hier bald dort wieder aufgebaut, einmal sogar in plötzlicher Despotenlaune zu Gunsten eines anderen Ortes für einige Zeit als Residenz völlig aufgegeben.

Doch inmitten dieser entvölkerten Ruinen flehen die Mohammedaner zu Allah und seinem großen Propheten, und aus vielen Merkzeichen spricht die in Indien noch lange nicht erloschene zähe Lebenskraft des Islam. Mit welchem Ernst versammeln sich seine Anhänger an jedem Freitag in der Halle der Dschuma-Moschee zur Predigt, und wie qualvoll dicht aneinander gedrängt erfüllen sie am Id-Feste, aus ganz Nord-Indien herbeigeströmt, den ungeheuren Hof, in dem sich das Becken für die religiösen Abwaschungen befindet! Mit

welcher Inbrunst beugt sich dann jeder in dieser unabsehbaren Schar, sobald der Ruf Allah o Akbar, „Gott ist groß!", vom Minaret erschallt, dem Beispiel des Vorbeters folgend und nach West gerichtet, zweimal zum Erdboden nieder, so tief, daß die Stirn den Erdboden berührt! Fürwahr, wer solche Äußerungen einer alle mit gleicher Glut durchdringenden Glaubensfreudigkeit und unerschütterlichen religiösen Zuversicht wahrgenommen hat, der darf den Islam nicht als eine ohnmächtig werdende Lehre mißachten.

Wurden die Bewohner Delhis in älteren Zeiten durch die Einfälle der Mohammedaner gequält und geplündert, so litten sie im neunzehnten Jahrhundert nicht weniger durch die Eroberungsgelüste der Engländer, die sich im Jahre 1803 zu Herren der Stadt machten und ihren Stolz darein setzten, gerade von diesem Hauptsitz indischer Kaisergewalt aus im Jahre 1877 die Königin Viktoria als Kaiserin Indiens auszurufen, wie ja auch hier 1903 die Krönung König Eduards mit Aufwand von vielen Millionen gefeiert werden soll, während der hoffentlich das Gespenst der Hungersnot seine Würgerarbeit einstellt. Wenig will freilich zu diesem Stolze die historisch feststehende Tatsache passen, daß hier in demselben Delhi der letzte Kaiser von Indien samt seinen beiden Söhnen nach dem Fehlschlagen des indischen Aufstandes im Jahre 1857 durch ein Bubenstück ohnegleichen aus der Welt geschafft wurde. Grimmiges Entsetzen über die Skrupellosigkeit, der die englische Realpolitik ihre Riesenerfolge verdankt, muß jeden überkommen, der erfährt, wie unsagbar brutal und feige damals ein englischer Offizier diesen Kaiser Bahadur Schah und die beiden ebenfalls unbewaffneten jungen Prinzen aus nächster Nähe mit Pistolenkugeln niederknallte, als sie im blinden Vertrauen auf das feste englische Versprechen, daß ihr Leben geschont werden solle, aus dem Mausoleum Hamayans hervorkamen, das ihnen als sicherer Schlupfwinkel gedient hatte. An diesen Aufstand wird man in Delhi auf Schritt und Tritt gemahnt, sei es durch das von den Kugeln der Hindus zerschossene Kreuz einer Kirchturmspitze, sei es durch die Bresche, die die Engländer unter Aufopferung zahlreicher treugebliebener indischer Sipeutruppen in das Kaschmirtor sprengen ließen, um Delhi stürmen zu können.

Das düstere Mausoleum Hamayans gilt ebenfalls als eine Sehenswürdigkeit der ferneren Umgebung Delhis, weit mehr aber noch der rätselhafte Kutub-Minar-Turm, dessen Querschnitt eine höchst wunderliche Mischung spitzwinkliger Erker und Rundungen darstellt; über den Zweck und die Herstellung dieses Riesenturmes gehen die Ansichten der brahminischen und mohammedanischen Hindus weit auseinander, indem erstere behaupten, er sei ursprünglich von einem brahminischen Fürsten errichtet worden, damit seine Tochter früher als alle anderen Bewohner Delhis den Sonnenaufgang begrüßen könne, während die Mohammedaner versichern, er sei von Anfang an als Minaret erbaut und mit Koraninschriften verziert gewesen und nach und nach durch stetig schlanker werdende Aufsätze verlängert worden.

Das Ersteigen der 378 Stufen dieses Turmes gehört ebenfalls in das unabänderliche Programm jeder Gesellschaftsreise durch Indien. Doch hatten in

früheren Jahren viele Personen davor eine unüberwindliche Scheu, weil es hieß, daß sich in dem stets offenen Turme Leoparden und tolle Schakale zu verkriechen liebten; sind schon bei uns tolle Hunde keine harmlosen Tierchen, so können die in einzelnen Strichen Indiens häufigen tollen Schakale geradezu als Landplage gelten.

So umfassend die Aussicht der Turmzinne über die endlosen Ruinenfelder des alten Delhi auch ist, so erweckt doch eine nahe am Kutub-Minar sieben Meter aus der Erde ragende und gleichfalls mit dem Reiz des Geheimnisses

Ein Kaufmann und sein Schreiber.

umgebene blanke, nie vom Rost zerfressene und wohl bereits 1800 Jahre alte Eisensäule in weit höherem Grade das Interesse der Besucher. Nach hergebrachter Ansicht sollte dieser Schaft nämlich bis zum Mittelpunkte der Erde hinabreichen und dort einem Drachen durchs Herz gebohrt sein; ein brahminischer Fürst, der die Richtigkeit dieser Sage prüfen wollte, habe, so berichtet die Sage, trotz des Abratens der Brahmanen, diese Säule aus der Erde graben lassen und dabei festgestellt, daß sie nicht tiefer in der Erde steckte, als sie darüber hinausragte; da aber des untere Ende blutrot gefärbt war, wurde dieser als Frevel aufgefaßten und allgemein mißbilligten Tat die Schuld an dem bald darauf erfolgenden Untergange des Fürsten und dem Siege der andringenden Mohammedaner zugeschrieben.

Im großen und ganzen bilden die Straßenbilder in Delhi sowohl wie in Agra bei weitem nicht so reiche und fesselnde Figuren wie in der Radschputana.

Die Kaufleute, die Juweliere und Goldarbeiter haben ihre Läden zumeist auf der Hauptstraße, dem Tschandni-Tschauk oder Silberwege; da die Läden offen sind, kann man darin die nach unseren Gewohnheiten höchst unbequeme Art wahrnehmen, in der dort die Buchhalter zu schreiben pflegen. Auch hier klagten mir die Kaufleute über den beständig schlechter werdenden Geschäftsgang, da das indische Volk immer mehr verarme und keine Ersparnisse mehr machen könne, um sie in Gestalt von Schmucksachen aus edlen Metallen in die Hände ihrer sparsamen Hausfrauen zu legen. Für jemanden, der noch nicht lange in Indien ist, wird in Delhi besonders das Herumstreifen in Werkstätten der Goldarbeiter oder auch der Töpfer und die Erzeugung ihrer absonderlich geformten Gefäße eine fesselnde Augenweide bieten, nicht minder der Besuch des Platzes an der Dschuma-Moschee, wo die Kamel-Omnibusse aus allen Richtungen zusammentreffen, um ihre Bespannung zu wechseln; der obere Raum

Töpferwaren aus Delhi. 1/7.

dieser seltsamen Wagen dient zur Aufname des Gepäckes und zugleich zur Abhaltung der Sonnenwärme von dem unteren Teile des Wagens.

Als dritte im Bunde dieser einst unermeßlich reichen, nunmehr verfallenden Hauptsitze des Islam kann Ahmedabad gelten, das bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wohl den bedeutendsten Stapelplatz Indiens und Austauschplatz aller Erzeugnisse Asiens bildete. Wer freilich bereits die weit lebhafter in die Augen springenden Baudenkmäler Delhis und Agras gesehen, wird selbst von der Hauptmoschee Ahmedabads, die durch ihre zahllosen, in den verschiedensten Mustern ausgemeißelten Pfeiler berühmt ist, ebensowenig noch überrascht werden können wie von den schlichten, höchstens mit einer Zierleiste aus Perlmutter geschmückten Marmor-Sarkophagen, die an die Kinder und Gemahlinnen Ahmeds und seiner Nachfolger erinnern, jedoch ohne deren Namen auf die Nachwelt zu bringen oder sonst eine Inschrift zu tragen. Der Islam verschmäht angesichts des alle gleichmachenden Schicksals derartige Verzierungen der Grabstätten, und zieht es vor, auf den Gräbern der Frauen eine leere Schreibtafel, auf denen ihrer Gatten aber einen schreibschriftähnlichen Stab anzubringen, um anzudeuten, daß das Weib von Natur einem unbeschriebenen

Blatte gleiche, das erst durch die Einwirkung des Mannes Inhalt und Bedeutung empfange.

Wer aufmerksamen Auges an den morschen Ruinen der zunächst von den Mohammedanern und dann von den rachedürstend über die Moslems herfallenden brahminischen Mahratten zerstörten Gebäuden herumspäht, wird als dürftige Zeugen einstigen verschwenderischen Reichtums hie und da wahre Wunder kunstgewerblicher Leistungen ausfindig machen können; als Beispiel hierfür schalte ich das Bild eines aus Marmor gemeißelten Fenstergitters in der Vorderwand der Sidi-Seid-Moschee ein, um einerseits die entzückende Zierlichkeit

Gräber von Sultans-Gemahlinnen in Ahmedabad.

eines labyrinthisch verschlungenen und verzweigten Arabeskenmusters, aber auch um zugleich zu zeigen, wie von dieser einstigen stolzen Fassade nur ein Mauerrest übrig geblieben ist.

Wie jede größere gewerbtreibende Stadt Indiens hat auch Ahmedabad ganz bestimmte Industriezweige, die von alters her Ruf haben und auch heute noch ganz wundervolle Erzeugnisse liefern, wenngleich die Schönheit der einst in Ahmedabad gestickten Decken und Tücher von den heutigen erfindungsärmeren und empfindungsschwächeren Indiern nicht mehr erreicht werden kann, so daß vielfach ältere Muster Verwendung finden; besonders geschieht dies wohl seitens der Kunsttischler, die Kästchen aus duftendem Sandelholz zu schnitzen und diese mit in Elfenbein geritzten Zeichnungen oder bewundernswerten feinen Mosaiken aus winzigen Plättchen von Silber, Elfenbein, Korallen, Ebenholz und edlen Steinen zu belegen verstehen. Wenn auch die wirklichen

Meister dieser Technik nur Gutes herstellen, gibt es doch genug, die dem Zuge der Zeit folgen und wohlfeile Geräte ähnlicher Art, aber ohne jeden künstlerischen Wert auf den Markt bringen und versuchen, sie dem Fremden zu hohen Preisen aufzuschwatzen. Kein verlorenes Geld schmerzt so wie das Lehrgeld, das jeder Neuling für derartige Erfahrungen anlegen muß.

Schließlich aber darf in diesem Kranze Adschmir nicht fehlen, das, bereits im siebenten Jahrhundert von Mohammed Kassim bedroht, sich mit Hilfe tapferer Radschputen vier Jahrhunderte hindurch der Mohammedaner erwehren konnte, dann aber für lange Zeit zum Mittelpunkte des Islam wurde, der die alten, herrlichen Hindutempel der Dschainsekte durch Zerstörung oder Entfernung aller an den Brahminenkult erinnernden mythologischen Figuren in Moscheen verwandelte. Hier spielte sich im Jahre 1615 in einem Sommerpalast an den Ufern eines Sees eine der folgenschwersten Szenen der Weltgeschichte ab, indem Dschehangir inmitten einer prachtvollen Durbarversammlung seiner Großen zwischen zwei lebenden weißen Hirschen thronend den demütig Geschenke darbringenden Lord Roe empfing und den Engländern die bescheiden nachgesuchte Erlaubnis gewährte, in Indien etwas Handel zu treiben. Welch ein Gegensatz zu der neuen Zeit, wo es ein englischer Beamter fertig bekam, einige der am schönsten ziselierten Säulen aus dem Haupttempel herausbrechen zu lassen, um daraus einen Triumphbogen für den bevorstehenden Besuch des Vizekönigs in Adschmir zu bilden!

Fenstergitter aus Marmor-Filigran.

Auch im übrigen ist Adschmir der Hintergrund merkwürdiger, verklungener Geschehnisse, deren Wahrzeichen mehr und mehr verschwinden. Zu den seltsamsten gehören die ganz ungeheuren Kochtöpfe und bronzenen Riesenkessel, in denen wohltätige Reiche an hohen Festtagen wahre Puddingberge mit Reis, Mandeln und Butter kochen und den Armen der Stadt Adschmir zur Verfügung stellen ließen, die sich an diesem Tage wie im Schlaraffenlande gefühlt haben müssen.

Kein indischer Stamm hat den mohammedischen Eindringlingen in Indien mehr zu schaffen gemacht und wirksamer das Gegengewicht gehalten, ja sie

sogar öfter aufs Haupt geschlagen als die Mahratten, die neben den Radschputen und Sikhs die tapfersten brahminischen Hindus als Kriegerkaste umschlossen; selbst die englische Macht wäre gegen sie ohnmächtig gewesen, wenn nicht Uneinigkeit der Führer und Treubruch seitens der Mietssoldaten schließlich den Engländern die Besiegung der Mahratten ermöglicht hätte. Die wichtigste Mahrattenhauptstadt Gwalior liegt kaum zweihundert Kilometer südlich von Agra und darf als ein Glanzpunkt des vormaligen brahminischen Indiens den eben behandelten Sitzen einstiger mohammedanischer Macht und Pracht an die Seite gestellt werden.

Der zur Zeit des indischen Aufstandes in Gwalior regierende Maharadschah glaubte den ewigen Dank der Engländer zu verdienen, wenn er die Ausbreitung des Sipeu-Aufstandes in seinem Staat nach besten Kräften einzuschränken suchte; als Dank mußte er es dulden, daß die Engländer seine für uneinnehmbar geltende Felsenfestung während der Zeit des Aufstandes besetzten, diese Besetzung aber ganz aus Versehen bis zum Jahre 1885 ausdehnten, und die Feste nur gegen Zahlung einer Summe von einigen Millionen Rupien auslieferten; ebenso zufällig war die Burg inzwischen entwertet worden, indem in der Nähe Gwaliors bei Morar eine englische Garnison mit weittragenden Geschützen untergebracht worden, dagegen den Truppen des Maharadschah von den Engländern eine veraltete Bewaffnung vorgeschrieben worden war! Die Uneinnehmbarkeit der Festung war dadurch ebensosehr zur leeren Phrase geworden, wie der dem Fürsten zugestandene Titel der „Unabhängigkeit". Tatsächlich war das Festungsschloß nie mit Sturm und Gewalt, sondern stets durch Verrat und List eingenommen worden.

Zum Besuche dieser Burg hatte mir der Maharadschah Madodschi Rao Scindia einen seiner prächtigsten Elefanten geliehen. Es geschah das vielleicht als Erkenntlichkeit für einige Ratschläge, die ich ihm, einem wißbegierigen Amateurphotographen, gesprächsweise geben konnte, während er mir seine in wahrhaft fürstlichem Maßstabe angelegte Dunkelkammer und seinen pompösen Durbarsaal zeigte.

Der Besuch bei diesem Maharadschah, einem der angesehensten unter den indischen Fürsten, wird mir aus mancherlei Gründen unvergeßlich bleiben. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß an einem gewissen Tage des Jahres 1896 ein großer Durbar stattfinden würde und hatte auch die Erlaubnis erhalten, daran teilzunehmen. Ich freute mich unsagbar auf diese voraussichtlich überaus reiche Festversammlung indischer Großer und die damit verknüpfte Gelegenheit zur Aufnahme außergewöhnlich interessanter Porträts; frühzeitig machte ich mich auf den Weg nach dem Dschai Indar Bhawan-Palaste. Unterwegs verlor jedoch der Wagen, worin ich zu dem Durbar eilte, ein Rad, so daß ich einige Verletzungen davontrug und ein Aufenthalt entstand, der die für den Durbar angesetzte Zeit vollständig verschlang.

Als endlich mein Wagen vor dem äußeren Palasttore anlangte, kam mir bereits der endlose Zug hoher Herren entgegen, der sich noch fortwährend

unter lebhaftem Geräusch innerhalb des Schloßhofes ordnete und in Bewegung setzte. Ich sah auf den ersten Blick, daß hier von Bildermachen keine Rede sein konnte. Es war nicht statthaft, daß mein Wagen oder ich selbst an dem mir aus dem Tor entgegenflutenden Gewühl vorbeizukommen versuchte, und so blieb mir nichts anderes übrig, da eine Aufstellung des Apparates hart vor dem Tore weder schicklich noch möglich war, als alle diese ganz fabelhaft kostümierten Gestalten und abenteuerlichen Charakterköpfe der vornehmsten lebenden Mahratten an mir vorüberziehen zu sehen, ohne auch nur eine einzige dieser Figuren im Bilde festhalten zu können.

Doch nicht nur die Erscheinungen der Festteilnehmer grenzten durch die trotzig-verschlagene Eigenart mahrattischer Gesichtszüge und des kühnen Geschmackes in Kleidung und Turbanwicklung ans Wunderbare, auch die Art, wie die Herrschaften fortbewegt wurden, um sich von Gwalior aus über alle mahrattischen Gebiete zu zerstreuen, war so abwechslungsreich und phantastisch wie möglich. Ein wanderndes Museum so merkwürdiger, nie gesehener Transportwerkzeuge in Gestalt von Wagen und Karren, Sänften, Tragstühlen und Hängematten bewegte sich im Geschwindschritt an mir vorüber, daß ich, untätig in meinem Wagen stehend, sicherlich ein ganz verzwicktes Gesicht geschnitten habe; standen mir vor ohnmächtigem Grimm über dies nie wieder gut zu machende Mißgeschick Tränen in dem einen Auge, so strahlte gewiß das andere vor heller Freude über dieses ganz unvergleichliche, echt indische Schauspiel. Ich mußte mich bezwingen, nicht mit Gewalt die Träger der oft lächerlich winzigen Palankine aufzuhalten, weil ich solche Beförderungsmittel bis dahin ebensowenig für denkbar gehalten hatte, wie die Möglichkeit, daß so reiche, hochstehende Herren in für Europäer ganz unerträglichen Stellungen und mit stets untergeschlagenen Beinen die weitesten Reisen machen können. Die Fuhrwerke aller Klassen des Mahrattenvolkes lassen überhaupt alles an Bequemlichkeit vermissen; wie es z. B. der umstehend abgebildete reisende Greis fertig bekommt, in seiner engen Droschke sogar noch eine verschleierte Dame im Schoß zu halten, ist mir unfaßbar, dagegen begreife ich, daß der Kutscher auf der Deichsel kauern muß, um zu verhüten, daß das Pärchen das Übergewicht bekommt und mit dem ganzen Fuhrwerke nach hinten umkippt.

Unter diesem Widerstreit von Verdruß und Jubel langte ich bei dem Maharadschah an, der mich in seiner Art zu trösten versuchte, aber mit sichtlicher Verstimmung es nicht begreifen zu können schien, daß mich die Herrlichkeit seines Prunksaales, der dem eines venezianischen Palastes nachgebildet ist, ziemlich kalt ließ und daß mich alle darin angehäuften Kristallkronleuchter, seidenen Vorhänge, Gobelins und kostbaren Spieluhren nicht für die mir entgangenen Modelle zu entschädigen, ja nicht einmal zu reizen vermochten, eine einzige photographische Platte dafür anzulegen.

Es würde eine mächtige Abhandlung erfordern, wollte ich die sich bei meinem Ritt nach der jetzt unbewohnten Burg darbietenden Architekturbilder zu beschreiben versuchen. Die zwischen den fünf Torwegen liegenden Fels-

wände, längs deren sich der steile Pfad auf die Höhe der Zitadelle hinaufzieht, und vor allen Dingen die mit blauen Emailleverzierungen bedeckte Hauptfassade des mehr als tausendjährigen King Pal-Palastes, sind so überladen mit Säulen und Gesimsen, Denkmälern, Wandbildern, Altären und anderem Ausschmucke, daß ich, um meine Leser nicht zu ermüden, nur die beiden großartigsten Überreste aus jenem Zeitabschnitt erwähne, wo die Dschains die Gebieter dieses nun völlig verlassenen Burgschlosses waren und die Hochebene, auf der das Schloß stand, mit auserlesenen Tempeln bebauten. Auch hier hat fana-

Wagen mit drei Insassen in Gwalior.

tische Zerstörungslust mohammedanischer Eroberer, denen die Felsenfeste vom Jahre 1019 bis zum Zusammenbruch der Mogulmacht gehörte, diese köstlichen Bauwerke, den kreuzförmig gebauten Adinath- und den mächtig in die Höhe aufragenden Deli Mandal-Tempel durch Verstümmelung aller mythologischen Figuren und durch sonstige Gewalttaten beeinträchtigt, ohne jedoch diesen wunderbaren Architekturschöpfungen die Eigenart des Baugeschmackes der Dschainsekte rauben zu können, die in jeder Richtung nach möglichster Vollendung und Reinheit sowohl in ihren Schöpfungen wie in der Ethik ihrer Gedankenwelt trachtet. Keine andere aus dem Brahminentum hervorgegangene Religionsgemeinschaft hat sich selbst so strenge Gesetze gegeben, wie die Dschains, die stolz darauf sind, daß der Religionslehrer des Fürstensohnes Sakya Muni,

des späteren Buddha, zu ihrer Gemeinde gehörte. In ihrer Schonung jedes Lebens, wo immer es sich offenbart, schreiten diese Frommen nie anders dahin, als angetan mit einem Leinenläppchen vor dem Munde zum Zurückhalten herumschwirrender, beim Sprechen oder Atmen leicht in den Mund geratender Insekten und ausgerüstet mit einem Wedel von Pfauenfedern, um mit größter Schonung die Tierchen von einem Platze fortzufegen, auf dem sich der Dschain niederzulassen beabsichtigt.

Auch die steilen westlichen Felsabstürze des Urwahi-Tales sind durch die schon in den ältesten Zeiten hochentwickelte Bildnerkunst der Dschains mit zahlreichen aus den Felsen herausgehauenen Figuren von Tirthankar Adinath, dem Stifter der Dschainlehre, und seinen Sendboten verziert worden, doch wurden auch diese von den Moslems arg beschädigt.

Kamel-Omnibus.

Kaiser-Bagh in Laknau.

Dreizehntes Kapitel.

Brandungsplätze des indischen Aufstandes.

Ich glaube nicht, daß je irgend ein europäischer Indienreisender so unfreiwillig und unbeabsichtigt ein Bad im Gangesstrom genommen hat, wie der Verfasser dieses Werkes. Ob freilich das heilige Gewässer dabei auch meine Sünden wie bei den darin badenden brahminischen Hindus fortgewaschen hat, wage ich nicht zu behaupten.

Um zu sagen, wie ich zu diesem Gratisbade gekommen bin, muß ich etwas weiter ausholen.

In der Absicht, ein ansehnliches Bild von der Uferumgebung des Sutti Tschaura Ghat in Kahnpur aufzunehmen, hatte ich mich auf einen in das Wasser hineingebauten Mauervorsprung gestellt und den umfänglichen Apparat auf einen festen Dreifuß aufgeschraubt, oder genauer gesagt, ich hatte ihn von meinem Diener festschrauben lassen und stand nun abwartend daneben, um bei geeigneter Gelegenheit die Aufnahme zu machen.

Die Badezeit war vorüber, und es befanden sich nur wenig Badende an dem in den früheren Morgenstunden von brahminischen Badegästen wimmelnden Ufer, und außer mir war niemand auf dem gemauerten Vorsprung, dessen oberer Rand etwa zwei Meter über der Wasserfläche lag, und auf dem sich während der Zeit der religiösen Waschungen Büßer oder sonstige fromme Hindus unter riesigen Sonnenschirmen aufzuhalten pflegen. Ich hatte gerade diese Zeit für den Besuch Kahnpurs gewählt, weil an dem folgenden Tage, einem Hindu-Festtage, hier ein großartiges Zusammentreffen von Büßern aus allen Teilen Indiens zu erwarten stand. Es war bereits eine stattliche Anzahl solcher sonderbarer Heiliger eingetroffen, die sich in der prächtigen, zu diesen Badestufen führenden Allee niedergelassen hatten, umringt von anderen Pilgern oder Einwohnern der Stadt.

Diese Allee und dieses Sutti Tschaura Ghat, wo ankommende und abgehende Gangesboote anzulegen pflegen, müssen für jeden einigermaßen mit indischen Begebenheiten Vertrauten ein wehmutsvolles Interesse haben und bewegten auch mich bei meinem Aufenthalt im innersten Gemüte. Diese schattige Allee war am 27. Juni 1857 die Todesstraße gewesen, worauf die englische Besatzung Kahnpurs, die sich 23 lange Tage gegen die aufständischen Sipeus unter Nana Sahib in einem baufälligen Hospital tapfer verteidigt und gehalten hatte, an den Strom flüchteten, um sich nach Allahabad einzuschiffen; sie vertrauten dabei auf das Versprechen freien und bewaffneten Abzuges, das ihnen Nana Sahib gegeben hatte, als er anfing, einen siegreichen Ausgang seiner Sache zu bezweifeln. Übermannt von dem Wunsche, an den verhaßten, nach Gold und Land lüsternen Fremden volle Rache zu nehmen und durch ihre Ausrottung für alle Zukunft ein warnendes Exempel zu stiften, ließ er sich jedoch zum Wortbruch hinreißen, verbarg einige hundert indische Schützen und ein paar Kanonen in den Büschen beim Einschiffungsplatze und ließ, nachdem er den Engländern nebst ihren Frauen und Kindern den Rückzug durch jene Allee abgeschnitten hatte, ein mörderisches Feuer gegen die bereits in die Boote steigenden Flüchtlinge eröffnen; nur vier Personen entrannen dem Gemetzel, um die Trauerkunde davon nach Allahabad zu bringen und eine Rache-Expedition nach Kahnpur in Bewegung zu setzen. Wie diese britischen Rächer später an Schuldigen und Unschuldigen gewütet haben, indem sie jeden erreichbaren Teilnehmer oder Zuschauer der furchtbaren Mordtat unter gräßlichen Qualen umbrachten, vermag keine Feder zu beschreiben. Freilich mußte ihr Rachedurst beim Anblick eines tiefen, nunmehr überdeckten Brunnenschachtes, der jetzt durch einen Marmorengel mit den Palmen des Märtyrertums und des Sieges in den Händen geschmückt ist, aufs äußerste erregt werden, da in diesen Nana Sahib die ermordeten Frauen und Kinder hatte hineinwerfen lassen, unter denen sogar einige noch Zeichen des Lebens von sich gegeben haben sollen. Es steht jedoch fest, daß von den Hindus keine anderen Schandtaten an diesen beklagenswerten Opfern des Aufstandes verübt wurden.

So erschütternd dieses furchtbare Gemetzel von Kahnpur auch ist, darf man doch nicht vergessen, daß frühere Kriegszustände in Indien noch weit fürchterlichere Grausamkeitshandlungen asiatischer Heerführer im Gefolge hatten, auch wird oft übersehen, daß es sich bei diesem ganzen Aufstande keineswegs nur um eine Empörung wegen irgend welcher Kleinigkeiten handelte; oft wird z. B. das beim damaligen Laden erforderliche Abbeißen der mit einem Gemisch von Rinds- und Schweinetalg eingefetteten Patronen, das brahminischen wie mohammedanischen Sipeus gleich widerlich sein mußte, als Grund der Meuterei angeführt, in Wahrheit stellte aber diese wohldurchdachte, jedoch ungeschickt und übereilt durchgeführte Erhebung der indischen Soldateska den letzten krampfhaften Ausbruch indischen Nationalgeistes dar, der sogar die sonst stets gegeneinander gehetzten Hindus und Moslems zu einer einzigen, um Befreiung des heimischen Bodens ringenden Macht vereinigte, deren Niederschlagen den Engländern bei aller

Tapferkeit, nur durch außerordentliche Glücksfälle gelang, wobei es für sie von größtem Vorteil war, daß einige der mächtigsten indischen Staaten, wie z. B. Nepal, von dem ich später viel zu reden habe, sich nicht dem Aufstande gegen England anschlossen, sondern diese Macht sogar unterstützten. Die wahre Ursache, wodurch der schon seit langen Jahren gärende Groll zum gewaltsamen Ausbruch gereizt wurde, war die ebenso unberechtigte wie brutale Annektierung des Königreichs Audh mit den beiden als große Garnisonen ins Auge gefaßten Hauptstädten Kahnpur und Laknau, sowie die Entthronung des Königs von Audh unter der Begründung, daß der sittenlose Lebenswandel dieses Königs von den Engländern nicht mehr länger geduldet werden könne! Selbst maßgebende englische Stimmen haben diesen rechtlosen Länderraub als einen unverantwortlichen Fehler bezeichnet, und nirgends weniger als beim Untergang des Königreichs Audh können die Engländer von einer ehrlichen Eroberung sprechen.

Diese furchtbaren Zustände und Ereignisse lagen mir im Sinn, als ich jene mit so viel Blut getränkte Stelle am Gangesufer mit prüfendem Blicke überschaute.

Ich hielt es zunächst für eine Täuschung meiner erregten Sinne, als es mir schien, daß in der Allee und in der Umgebung des Ghats eine allmählich zunehmende Bewegung der dort bisher ruhig verweilenden Massen einträte, ja, daß sich diese dann sogar in der Richtung auf mich und meinen Standpunkt hin fortzupflanzen begann. Noch ehe ich mich in der Besorgnis nahenden Unheils von meinem weit in den Flußlauf hineingebauten Standplatz, auf dem mich von drei Seiten Wasser umgab, fortbegeben konnte, war die von der Landseite her stetig gegen mich anschwellende und langsam vorwärts drängende Menschenwoge so weit vorgerückt, daß nur noch wenige Quadratmeter Raum um mich herum von nackten Büßern und anderen Pilgern in allen erdenklichen Trachten frei blieben. Die Leute in den vordersten Reihen, die ich immer energischer zum Stillstehen zu veranlassen trachtete, um nicht mit meinem Apparat schließlich in das hinter und neben mir in der Tiefe vorbeiflutende lehmige Gangeswasser gedrängt zu werden, machten mir durch nicht mißzuverstehende Gesten klar, daß sie gegen den von hintenher ausgeübten Druck der Nachdrängenden vollkommen machtlos seien. Ich befand mich demnach in der verzwickteſten Lage, die man sich vorstellen kann, da gar keine offene Gewalttat gegen mich vorlag, und weil die Leute ihre Annäherung ganz gut mit hochgradiger Neugier wegen meines ihnen auffallenden Hantierens mit dem Apparat entschuldigen konnten.

Mein mohammedanischer Diener, dessen Anwesenheit auf dem nur für Gläubige bestimmten Platze nicht weniger als die meinige den zu festlichen Zeiten stets besonders empfindlichen Hindus gewiß ein gewaltiger Dorn im Auge gewesen war, hatte sich gerade am Ufer etwas zu schaffen gemacht und war durch die nicht etwa drohend wild, sondern scheinbar fast unfreiwillig vorwärts schiebende schnatternde und gestikulierende Menge von mir abgedrängt und gehindert worden, sich wieder mit mir zu vereinigen.

Ich wußte mir tatsächlich keine Rettung. Vor allen Dingen suchte ich die Taschen zu retten, in denen sich die Kassetten mit meinen bisherigen Aufnahmen befanden; diese hängte ich um die Schulter, schraubte dann die mächtige Kamera für 24×30 Centimeter-Platten vom Stativ, nahm sie in die linke Hand und versuchte, mit Hilfe des Stativs wie mit einer im rechten Arm gehaltenen Lanze eine Lücke in die mich nunmehr beinahe berührende Menschenmauer zu treiben und mir dadurch einen Ausweg ins Freie zu bahnen.

Doch versuche nur einmal jemand, sich durch eine aufgeregte und unberechenbare Masse von mindestens tausend Menschen ohne Verübung häßlicher Gewalttaten zu drängen! Als Nichtengländer wollte ich es nicht auf einen brutalen Boxkampf mit britischen Untertanen ankommen lassen, sondern rückte zollweis der äußersten Mauerkante näher, bis mir kein anderer Ausweg übrig blieb, als mein Gesicht gegen die Angreifer zu wenden, und mit all meinen sieben

Mit Asche von verbranntem Kuhdünger weißgepuderte Büßer.

Sachen, Kamera, drei Kassettentaschen, Stativ, Dunkeltuch und Sonnenschirm in das Wasser zu springen, worin ich bisher keinen Badenden wahrgenommen hatte. Sobald ich auf diese Weise und nicht einmal, wie die Taschenspieler zu sagen pflegen, „ohne alle Apparate" von der Bildfläche völlig verschwunden war, kam die ganze Menschenmenge sogleich ins Stocken.

Ich fühlte sofort, daß ich nur mit dem einen Fuß auf den Boden des nur etwa metertiefen Wassers aufstieß, der andere trat auf etwas zum Glück ziemlich Weiches und Rundes, was sich als ein Teil des Rückens eines älteren Hindus entpuppte, der während seines Bades oder vielleicht auch aus Neugier wegen dieses noch nie dagewesenen Schauspiels gerade in diesem Augenblick unter jenen Mauervorsprung geraten war; der arme Mann schreckte jedenfalls nicht schlecht zusammen, als ich, ohne seine Gegenwart zu ahnen, auf ihn heruntergesaust kam!

Trotz der Überzeugung, daß mein umgeknickter Fuß zum mindesten eine böse Verstauchung, wenn nicht gar einen Bruch davon getragen hatte, konnte ich

doch nicht umhin, eine gewiß ganz fürchterlich klingende homerische Lache aufzuschlagen, als ich das verdutzte Gesicht des nackten, alten Hinduknaben im Wasser neben mir auftauchen sah, der sich zitternd und stöhnend seinen glatten braunen Rücken mit beiden Händen zu massieren begann.

Mich krümmend und schüttelnd vor verdrießlichem Lachen, schleppte ich humpelnd meine Gerätschaften an dies durch unvergleichlich tragische Ereignisse berüchtigte Gestade, schickte dann den Diener nach meinem etwa einen halben Kilometer entfernt stehenden Wagen und fuhr zum nächsten englischen Militärarzt, um meinen Fuß bandagieren zu lassen; ich vernahm dort, daß ich ihn nach mehrtägiger völliger Schonung wieder einigermaßen würde gebrauchen können.

Zunächst fuhr ich nach dem Bahnhof, um meine übrigen dort zurückgelassenen Gepäckstücke abzuholen und damit nach einem Hotel zu kutschieren. Als ich aber bemerkte, wie hübsch sich das rege Getümmel bei den hier häufig verkehrenden Zügen vom Warteſaale aus beobachten ließ, schlug ich darin mein Feldbett auf und hatte dadurch ein vortreffliches Mittel gegen die sonst bei derartigem Zimmerarrest unausbleibliche Langeweile gefunden. Die Krämer der Stadt machten mir mit ihren indischen Erzeugnissen in dem Warteſaal unablässig ihre Aufwartung, auf den Bahnsteigen folgte ein fesselndes Bild auf das andere, und auf der anderen Seite des Gebäudes drängte sich von früh bis spät eine neugierige Menge von Pilgern und Teilnehmern an dem großen Hindufeste, die den weder ins Wasser gefallenen, noch ins Wasser geworfenen und doch unfreiwillig in den Ganges geratenen Sahib anstaunen wollten. Zu guter Letzt fand sich auch jener würdige Hindu ein, der mir als Sprungpolster gedient hatte, um sich ein kleines Schmerzensgeld für seinen bedenklich angeschwollenen Rücken auszahlen zu lassen.

Auch allerhand Gaukler und ein berühmter Wahrsager sprachen bei mir vor und vertrieben mir mit ihren Künsten die Zeit, so daß sie wie im Fluge verrann. Mit wahrhaft verblüffender Sicherheit erzählte mir der fortune-teller allerlei Vorkommnisse meiner bisherigen Reise; dann verriet er mir Dinge, die der Gegenstand meiner Korrespondenz mit den indischen Behörden gewesen waren und wußte auch, wieviel und was für Banknoten ich in der Brieftasche hatte, so daß ich schon anfing, an die Existenz spiritistischer Wunder zu glauben. Schließlich wollte der Chiromant einen Haupttrumpf ausspielen, indem er behauptete, in meiner Hand würde das erscheinen, was ich mir am lebhaftesten wünschte! Nachdem ich für dieses verlockende Kunststück ein beträchtliches Extrahonorar bezahlt hatte, trieb er mit meiner Handfläche einigen Hokuspokus, untersuchte nochmals ihre Linienverästelung, drückte sie dann leise mit der seinigen und bat mich, die Uhr in die andere Hand zu nehmen und erst nach drei Minuten die untersuchte Hand anzusehen, in der dann das von mir Gewünschte erscheinen würde; hierauf beeilte sich der große Mann, seine Habseligkeiten in einen Beutel zusammenzuraffen, hastig seine Salam-Verbeugungen zu machen und seinen Abschied zu nehmen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die verzauberte Hand rasch zu öffnen und fand auf ihrer Fläche

das mit frischer schwarzer Farbe gedruckte Wort money! Mit blitzschnellem Griff packte ich den Gaukler beim Handgelenk, zerrte seine zusammengekrallten Finger auseinander und entdeckte in seiner Hand das darin anscheinend mittels eines Stempels aufgetragene Spiegelbild jenes Wortes, das er in der meinigen als Inbegriff meiner Wünsche zum Vorschein gebracht hatte.

Nachdem ich diesen Vermittler der Geisterschrift entlarvt hatte, vertraute mir auch der Aufwärter des Wartesaals, der meinem Diener nicht hold zu sein schien, daß er beobachtet habe, wie der Zaubermann in der letzten Nacht meinen Diener längere Zeit im geheimen ausgeforscht, auch in meinen Briefschaften herumgekramt und darin studiert hätte — eine Aufklärung, die mich über den gewaltigen Eindruck, die die wunderbare Wahrsagerei tatsächlich auf mich gemacht hatte, fast schamrot werden ließ.

Als echte Garnisonstadt bietet Kahnpur alle Unterhaltungen einer solchen, also namentlich Sportübungen, Bälle, Picknicks und dergleichen; die zum Gedächtnis der Ermordeten begründeten Parkanlagen, in die kein Eingeborener jemals den Fuß setzen darf, gehören zu den schönsten Gärten in Indien und ließen mich mit Wehmut von diesem Orte scheiden.

Ruine der Gesandtschafts-Residenz in Laknau; rechts Denkmal, in der Mitte Erinnerungskanone.

Auch in Laknau, der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Audh, fehlt es nicht an Erinnerungszeichen, daß die im Aufstandsjahre 1857 darin weilenden 1700 Europäer nebst 500 indischen Dienstboten und Soldaten bei einem Haare genau von demselben Schicksale ereilt wurden, wie jene in Kahnpur eingeschlossenen; hier in Laknau hatte jedoch der Befehlshaber Lord Lawrence, in der Voraussicht, daß sich die Indier nicht ohne Widerstand völlig zertreten lassen würden, für ausreichende Vorräte gesorgt, eine Maßregel, die der Kommandant von Kahnpur, Sir Hugh Wheeler, in unbegreiflicher Verblendung völlig außer acht gelassen hatte.

Es gibt wohl nur wenig Orte auf der Welt, die so melancholisch zu stimmen vermöchten, wie die absichtlich als zerschossene Ruine erhaltene Residenz, worin der Gesandte Englands an dem einst so üppigen, glanzvollen Hofe des Königs von Audh lebte und worin sich die Europäer gegen den Ansturm der Aufständischen verschanzten. Durch zahlreiche Inschriftstafeln und Denkmäler wird man auf Schritt und Tritt an die von den Belagerten fast fünf heiße indische Sommermonate hindurch erlittenen Qualen, die namentlich für die

geängstigten Frauen und Kinder furchtbar gewesen sein müssen, und an den unermüdlich tapferen Widerstand der Verteidiger unter Sir Lawrence erinnert, ein Widerstand, der in solchen Fällen freilich nie ganz allein dem militärischen Pflichtgefühl, sondern eben so sehr dem Selbsterhaltungstrieb auf Rechnung zu setzen ist; andererseits gibt es keinen unberechtigteren Erfolg der englischen Realpolitik und keine grundlosere, gesetzwidrigere Annektierung als eben die des Königreichs Audh, die in der Brust vaterlandsliebender Indier einen Grimm ohnegleichen erwecken und die schon lange schlummernden Empörungs- und Rachegedanken zum Ausbruch treiben mußte.

Wird man so von widerstreitenden Empfindungen gequält, wenn man die letzte Ursache alles hier in entsetzlichen Greueltaten vergossenen Blutes und die Verherrlichung der erfolgreichen gegenwärtigen Herren des Landes erwägt, so enttäuscht andererseits auch die fabelhafte Pracht und Ausdehnung der Bauten, die in Laknau zunächst das Auge fast blendet. Namentlich wenn man aus Agra und Delhi an diesen Sitz mohammedanischer Herrschergewalt kommt, vermißt man bald die dort für Kultus- und Palastbauten verwendeten edlen Stoffe, den mit kostbaren Steinen eingelegten Marmor und feinkörnigen roten Sandstein, an deren Stelle hier getünchtes und reich mit Stuck verziertes Mauerwerk getreten ist. Statt vornehmer Würde und gediegener Einfachheit spricht hier aus den meisten baulichen Erscheinungen eine ungesunde, auf Augenverblendung gerichtete Effekthascherei und Sucht zu glänzen. Eine geradezu beispiellose Platzverschwendung hat namentlich bei der Anlage einer als Kaiser-Bagh oder Kaiser-Garten zusammengefaßten Gruppe von Schlössern und Gebäuden gewaltet, aber noch viel befremdlicher ist der seltsame Baustil, der dabei aus der Mischung italienischer, indischer, maurischer und chinesischer Motive zu Tage trat. Freilich hat sich Wadschid Ali Schah nicht lange des Besitzes dieses erst 1850 mit einem Kostenaufwande von 15 Millionen Mark

Hof der Imambara-Moschee in Laknau.

fertig gestellten Kaiser-Baghs freuen dürfen, da er bald darauf von den Engländern seines Thrones beraubt wurde; wohl um sie, die ihn wegen seines lasterhaften Lebenswandels entthront hatten, zu ärgern, ließ er sich dicht bei Kalkutta nieder, um mit Hilfe seiner Pension dort ein schwelgerisches Müßiggängerleben ohnegleichen zu führen und sich dabei in keiner Weise um die Engländer zu kümmern.

Noch für geraume Zeit wird der Kaiser-Bagh, diese beinahe wie eine Ausstellung theatralischer Dekorationsstücke wirkende Zusammenhäufung von Schlössern und Villas, Moscheen und Minarets, Gärten und Wasserkünsten inmitten von Prunktoren und stattlichen Mauern, ein Zeichen dafür sein, daß Indien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts das rechte Feld für talentvolle Abenteurer war. Der Begründer dieser und anderer nicht minder auffallender Bauwerke in Laknau wie z. B. der bizarren Martinière, einer für mehrere tausend Schüler eingerichteten Unterrichtsanstalt, namens Claude Martin, war tatsächlich als einfacher französischer Soldat nach der französischen Kolonie Ponditscheri gekommen, dort Korporal und schließlich nach einer Reihe der wunderbarsten Schicksale oberster Feldherr und Ratgeber des Königs von Audh geworden; er wußte den König zur Einführung eines von ihm erdachten neuen indischen Baustiles zu überreden, der namentlich in Martins eigenem Wohnsitze Konstantia in einer fast sinnverwirrenden Weise Anwendung fand.

Imambara-Moschee in Laknau.

Laknau macht ganz den Eindruck, als ob es ein Versuchsfeld für kühne Architekten gewesen sei, und wirklich wurde es dazu durch ein Preisausschreiben des Nawab-Wuzir Asuf-ud-Daulah gemacht, der seinen Namen durch Schaffung

eines Bauwerkes von noch nie dageweſener Herrlichkeit zu verewigen trachtete; ihm verdankt Laknau ſeit etwa 120 Jahren die große Imambara-Moſchee, zu der man durch das prächtige Tor Rumi Durwaga und über einen ungeheuren gepflaſterten Hof emporſteigt, der an mohammedaniſchen Feſttagen von Gläubigen überfüllt iſt. Doch weit mehr noch als am Tage kommt die bereits etwas verwitterte, aber ebenſo kühn wie in den Einzelheiten zierlich konſtruierte Moſchee mit ihren beinahe endloſen, von zahlreichen Kuppeln gekrönten Arkadengängen zur Geltung, wenn bei ſolchen Feſten dieſe Arkaden wie alle anderen Hauptlinien des Baues durch farbige Lämpchen und andere Illuminationskörper hervorgehoben und erhellt werden; im Scheine unzähliger Fackeln und Raketen werden dabei prächtig mit brennenden Kerzen illuminierte und mit Flittergold geputzte Modelle anderer berühmter Moſcheen in Indien zwiſchen der Hoſſinabad Imambara und dieſer Großen Imambara in Triumphprozeſſionen hin- und hergetragen.

Hindufrauen, dahinter Bettler; in der Ferne das Fort in Allahabad.

Neben Laknau und Kahnpur hätte auch der Regierungsſitz der Nordweſtprovinzen, die außerordentlich raſch wachſende Garniſonſtadt Allahabad in dem Aufſtande von 1857 eine hervorragende, ja ſogar vielleicht die entſcheidendſte Rolle geſpielt, wenn es den Indiern gelungen wäre, das durch Kaiſer Akbar mit Sandſteinbaſtionen verſtärkte uralte Fort zu erobern, in das ſich ſämtliche Europäer in größter Beſtürzung und ohne Vorräte zurückgezogen hatten, und das die Schiffsbrücke über den Ganges ſowie die Zuſammenflußſtelle dieſes Stromes mit der Dſchamna beherrſcht. Zum Glück für die Belagerten gelang es einigen in Gewaltmärſchen anrückenden Kolonnen des General Neil die Belagerer auseinander zu treiben und, trotzdem eine ausbrechende Cholera-Epidemie 40 % ſeiner Mannſchaften hinwegraffte, von hier aus zum Entſatze Kahnpurs zu eilen, wo freilich ſeine Hilfe zu ſpät kam.

Jede Einmündungsſtelle eines Fluſſes in einen anderen erſcheint den Hindus als ein heiliger Platz, beſonders wenn dabei eine ſo ungeheuere, in der Regenzeit einem See gleichende Waſſerfläche entſteht wie bei der Vereinigung des Dſchamna-Stromes mit dem heiligen, den größten Teil des

heißen Indiens mit Wasser versorgenden Ganges, wodurch der Umkreis von Allahabad in einen fruchtbaren, grünenden Garten verwandelt wird. Auch glauben die Hindus, daß sich noch ein anderer unsichtbarer, unmittelbar vom Himmel stammender Wasserlauf, der Saraswati, an dieser Stelle mit dem Ganges vermählt. Seit den ältesten Zeiten wurden deshalb Pilgerfahrten nach dieser Stelle unternommen, und beim Magh Mela-Feste im Januar bevölkern sich die dann sandigen, in der Regenzeit aber überschwemmten Ufer mit badelustigen Pilgern, Priestern, Büßern, Bettlern oder Händlern mit Lebensmitteln und Leckereien, Spielzeug und Schmucksachen, die für ihre Buden an bevorzugten Stellen einen sehr beträchtlichen Platzpacht zu erlegen haben.

Ich denke mit einigem Verdruß an meinen ersten Aufenthalt in Allahabad zurück, weil ich damals noch nicht die kleinen Kunstgriffe herausgefunden hatte, mit deren Hilfe ich mir später lästige uninteressante Volksmassen fernhielt, die sich häufig an den von Europäern besuchten Orten in der Hoffnung auf Backschisch vor photographische Apparate zu drängen versuchen. Das wirksamste dieser Hilfsmittel besteht darin, daß man die Entfernung von dem Gegenstand, den man eigentlich aufnehmen will, aber den man so wenig wie möglich beachtet, taxiert und den Apparat auf irgend einen in diesem Abstand, aber in ganz anderer Richtung befindlichen richtet und einstellt. Unfehlbar wird der nirgends fehlende Haufen müßiggehender Jungen und Bettler sich in dieser Richtung ansammeln und sogar an diesem Sammelplatz verbleiben, selbst wenn man die Kamera bald hier- bald dorthin und dabei in die Richtung des wirklichen Zieles dreht. Durch diesen recht widerwärtigen Janhagel wurden mir gerade hier einige der wunderlichen Büßer verdeckt, die in Indien immer seltener werden und die ich erst später im Lande Nepal in größerer Anzahl antraf; nirgends als hier habe ich, aber nur im Jahre 1890 und nicht mehr bei späteren Besuchen, einen Büßer gesehen, der drei volle Stunden mit dem Kopf nach unten über einem Feuer aus gedörrten Kuhdüngerscheiben an einem Gestell aus Bambusstämmen hin- und herpendelte, wobei er sich, wenn es ihm zu warm wurde, mit Hilfe der Unterschenkel wie ein Trapez-Akrobat emporzog, so daß er nicht mehr mit den Fußgelenken, sondern mit den Kniekehlen in den gepolsterten Ringen an den Seilenden hing.

Viktualienhändler am Dschamna-Ufer bei Allahabad; in der Ferne das Fort und die Eisenbahnbrücke.

Diese Bußübung wurde dadurch allerdings erleichtert, daß das Haupthaar fest mit einem Tuche umwickelt und dann ebenso wie der Körper mit einem dicken Brei aus Asche mit Wasser übertüncht wurde, der bald zu einer schützenden Kruste erstarrt.

Wie Pilze nach Regenwetter erstehen an solchen Badefestplätzen große Sonnenschirme, unter denen Brahmanen kauern, um Gläubigen das Haar abzuschneiden, wovon jedes abgeschnittene und in den Strom geworfene einer Sünde gleichkommt, die dadurch vom Haupte und Sündenregister des sündigen Menschen verschwindet; andere malen den Wallfahrern nach vollzogenem Bade saubere Tilaks auf die Stirn oder wirken als Anführer, um nicht zu sagen Bademeister bei den verschiedenen Badeformen, wobei sie den Pilgern nicht nur die religiösen Tauchungen, Gurgelungen und Güsse vormachen, sondern dabei auch die auf diese Verrichtungen bezüglichen Stellen aus den Wedas hersprechen, wozu Angehörige niederer Kasten nicht befugt sind.

Pilger nach dem Bade.

An allen Badeplätzen und Wallfahrtsorten findet auch ein lebhafter Handel mit Götzenbildern statt, von denen die größeren von Angehörigen einer besonderen indischen Bildhauersekte aus Ton hergestellt und bunt angemalt, die kleineren aber aus Bronze gegossen sind; wie man sagt, werden solche neuerdings als Massenartikel aus englischen Fabriken nach Indien eingeführt, nachdem die alten, schön gearbeiteten mythologischen Figuren längst dem armen Volke von Sammlern, namentlich in Zeiten von Hungersnot und Teuerung, weggekauft und in alle Welt verschleppt wurden.

Nächst der Höhle, die tief unter dem Waffenmagazin der Festung aus den Felsen herausgearbeitet ist, und die ursprünglich den Buddhisten, später bei den Einfällen der Mohammedaner brahminischen Hindus als Tempel gedient hat und die noch mit rotbemalten Lingam-Idolen gefüllt ist, verrät noch ein anderes Wahrzeichen die alte Heiligkeit Prajagas, wie Allahabad zu Zeiten des frommen buddhistischen Königs Asoka genannt wurde; dieser hat, wie an anderen zahlreichen Stellen Indiens so auch hier, ums Jahr 250 eine etwa 50 Meter hohe, mit weisen Lehren gezierte Denksäule oder Lat errichtet, und auch eine kleinere Säule dieser Art soll wie der Lat des Asoka als Sonnenuhr gedient haben.

Das Serai mit den drei Mausoleen der Gemahlin des mohammedanischen Fürsten Jehandschir und ihrer beiden Söhne möchte ich nur deshalb kurz erwähnen, weil der praktische Sinn der Engländer den Raum über dem Grabe der Mutter in einen Billardsaal verwandelt hat; ebensowenig darf man sich wundern, an anderen mit Marmorplatten belegten Grabplätzen berühmter indischer Fürstlichkeiten, die jetzt als Picknick und Ausflugsorte beliebt sind, Tafeln mit dem Verbote zu erblicken: Das Tanzen auf diesen Gräbern ist nicht erlaubt!

Vielfach und wohl auch mit Recht ist der Vorschlag gemacht worden, den Sitz der Regierung aus Kalkutta nach Allahabad zu verlegen, dessen gesunde Lage in ziemlich gleicher Entfernung von den bedeutendsten Städten Indiens dafür so günstig wie möglich wäre. Jedenfalls gibt es keine andere Stadt in Indien, die einen so europäischen Anstrich besitzt wie Allahabad, dessen ungeheure auf sechzehn mächtigen Pfeilern über die Dschamna führende Eisenbahnbrücke den hier zusammenkommenden Hindus als ein in die Augen fallender Beweis europäischer Überlegenheit auf technischen Gebieten erscheinen muß.

Asoka-Säule als Sonnenuhr.

Weber im Zuchthause in Benares.

Vierzehntes Kapitel.

Am Ziele aller Hinduwünsche.

In Benares zu weilen, dort in die entsündigenden Fluten des Ganges niederzutauchen oder nach dem Ableben an den Ufern dieses heiligsten Stromes von den Flammen verzehrt zu werden, das ist der Inbegriff des Wünschenswerten für den wahren Hindu, der auf die Ziele modernen Europäerstrebens, soweit sie ihm als Luxus, Genuß und materieller Gewinn erkennbar sind, mit derselben Verständnislosigkeit wie auf die gesamte Lebensweise der Europäer herabsieht.

Ich muß ganz offen bekennen, daß mich Benares beim ersten Besuch etwas enttäuscht und weit weniger gefesselt hat, als bei späterer Wiederkehr; es ging mir mit dem Hindutum, wie mit einer fremden Sprache, von der man wohl ein paar Wörter versteht, die man aber noch nicht ausreichend zu sprechen vermag, so daß man sich fortwährend über den Mangel an Kenntnissen und über begangene Schnitzer zu ärgern Ursache hat. Jetzt erst, nach vier Indienreisen, halte ich auch Benares für eine der allerinteressantesten Städte Indiens, und gerne würde ich noch einmal für längere Zeit dorthin zurückkehren, seitdem ich unter den dortigen Brahmanen Männer kennen gelernt habe, die sehr wohl begreifen, warum uns die Begleiterscheinungen des entarteten brahminischen Kultus anstößig und widerlich vorkommen müssen. Freilich wollen solche vornehme Brahmanen mit Geduld und Ruhe aufgesucht sein, denn sie meiden ganz besonders die in geräuschvollen Massen auftretenden Globe-Trotter und sind nicht zwischen dem lästigen Bettlergesindel zu finden, das die Vergnügungsreisenden auf Schritt und Tritt verfolgt.

Vor allen Dingen muß man aus der inhaltsreichen Geschichte dieses Ortes die Umstände kennen, die der Entthronung des Königs von Benares,

Tscheit Singh, im Jahre 1780 voraufgingen, die Hinterlist, mit der ihn der englische General Warren Hastings überrumpelte, und die flammende Beredsamkeit, mit der dieser Fürst nach seiner Flucht seine indischen Standesgenossen vergeblich zu einträchtigem Zusammenhalten und gemeinschaftlichem mutigen Vorgehen gegen die Eindringlinge zu beschwören versuchte. Wer je das etwa sieben Kilometer von Benares entfernt am jenseitigen rechten Gangesufer liegende Radschah-Schloß Ramnagar besucht hat, wird erfahren haben, mit wie fürchterlichen Mitteln dort die englischen Soldaten gehaust und der Mutter des Fürsten und seinen Gemahlinnen ihre Kostbarkeiten und Schmuckstücke abgepreßt haben. Es ist Tatsache, daß Warren Hastings in diesem Schlosse nicht weniger als fünf Millionen Mark erbeutete, daß der Anführer der Truppen, Major Potham, 700000 Mark, seine Offiziere 100000 Mark und jeder Soldat 30000 Mark mit sich davontrugen!

Erst wenn man all dieses weiß, wird man die jetzige äußere Armseligkeit dieses Palastes begreifen; aber noch unendlich viel wichtiger ist es, sich an die ungeheuren Umwälzungen zu erinnern, die Benares durchgemacht hat, daran zu denken, daß etwa sechshundert Jahre vor Christi Geburt der indische Fürstensohn Sakya Muni hierher gepilgert kam und sich bei Sarnath in der Nähe von Benares niederließ, um jene die Hindus vom Joche des tyrannischen Brahminentums erlösenden Lehren zu predigen, die ihren Verkünder zum gottähnlichen Buddha verklärten und ihren Siegeslauf durch ganz Indien und einen großen Teil Asiens nahmen.

Doch die mehr als ein Jahrtausend hindurch als Hort des Buddhismus geltende Stadt Benares wurde ebenso wie das übrige fast gänzlich buddhistisch gewordene Indien durch die unermüdlichen Brahmanen ihrer Hierarchie zurückgewonnen und im Laufe der Zeit sogar zum gefeiertsten Sitze dieses Kultus, an dem nicht weniger als 25000 Brahmanen anwesend zu sein pflegen; daß es den Brahmanen durch die unablässige Versicherung, Buddha sei nichts anderes als eine neue Inkarnation einer brahminischen Gottheit gewesen, gelang, die gefahrdrohend angeschwollene Macht des Buddhismus zu brechen, ist mindestens ebenso staunenswert wie der Lebensgang des Religionsstifters Buddha und dessen Riesenerfolge.

An diese überwältigend bedeutsame Umwandlung mußte ich erinnern, damit die uralten Reste buddhistischer Bauten in der Nähe dieses nunmehrigen Brahminensitzes Benares nicht befremden, der nach Vorstellung der Hindus gleich einer Lotosblüte aus dem Dreizack des Gottes Schiwa erblüht sein soll, ja sogar als eine Verkörperungsform dieses Gottes betrachtet wird. Es ist demnach kein Wunder, daß hier fast alles nur auf den Schiwakultus Bezug hat. Der einzige große Tempel, der dem anderen Hauptgott der Hindus, dem Wischnu, gewidmet war, liegt in Trümmern, und auf diesen hat der siegreiche Großmogul Aurungzeb am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die schlanken Minarets einer Moschee erstehen lassen, die dem Ankömmling bereits von

weitem auffallen und die einst weithin verkünden sollten, daß der Islam auch hier den brahminischen Hindukultus zu Boden geschmettert habe.

Doch diese Tage sind nun vorübergerauscht, und auf die Fremdherrschaft der Mohammedaner folgte eine andere, die klug genug ist, die Hindus nach ihrer Art selig werden zu lassen, sie in ihrem Kultusbetrieb nicht zu stören und damit zufrieden zu sein, daß die Steuern aus Indien pünktlich nach England abfließen.

Auch die Sehenswürdigkeiten von Benares möchte ich, als schon häufig geschildert, nicht der Reihe nach umständlich beschreiben, sondern nur durch einige Beispiele meinen Lesern näher bringen.

Eine häufig für Brahmanen gehaltene Horde zungenfertiger Fremdenführer treibt die eintreffenden Reisenden tagaus tagein mit übertrieben dienstfertiger Hast aus den übelduftenden Ställen der heiligen Kühe im geräuschvollen „goldenen Tempel" zu dem in keinem besseren Geruch stehenden Tempel der heiligen Affen, von den blendenden Badetreppen zu dem sumpfigen Erlösungsbrunnen, bis der betäubte und übersättigte fremde Reisende froh ist, den ganzen Tumult im Rücken zu haben — obgleich er oft den Wald vor Bäumen nicht gesehen hat.

Pfiffig, wie der Hindu nun einmal ist, bemüht er sich nämlich, den im stillen tiefgehaßten Europäer möglichst wenig an diejenigen Stellen gelangen zu lassen, an denen das indische Leben ungesehen die vollsten, schönsten aber auch zugleich zartesten Blüten treibt. Jedenfalls büßt durch das Gebaren der brahminischen Barkenführer die Kahnfahrt längs der Badeplätze, die Glanznummer jedes indischen Reiseprogramms, unendlich viel an Reiz ein. Angeblich fehlt es dafür bald an Fahrzeugen, bald an Fährleuten. Der Reisende ahnt es nicht, wie sich, indem er die entzückend kühlen Morgenstunden verschläft oder unwirsch verwarten muß, die Physiognomie des Gangesstrandes zu seinen Ungunsten ändert. Während im Scheine des Mondes, im Schimmer der aufdämmernden Morgenröte nur Vertreter der höchsten Kasten, Radschahs und Brahmanen, edle Frauen und zarte Mädchen, in hellfarbige Musselintücher gehüllt, in das Wasser hinabsteigen und das Gangesnaß aus goldenen oder silbernen Lotaschalen in vorgeschriebener Gießweise über ihre Glieder rieseln lassen, unbekümmert um das sonst in Benares so streng beobachtete System der Frauenabschließung, werden von Stunde zu Stunde die Badenden minderwertiger. Sind nach Sonnenaufgang nur noch armselige, verkümmerte Gestalten der letzten des Volkes an den Ufern zu sehen, dann läßt der listig lächelnde Hinduführer den Europäer großmütig dieses dürftige Schauspiel genießen, so daß dieser häufig genug seiner Enttäuschung gereizten Ausdruck verleiht. Daß die eben erwähnte Abschließung nur ehrbare Frauen und nicht die dreist aus ihren Fenstern lugenden öffentlichen Tänzerinnen betrifft, versteht sich von selbst.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem Besuche der Tempel. Wohl sieht der Reisende genug derselben und darinnen widerliche, unsaubere Bettler und

Sanyaſſis, „Leidenſchaftsloſe“,
im Begriff ſich als Klausner in die Einſamkeit zu begeben.

Tempeldiener niederen Ranges in Hülle und Fülle, aber die Tore der geheimnisvollen „Nonns“ und „Tirthas“, der Zufluchtsorte der im innersten Herzen indisch fühlenden und deshalb europäerfeindlichen, bald nur noch in Legenden vorkommenden Büßer aus den vornehmeren Klassen des Volkes bleiben ihm verschlossen.

Zu einer der allermerkwürdigsten Stellen dieser Art möchte ich den geneigten Leser führen. Das Kloster, in dem sich dieser Platz befindet, hat historische Bedeutung, denn hier verbarg sich — am Schlusse des achtzehnten

Lingam- und Yoni-Idole mit opfernden Brahmanen.

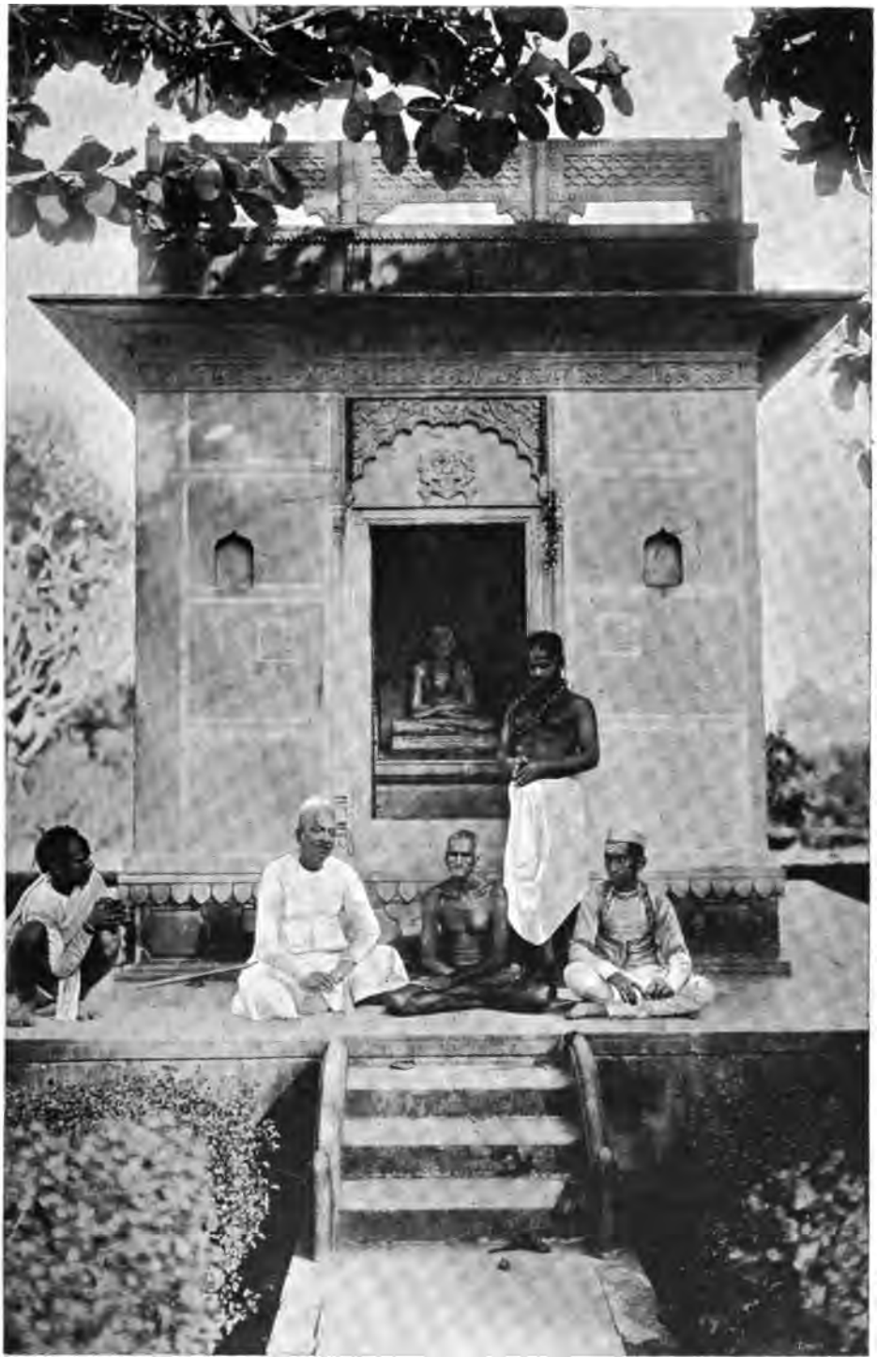
Jahrhunderts — Tscheit Singh, der letzte unabhängige Radschah von Benares, auf der Flucht vor Warren Hastings, dem stahlharten, rücksichtslosesten Draufgänger der englisch-indischen Handelskompagnie, der mit einigen Dutzend auf ihre vorzügliche Bewaffnung vertrauenden englischen Abenteurern diesen unermeßlich reichen, weichherzigen Hindufürsten aus seinem Palaste vertrieb.

Hier inmitten dieser Schiwa-Idole, dieser alten, steinernen Lingamsäulen, die seine Brahmanen so oft in andächtigen Opfern mit Gangeswasser, mit Milch und geschmolzener Butter begossen hatten, wie es auf der Abbildung eben die mit heiliger Kuhdüngerasche bestäubten Büßer tun, deren nie beschnittenes Haar fast bis zu den Füßen hängt, inmitten all dieser Lingams, die er so häufig mit Jasminblüten bekränzt hatte, fühlte der fromme Hindufürst sich sicher; er wußte, daß selbst ein Warren Hastings nicht wagen durfte, dem Verbot der

Brahmanen zu trotzen und dieses Heiligtum zu betreten, ohne eine unstillbare Volksraserei heraufzubeschwören.

In diesem Nonn bringen betagte Mitglieder gewisser Hindusekten zwölf Tage mit Verehrung des Lingam-Idols und anderen Kultushandlungen zu, die von Benares als Sanyassis hinausziehen wollen, als „Leute, die freiwillig alles hinter sich gelassen haben", die auf ihren weltlichen Besitz und alles Entbehrliche, was das Leben schmückt oder angenehm macht, verzichten wollen, um ihre Tage fortan unter einem heiligen Banyanbaum oder in einer einsamen Schlucht als entsagungsvolle Klausner in Gedanken an das höchste Wesen zu beschließen. Die auf dem Bilde sitzenden Männer sind sämtlich derartige Sanyassis vornehmer Herkunft, die ich nur mit der Aufbietung meiner ganzen Überredungsgabe bewegen konnte, mir zu diesem Bilde zu sitzen. Einst im Vollbesitz aller Glücksgüter schwelgend, wandern diese Asketen von hier aus in die Einsamkeit: eingehüllt in das baumwollene Tuch, in dem sie nach dem Ableben verbrannt zu werden wünschen, oder auch vollkommen nackt, eine Kette von Fruchtkernen um den Hals, mit deren Hilfe sie die Zahl der von ihnen gemurmelten Puranastrophen feststellen, auf der Schulter ein zum Nachtlager dienendes Antilopen- oder Leopardenfell und in der Hand die Bettlerschale, die Lota, aus der sie während des Bades das Wasser über Kopf und Schultern gießen, so ziehen sie davon; ein stützender Stab ist ihnen nicht vor dem sechzigsten Jahre erlaubt.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten dieser Art hat sich nach einem sehr bewegten Wanderleben bei Benares in der Nähe des von jedem Reisenden mit besonderer Neugier besuchten Affentempels niedergelassen, dessen in erschreckender Zahl sich vermehrende Insassen zwar nicht durch Töten, wohl aber von Zeit zu Zeit durch Abschieben auf eine unbewohnte Insel vermindert werden. Auch in diesem Falle habe ich bemerkt, wie verschieden ein und dieselbe Erscheinung zu wirken vermag. Einen verdrehten alten Narren titulieren diesen hochbetagten Swami Bhaskarananda Saraswati sehr respektslos die einen, während ihn andere, ähnlich den Hindus, beinahe wie einen zum Gott Gewordenen verehren, entzückt von dem milden Greisenblick, mit dem dieser aus vornehmsten Verhältnissen stammende Asket über die Nichtigkeit aller materiellen Glücksgüter und Genüsse predigt; damit sich aber die ihn in seiner Einsamkeit Aufsuchenden nicht nur nach seinen Worten sondern auch nach seinen Taten richten können, beschränkt er seine Kleidung auf nichts und seine Mahlzeiten auf die denkbar schmalsten Bissen streng pflanzlicher Kost. Fast unaufhörlich von Hindus besucht, die der Ruf seiner Heiligkeit und der schon durch seine Berührung bewirkten wunderbaren Krankenheilungen anzieht und die, wie die auf dem Bilde bei ihm weilenden, häufig hohen Ranges sind, sitzt dieser Verkörperer der Lehre Salomos: „Es ist alles eitel!" in Hitze und Regen inmitten des prächtigen „Gartens der Glückseligkeit" vor einem Sandsteinpavillon, in dem sich seine ihm von einem reichen Gönner geschenkte Marmorstatue befindet; auch diese zeigt die von ihm beständig beibehaltene, uns höchst



Paribrajakacharya Sri Bhashkaranand Saraswati Swami,
ein wegen seiner Bedürfnislosigkeit und beständigen Versenkung in das höchste Wesen als heilig verehrter, wundertätiger Jogi in Benares. Hinter ihm das vom Fürsten Sri Bal Madhab Sing von Amiti im „Garten des Glücks" errichtete Marmorbildnis des Heiligen.

Szene am heiligen Ganges in Benares;
links ruft ein Brahmane die aufgehende Sonne an.

qualvoll erscheinende Sitzweise eines geistlichen Lehrers. Selbst zu den Bemerkungen lebenslustiger Spötter lächelt er mild, indem er ihnen kopfschüttelnd zuflüstert: „Alles, was uns umgibt, ist nicht Wirklichkeit, sondern nur ein Traum!“ Bereits mit siebzehn Jahren galt dieser Mann für einen der größten Sanskrit-Gelehrten Indiens, und mit stillem Lächeln zeigt er die in seinem Stammbuch eingetragenen Namen berühmter Besucher.

Nicht allein in so kritischen Zeiten schwerster Heimsuchung, wie sie nun schon jahrelang über das ausgesaugte, einst so reiche Indien dahinziehen, nein, jahrein, jahraus pilgern unzählbare Massen sehnsuchtsvoller Hindus nach Benares, das für viele der Ort wird, „von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“. Schwerkranke und Sterbende lassen sich in größter Eile nach Benares schaffen, und mittelst Eisenbahnen, Schiffen, Palankinsänften oder Ochsenkarren, wohl auch auf dem Rücken von Elefanten und Kamelen werden sie aus allen Richtungen herbeigebracht, um angesichts des über dem Spiegel des heiligen Gangesstromes aufstrahlenden Tagesgestirnes ihre Augen zu schließen und alsbald dort verbrannt zu werden; der Tod verliert seine Schrecken für den Hindu durch die Gewißheit, daß die in seinem Körper „zu Schmerz und Lust gefügten Atome“ nach dem Ableben in Aschenform der heiligen, das heiße Indien bewässernden und fruchtbar machenden Flut der „ewigen Mutter Ganga“ anvertraut werden.

Will der Leser mit mir diesen Verbrennungsplatz Manikurnika-Ghat oder burning-ghat, wie der Engländer sagt, besuchen? Der Anblick erfordert nur dann außergewöhnlich feste Nerven, wenn in Zeiten verheerender Pestilenzen unaufhörlich neue Massen von Leichnamen zur Einäscherung durch die Flammen herbeigeschafft werden.

Langsam rudert unsre Barke an den Treppen oder Ghats vorüber, die aus morschen Tempelhallen und den zerbröckelnden Palästen indischer brahminischer Fürsten, deren Namen sie tragen, zum Flußbett hinunterleiten. So treiben wir vorbei am Radschah Pottia Ghat und am Ghat des Radschah von Indor. Während des ganzen Nachmittags liegen diese Marmor- und Sandsteinstufen verödet, auf denen nur bei Sonnenauf- und -niedergang ein unabsehbares Kommen und Gehen von Badenden wogt. Hie und da hocken unter riesigen Sonnenschirmen aus Bambusgeflecht ein paar nackte Büßer, die durch unabläßiges Starren in die Sonne oder ähnliche Andachtsübungen fast blödsinnig geworden sind.

Unweit des schimmernden Palastes des Radschah von Nagpur herrscht reges Leben; wir nähern uns dem Verbrennungsplatz der Toten. Rauchwolken qualmen empor und tragen die furchtbaren Düfte von verbranntem Fleische und versengtem Haar zu uns herüber.

Die Fährleute stemmen die Ruder in den Strom, damit ich die Uferszene vom Schiffsbord aus aufnehmen kann. Doch wo sind die fast weihevollen Vorstellungen geblieben, die man sich gewöhnlich vom indischen Scheiterhaufen nach phantasievollen Malereien zurechtmacht, die ihn so oft als das

hehre, gemeinsame Flammengrab des Hindu und seiner ihm freiwillig folgenden Witwe verherrlicht haben?

Zahlreiche Steinplatten und Obelisken erinnern an jene Satis, die bis zum Jahre 1830 hier zusammen mit den toten Gatten lebend verbrannt wurden, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob deren „Freiwilligkeit" durch Niederdrücken mittelst Stricken und Hebebäumen befördert wurde, während gellende Muschelhörner und rasender Trommellärm etwaige Hilferufe der Unglücklichen übertönten.

Da stehen am lehmigen Gangesufer ganze Reihen etwa zwei Fuß hoher Stöße aus Scheiten von Mango oder für Wohlhabende aus wohlriechendem Sandelholz, in denen bereits die Leichname verpackt sind, wobei man die Zipfel des Turbantuches über den Rand des Scheiterhaufens herüberhängen ließ; einige Dhums, Parias niedrigster Sorte, sind beschäftigt, trockenes Stroh zwischen die Holzscheite zu stopfen und mit geschmolzener Butter zu begießen, damit der Holzstoß Feuer fängt, sobald ihn der nächste männliche Anverwandte des Verstorbenen abgewandten Gesichts mit einer Fackel aus Sandelholz berührt hat.

Ungewöhnlich, für unser Gefühl sogar verletzend, ist alles, was mit dem sterbenden Hindu geschieht. Stirbt er innerhalb seines Hauses, so wird er, in ein weißes oder gelbes rotgesprenkeltes Laken gewickelt, auf einer rohen Bahre aus dem Hause getragen, aber gewöhnlich nicht durch die Tür, sondern durch ein in die Wand geschlagenes und dann schnell zugemauertes Loch, damit die abgeschiedene Seele keinen Rückweg zu den Hinterbliebenen finden und sie nicht beunruhigen kann. In eiligem Trabe schleppen die Träger, beständig Sat hei! Sat hei! keuchend, die Leiche an das Gangesufer, wo sie einige Zeit, auf der Bahre festgebunden, so niedergelegt wird, wie es das Bild zeigt, damit der Verstorbene zum letzten Male von den Wellen des Stromes bespült und von der Sonne beschienen werden kann. Daß gerade dadurch die heiligen Wellen die Seuchen verbreiten, ahnt der Hindu in seiner Einfalt nicht. Verschied der Kranke aber in unmittelbarer Nähe dieses gebenedeiten Ufers, so wird eine Handvoll Gangesschlamm auf die erbleichenden Lippen gedrückt. Schließlich wird der Tote auf der Bahre zwischen die Holzknüttel oder, falls der Verstorbene zur Brahmanenkaste gehörte, zwischen die gedörrten Kuhdüngerscheiben des Scheiterhaufens verpackt und in der vorhin geschilderten Weise entzündet.

Der Holzstoß links steht bereits in vollen Flammen; wo aber weilt der Leidtragende, der sie entfachte? Dort kauert er gelassen — links oberhalb des Scheiterhaufens — neben dem Gedenkstein einer Sati, während ihm nach Hindusitte ein Barbier das Haar spiegelblank vom Kopfe rasiert. Hat er auf diese Weise seinem Verlust Ausdruck gegeben, so schmaucht er mit den anderen Verwandten in aller Gemütsruhe eine gemeinschaftliche Hukawasserpfeife, in die zur Feier des Tages etwas Opium zwischen den Tabak gemischt ist und wartet gleichmütig, bis der Holzstoß heruntergebrannt ist; dann sammeln die

Verbrennungsplatz der Leichen in Benares.

Links oben wird ein Leidtragender rasiert, unten wird ein in das Leichentuch gehüllter Körper vom heiligen Ganges bespült.

Hinterbliebenen die nicht völlig verbrannten Gebeine, begießen sie mit Milch und geschmolzener Butter und versenken sie schließlich in einem Tonkrug in den Ganges. Häufig schickt man den Krug auch zu diesem Zwecke mit einer Gesellschaft von Wallfahrern nach Hardwar oder noch höher in das Himalajagebirge hinauf zu einem Tempelplatz in der Nähe der Quellen des heiligen Stromes, der dort oben aus dem wilden Haargelock des auf den Berggipfeln thronenden Gottes Schiwa entspringen soll, wo dieser sich in seiner eisstarrenden Hochgebirgsheimat mitleidsvoll des auf der glühend heißen, ausgedörrten indischen Ebene schmachtenden Hinduvolkes erinnert; die Verehrer Wischnus dagegen glauben, daß die Quellen des Stromes unter den Fußtritten ihres im Vikunthaparadiese wandelnden Gottes hervorrieseln, der Ganges also unmittelbar vom Himmel herabkommt. —

Wir rudern ans Land; unser Wagen rasselt durch die engen Bazargassen. Wohl bergen die winzigen Läden oder, richtiger, die darin aufgespeicherten Truhen die fesselndste Augenweide. Kinkobs, lockere Brokatstoffe, die zur Kleidung für Elfen geschaffen zu sein scheinen und schon seit dem Altertume berühmt sind, Stickereien, wie sie das Hochzeitsgewand einer Feenkönigin nicht reizender zieren können und andere kaum zu schätzende Kostbarkeiten vermögen die besseren Händler auf unsere Bitten aus unscheinbaren Kisten hervorzuzaubern, falls sie uns so hoher Gunst überhaupt für würdig erachten. Minderwertige Ware wird uns dagegen überall aufdringlich angepriesen, doch ist dies meist nur aus Europa eingeführter Messingkram, der sich mit den besseren Benaresbronzen und ihrem überaus kunstvoll und sauber ausgestichelten Figurenschmuck gar nicht vergleichen läßt.

Gelegentlich befinden sich auch wohl hervorragende Meister in der Herstellung derartiger seit den ältesten Zeiten als Spezialerzeugnisse der Stadt Benares bekannten Bronzegeräte unter den Sträflingen der beiden riesigen Zuchthäuser, die den aus ganz Indien in Benares zusammenströmenden Hindus Achtung vor den englischen Gesetzen beibringen sollen und die „Central-Jail" und „Distrikt-Jail" heißen.

Die langen Hallen dieser Gefängnisse stehen in kreisrunden Höfen, die von radialen Mauern durchzogen sind und durch deren militärisch besetzte Tore der Verkehr zwischen den Gefangenen bei etwaigen Meutereien sofort gesperrt werden kann. Nur die Oberleitung liegt in den Händen weniger Europäer, die eigentliche Aufsicht ist Sträflingen von besonders guter Führung übertragen.

An der Töpferscheibe oder am Kochherd, am Färbetrog oder am Schmiedefeuer arbeiten die nach ihrer Kaste oder richtiger „Dschati" gesonderten Gefangenen. In der längsten Halle hocken die Teppichwirker, die nach uralter Weise ihre Decken und Läufer weben, natürlich, wie es alle Handarbeiter in Indien tun, unter gewandter Zuhilfenahme der Füße. Mit den großen Zehen wird der Schußfaden hin und her gezogen, während die Hände das Pocheisen regieren. Die Muster sind jedoch nie vorgezeichnet, sondern Farben und Zahl der Maschen und Kanten werden von einem Vorleser laut ausgerufen.

Die unerläßliche Sorge, das Kastenvorrecht der einflußreichen Brahmanen zu wahren, tritt selbst hier im Gefängnis zu Tage. Die eingesperrten Brahmanen dürfen bei ihrer Arbeit nicht allein hübsch unter sich bleiben, sondern selbst das Essen erhalten diese Herren Gefangenen aus einem Extrakessel, in dem nur Köche in dem Reisbrei herumrühren dürfen, die gleichfalls die heilige Schnur der Brahmanen um die Schultern tragen. Hat aber gar ein Spitzbube oder sonstiger der Brahmanenkaste angehörender Verbrecher die in den indischen Gefängnissen wieder recht nötig gewordene Prügelstrafe verwirkt, so wird ihm die neunschwänzige Katze nur von einem Mitgefangenen aus ebenso hoher Kaste verabreicht.

Ein Todeskandidat.

Jammergeheul eines soeben Gepeitschten dringt an unser Ohr; doch während wir dem Schalle nachgehen, öffnet sich plötzlich klirrend eine Kerkertür vor uns, und heraus tritt ein Sträfling, Todesgrauen in den energischen Zügen. Es ist ein im Kriege gegen Birma gefangener und wie ein gemeiner Verbrecher ins Zuchthaus gesperrter Häuptling der Eingeborenen, jetzt ein verlorener Mann, der, wegen Widersetzlichkeit zum Tode verurteilt, nunmehr seinen letzten Gang anzutreten im Begriff steht.

So stürmt ein erschütternder Eindruck nach dem anderen auf unsere Nerven ein, aber doch drängt es uns, noch weitere Umschau zu halten. Nach einigem Widerstreben wird uns auch das Frauengefängnis geöffnet, zunächst die Kornmühle. Welches Knirschen, Knarren, Rollen und Rauschen der wuchtigen Mühlsteine betäubt dort unser Ohr! Je zwei Frauen ergreifen die Handhabe des oberen Steines und drehen ihn, von Zeit zu Zeit Getreide durch ein darin an-

Mahlende Frauen.

gebrachtes Loch nachfüllend, in gleichem Takt mit den anderen Frauen auf dem unteren größeren Steine herum. Alle diese Weiber tragen an Stahlringen hölzerne Klötzchen um den Hals, auf denen die Art ihres Vergehens und die Dauer ihrer Kerkerstrafe zu lesen ist; in weiße Tücher sind die „leichteren", in orangegelbe sind die bösartigeren Verbrecherinnen gekleidet, die sich hier jedoch nur vorübergehend aufhalten, da sie mit dem nächsten Transport außer Landes geschafft werden, gewöhnlich nach den Andamaneninseln, wo sie bald dem Sumpffieberklima erliegen. Dies ist auch eine beliebte Maßregel, unbequeme oder gefürchtete Leute loszuwerden, die man kein Recht hat, hinrichten zu lassen, wie z. B. jene Birmanen, die bei der Verteidigung ihres Vaterlandes eingefangen wurden.

In dem angrenzenden Spinnhaus erregt eine derartige Orangedame unsere Aufmerksamkeit; auch sie soll morgen wegen der Ermordung ihrer beiden Töchterchen in die Strafkolonie abgeschoben werden, doch für heute hat man ihr die zweifelhafte Wohltat vergönnt, ihr kleines Söhnchen auf einige Abschiedsstunden in ihren Kerker zu lassen. Nicht bewußte Verderbtheit, sondern altindischer Kastenzwang haben die Frau zur Verbrecherin gemacht.

Im Spinnhause.

Kastengebräuche geboten ihr, die einstige Vermählung der genannten Töchter mit einem für ihre Mittel ganz unerschwinglichen, sie ruinierenden Aufwand zu feiern, der Aberglaube aber raunte ihr zu, daß sie sogar ein gutes Werk tue, wenn sie die kleinen Mädchen vor dem Bilde des elefantenköpfigen Gottes Ganesch in einem Kessel mit siedender Milch ertränkte, da sie zum Lohne dafür diese beiden Kinder nochmals als Knaben gebären würde. Ganz allgemein wurden in früheren Zeiten, namentlich in der Radschputana den Brahmanen beträchtliche Geldopfer erlegt, damit sie halfen, den unerwünschten Überfluß an Mädchen auf solche Weise zu vermindern.

Flüchten wir uns aus diesen Zellen des Lasters und des Elends hinaus ins Freie! Wie kühlt hier draußen das milde Grün der im Abendwind wogenden Mohnfelder unsere noch von den sonnendurchglühten, lehmgelben Kerkermauern geblendeten Augen.

Die Mohnkultur und Opiumfabrikation hat zwischen Benares und Ghasipur ihren Hauptsitz. Mein Bild zeigt eine Hindufrau, die gerade unreife, grüne Mohnköpfe mit einem aus fünf schmalen Eisenklingen zusammengebundenen Messer einkerbt; der nach Verlauf einiger Stunden herausperlende Saft wird

dann mit einer kleinen Eisenkelle zusammengekratzt. Mit äußerster Strenge achten die Aufseher darauf, daß hierbei nichts von dem kostbaren Opiumsaft veruntreut oder vergeudet wird, ja selbst die Waschwasser der zum Pressen der Opiumklumpen dienenden Holzformen werden eingedampft, um die darin etwa gelösten Opiate zu gewinnen.

Inzwischen ist es beinahe Abendessenszeit geworden. Das Rasthaus für europäische Reisende in Benares, der Dak-Bungalo, ist leidlich behaglich; der Koch hat ein delikates Huhn mit Reis gekocht und hat es sogar auf mein ausdrücklichstes Bitten nicht bei lebendigem Leibe gerupft, obgleich ihm das sonst unendlichen Spaß bereitet — was will man mehr? Und doch sollte mir dieser eindrucksreiche Tag in Benares noch einen ganz besonderen, beinahe scherzhaften Triumph eintragen, zu dessen Verständnis ich jedoch etwas vorausschicken muß.

Einritzen der Mohnkapseln und Sammeln des Opiumsaftes.

Nach der Heimkehr von meiner ersten, dem Himalaja gewidmeten Indienreise im Jahre 1890 hatte ich den begreiflichen Wunsch, die Originalplatten meiner wichtigsten Photographien aus diesem Gebirge angemessen zu verwerten und reiste deshalb nach England.

Bei dieser Überfahrt nach England kam ich mit einem anderen Reisenden, einem Seidenfabrikanten aus Krefeld, ins Gespräch. „Bilden Sie sich ja nicht ein, daß ein Engländer einem Deutschen irgend etwas abkauft, was er nicht sehr dringend braucht, oder was nicht etwas ganz Unerhörtes ist. Falls Sie nicht ein Kalb mit sechs Beinen mitbringen, machen Sie keine Geschäfte! Sehen Sie hier, das brauchen die Engländer!“ Dabei blätterte er mit gerechtem Stolz sein Musterbuch mit entzückend schönen Seidenproben auseinander.

Der gute Mann hatte ganz recht; ich erntete wohl manches Wort der Bewunderung, aber kein Geld. Meine Schätze galten nicht als „Wunderkalb mit sechs Beinen“.

Und nun wollte es die Laune des Schicksals, daß ich auf einer kleinen Spazierfahrt, die ich noch kurz vor Tisch unternahm, bei einer Lingam-Opferstätte unter einem heiligen Bo-Baum eine Volksmenge wahrnahm, die sich um einen hölzernen Karren drängte. Ich sprang aus meinem Wagen und schleunigst wichen, wohl weniger aus Respekt als aus Scheu vor der Berührung mit einem Europäer, die Menschenmauern vor mir zurück, so daß ich bequem die Mißgeburt auf dem Karren nicht nur sehen, sondern auch photographieren konnte; es war ein Kalb, dem am Rückenende noch zwei verkrüppelte Extra-

Das Wunderkalb mit den sechs Beinen.

beinchen herunterhingen. Damit hatte ich also glücklich auch noch das Einzige ergattert, was mir bisher zum Geschäftserfolge gefehlt hatte: Ein echtes Kalb mit sechs Beinen!

Am Abend dieses Tages, der meine dritte Reise nach Ostindien abschloß, da ich am nächsten Morgen unmittelbar nach Bombay und von dort in die Heimat fuhr, besaß ich nur noch eine einzige unbelichtete Trockenplatte. Meine beiden Diener, die für Instandhaltung der Küche und der Kleider sorgten, hatte ich wiederholt vergebens gebeten, mir zu einem Bilde zu sitzen. Sie waren mohammedanische Hindus, und der Prophet hat ja verboten, das menschliche Gesicht abbilden zu lassen; wären sie brahminisch gewesen, hätten sie vielleicht aus Furcht, daß ihnen durch das Photographiertwerden mit dem

Abbild ihre Seele entrissen würde, die Aufnahme verweigert. Wenn ich schlummern oder irgendwo recht ungestört sein wollte, lugten diese Prachtkerle neugierig durch alle Vorhänge; sollten sie aber einen Koffer wegrücken oder gar die Stube kehren, so rannten sie voll hohen Standesgefühls davon, um stundenlang nach dienstbaren Geistern aus dazu geeigneterer Kaste zu suchen.

Als ich nun meine Trockenbatterie in die Packkiste senken wollte, zuckte der teuflische Gedanke durch mein Hirn: „Du nimmst auf deiner letzten Platte die Kerle heimlich mittelst Blitzlichts auf!"

Harmlos ersuchte ich sie, das Nachtmahl zu rüsten und aufzutragen, und traf inzwischen meine Anordnungen.

Ich kannte die regelmäßigen Standpunkte der beiden bei Tische, und die Lampe auf demselben ermöglichte deren scharfes Einstellen mittelst der auf und zwischen Koffern verborgenen Kamera. Die Kassette wurde eingesetzt und der Schieber aufgezogen. Rechts von dem Apparat brachte ich gerade doppelt soviel Magnesiumpulver mit Kaliumpermanganat und etwas Schießpulver gemischt in die Lampe wie links, und die Leitungsdrähte des Trockenelements wurden zwischen den Gepäckstücken hinter den Tisch geleitet, so daß ich sie mit leichtem Griff in Verbindung mit Messer und Gabeln bringen konnte.

Wegen des umfänglichen Bildes hatte ich den Steinheil-Gruppen-Antiplaneten Nr. IV für Platten 13 : 18 auf f/25 abgeblendet, war jedoch in Sorge, ob die Platte dabei auch auserponiert würde; doch zur Überlegung blieb nicht viel Zeit.

Meine Opferlämmer erschienen mit dem Curry-Reis auf der Bildfläche und kaum hatten sie ihre gewohnten Plätze inne, berührte ich die Messerspitze mit der Gabel, es blitzte und qualmte und da — ja, da geschah etwas furchtbar Lächerliches!

Die Aufnahme war mir, wie selbst der Neid nicht leugnen wird, gelungen; ich sprang auf und schob die Kassette zu. Aber was war inzwischen aus den beiden Hindus geworden?

Der ahnungslos links auf dem Bild stehende alte Schaukidar, was etwa „Haushofmeister" heißt, war angesichts der beiden aufblitzenden Flammen mit krächzendem Aufschrei vornüber gestürzt und keinerlei Bakschischversprechen vermochte ihn zu schnellem Aufstehen zu bewegen, was bei einem Orientalen bekanntlich viel sagen will; er blieb winselnd liegen, die Stirn auf die Erde gedrückt. Der Jüngere aber, der Mundschenk, eilte mit anerkennenswerter Schneidigkeit an die Stellen, von denen das blendende Licht ausgegangen schien und goß, mir nichts dir nichts, ein volle Flasche Ingwerbier auf die unschuldige Lampe aus, die das Pulver verschossen hatte, oder vielmehr über den mit Dampf gefüllten Kasten, in dem die Lampe stand; diese Heldentat war seiner durchaus würdig, denn er war stets kühn und entschlossen, mochte daraus werden was wollte. Half er mir beim Einlegen in der Dunkelkammer, so konnte ich sicher sein, daß er mir die Trockenplatten mit feuchten, eben erst heimlich an einem nassen Tuche abgewischten Händen zureichte, weil

ihm streng verboten worden war, die Platten mit unsauberen Händen zu berühren. Hatte er die exponierten Aufnahmen nach Hause zu tragen, so bemühte er sich mit unendlichem Scharfsinn, die lichtdichten Kassettenkoffer heimlich zu öffnen, um sich die Platten bei Tageslicht etwas näher anzusehen — ich hätte ja bei der Aufnahme einen Fehler gemacht haben können! Und gar in der Küche, da war er der Beschützer der Hühner, denn er verbot auf mein Geheiß, daß man sie nach Landessitte bei lebendigem Leibe rupfte — dafür ließ er sie samt den Federn in die Kochtöpfe wandern. Zum Feuerlöschmann konnte er sich freilich leider nicht ferner mittelst Ingwerbier ausbilden, denn ich hatte, wie gesagt, keine weitere Blitzplatte zu versenden.

Daß ich mir den Scherz erlaubt habe, ein Resultat meiner ersten indischen Reise, mein „Himalaja-Album", in jenem Rasthause oder Dak-Bungalo zu Benares auf den Eßtisch zu pflanzen, wird man mir nicht verdenken. Ich bin nicht sonderlich eitel, aber doch auf dieses den unglaublichsten Schwierigkeiten abgerungene photographische Werk einigermaßen stolz. Man darf nicht vergessen, daß sich seit meiner ersten Himalajareise in diesem Gebirge vieles zu Gunsten des Reisenden geändert hat!

Warum ich aber die Blitzeinrichtung mitgeschleppt habe? Nun, um „im Schatten zu fechten", will sagen, um allerlei von dem aufzunehmen, was sich in Indien dem Lichte der Tropensonne entzieht.

Eine Sinhalesenhochzeit war die erste Gelegenheit dieser Art, demnächst ermöglichte mir das Blitzlicht die Aufnahme von Kultushandlungen in den düsteren, geräuschvollen und übelriechenden buddhistischen und brahminischen Tempeln sowie von niederen, dunklen Werkstätten und Bazargewölben, ja sogar die von Arbeiten in den indischen Zuchthäusern. Das aktinische Licht, das die Vermählung des Magnesiums mit dem Sauerstoff verkündet, hätte ich selbst neben dem Meer des indischen Sonnenlichtes nicht missen mögen.

Ein Blitzlicht-Scherz des Verfassers.

Denkmal des Generals Outram am Maidan in Kalkutta.

Fünfzehntes Kapitel.

Englands Regierungssitz in Indien.

Wer zu Schiff in die Högli genannte Mündung des bei Kalkutta vorüberströmenden und sich im Sönderbönd zersplitternden Ganges einfährt, wird von einem namenlos niederdrückenden Gefühl der Enttäuschung befallen, wenn er zum ersten Male an einem dunstig schwülen Tage die trostlos einförmige, flache Dschungellandschaft an den Ufern erblickt; dieses Mißbehagen legt sich erst, wenn das Schiff wohlbehalten im Dampfschiffhafen von Kalkutta anlegt. Die erfahreneren Mitreisenden unterlassen zugleich nie, den Neuling auf die tatsächlich nicht geringen Gefahren aufmerksam zu machen, die der Schiffahrt durch Sandbänke und den „Quicksand" genannten, mit unwiderstehlicher Riesenkraft alles in sich hineinschlingenden, unberechenbar auf dem Flußboden dahinflutenden Triebsand bereitet werden; gerät ein Dampfer, wie dies trotz der ausgezeichneten Lotsen und selbst bei sorglichstem Loten wiederholt vorgekommen ist, in derartigen Quicksand, so ist das Schiff in kürzester Frist unrettbar verloren! Der bekannte fromme Wunsch, der seitens der Engländer bei den Versuchen Friedrichs des Großen, deutsche Handelsverbindungen mit Indien anzuknüpfen, ausgesprochen wurde, daß nämlich die deutschen Schiffe durch die Lotsen irregeführt oder sonstwie zum Untergang gebracht werden möchten, hatte also ziemlich viel Aussicht auf Erfolg. Verschwand doch sogar im Jahre 1877 urplötzlich der gewiß auf gut untersuchtem Grund gebaute Leuchtturm Krischna an der Gangesmündung.

Der riesenhafte Verkehr von weit mehr als tausend Fahrzeugen sowohl im Dampfschiff- wie im Segelschiffhafen von Kalkutta setzt den Ankommenden aber alsbald in wahres Erstaunen.

Am Segelschiffhafen fällt sofort das weithin leuchtende Marmordenkmal des Admirals Peel in die Augen, und mit Staunen nimmt man die Fülle anderer prächtiger Denkmäler wahr, mit denen England die Verdienste seiner,

freilich oft nur durch geradezu barbarische Mittel erfolgreich gewesenen Männer in dem indischen Regierungssitze zu ehren gesucht hat, unbekümmert darum, daß diese Verherrlichung einen stetig schmerzenden Dorn für die Herzen patriotisch gesinnter Hindus bedeutet. Es ist eine stattliche Schar schneidiger Feldherrn und namhafter Generalgouverneure, die unbedeckten Hauptes von hohen Sockeln zu den scheu daran vorüberhuschenden Hindus hinunterschauen und an die vergeblichen Versuche tapferer Indier erinnern, Herren ihres eigenen Landes zu bleiben. Eine Spazierfahrt durch den von Europäern bewohnten Stadtteil, besonders durch den Tschoringhi, die vornehmste, mit geräumigen Villen besetzte Straße Kalkuttas und längs der Rennbahn zeigt die Standbilder der unerschrockenen Lords, auf die England stolz zu sein alle Ursache hat: Lawrence, den Verteidiger, und Outram, den auf wildem Renner anstürmenden Befreier Laknaus, Ochterlony, den Bezwinger der tapfersten indischen Völker, der Sikhs und der Mahratten, Bentinck, Canning, Hardinge, Mayo, Northbrook — kurz, eine große Zahl um Indien verdienter Männer, in der jedoch die Vertreter anderer Nationen fehlen, die den Engländern durch ihre genialen Entwürfe die Wege zu ihrer heutigen Machtstellung in diesem Lande gebahnt haben; es ist auffallend wenig bekannt, wie kräftig sich gleichzeitig neben Engländern auch Franzosen bestrebt haben, Indien zu erobern, als es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die Kämpfe der Landesfürsten vollständiger Anarchie verfallen schien. Doch die kühnen, weitschauenden Franzosen fanden bei ihrer Regierung keine so verständnisvolle Unterstützung wie die englisch-ostindische Handelskompagnie und hatten auch nicht das Glück, Männer von so unerhörter Kühnheit, aber auch von so beispielloser Habgier und Rücksichtslosigkeit gegen die Forderungen von Recht und Billigkeit zu finden, wie Clive und Warren Hastings; wer sich über Clives Wortbrüchigkeit, über seine Fälschungen und Betrügereien, über Warren Hastings' dreiste Erpressungen durch Folterung von Hindufrauen und andere „erfolgreiche" Mittel zu unterrichten wünscht, der lese die in C. Scholls Studie „Erobert oder erräubert?" (Bamberg 1901) unter Anführung der historischen Quellen zusammengestellten Belege nach; sie werden wohl jedem die Augen darüber öffnen, auf welche Weise das „stolze" England in den Besitz Indiens und seiner Schätze gelangt ist und wie der brutale Egoismus, der von den modernen englischen Regierungsleitern angewandt wurde, um das sich gegen eine erdrückende Übermacht wehrende Burenvölkchen durch die Vernichtung der Frauen und Kinder auszurotten, nur ein recht trauriger Beweis dafür ist, daß Clive und Hastings würdige Nachfolger gefunden haben. Die früher viel schwächeren Verkehrsmittel und der trägere Nachrichtendienst waren schuld daran, daß damals Europa nicht noch mehr von den Schandtaten jener Männer erfuhr, denen England die Gründung Indiens verdankt.

Ich verkenne durchaus nicht, was England in Indien wie in allen von ihm beherrschten Ländern für die Entwicklung oder Vervollkommnung der Kultur getan hat; aber ebenso sehe ich, wie wenig man gewöhnlich bei der

Bewunderung dieses Verdienstes an die dabei wirksam gewesene Triebfeder unersättlicher Habsucht denkt, die gerade die Elemente der von England so gern als Deckmantel seiner Ländergier vorgeschützten Humanität, nämlich Gerechtigkeit und Menschlichkeit, mit erschreckendem Erfolge zu Boden tritt. Aber auch beim Anstaunen und Preisen des englischen Verwaltungsapparates in Indien wird sehr häufig übersehen, daß diesen die Engländer in seinen Grundzügen fast unverändert von seinem eigentlichen Schöpfer, dem weisen Großmogul Akbar, entlehnt haben. Selbst Sir John Lawrence gab den Engländern den guten Rat, nicht zu vergessen, daß die indischen Dorfgemeinden, die sich seit alten Zeiten ganz vortrefflich mit der Selbstverwaltung abzufinden gewußt hätten, eigentlich gar keiner Bevormundung bedürften.

Eine Fahrt in dem eleganten Villenviertel oder durch die Hauptgeschäftsstraßen der Europäer in Kalkutta, z. B. durch die Old Courthouse Street, führt uns höchst eindrucksvolle Bilder großstädtischer Bauweise vor Augen, die namentlich in dem Palast des Vizekönigs, dem Postamt und den umfänglichen Verwaltungsgebäuden zu Tage tritt, so daß man wähnen könnte, in Europa zu sein, wenn nicht auch hier die auf den Straßen verkehrende Bevölkerung überwiegend aus Eingeborenen bestände, deren Erscheinungen aber keineswegs so buntfarbig und abwechslungsreich sind wie z. B. in der Radschputana. Kommen wir aber in die fast ausschließlich von Hindus bewohnten Viertel, so sind wir überrascht, wie wenig den Engländern daran liegt, daß auch diese in einem Zustande erscheinen, der dem Glanze eines Regierungssitzes entspricht. Mit einer für unser Ordnungsgefühl geradezu unverständlichen und peinlichen Gleichgültigkeit sind hier ansehnliche Baulichkeiten mit den denkbar erbärmlichsten Hütten durcheinander gewürfelt, was in gewissem Sinne zwar den Reiz des ungezwungen Malerischen bietet, aber doch mit allen gewohnten Grundsätzen eines geordneten Städtebaues im Widerspruch steht. Selbst die größte der breiten Hauptstraßen des verhältnismäßig ebenfalls noch jungen native quarter, die Harrison Road, ist reich an solchen Gegensätzen, die aber wegen ihres europäischen Beigeschmackes nicht jenen künstlerischen Genuß aufkommen lassen, wie alte, echt indische Städte z. B. Gwalior oder Dschodpur.

Postamt in Kalkutta.

Bei meinem ersten Spaziergang durch die Harrison Road war ich nicht wenig überrascht, inmitten des überaus lebhaften Straßenverkehrs auf einer

in der Häuserflucht liegenden Baustelle ein Lager wandernder Büßer und Bettler zu finden, die dort eine Reihe lumpiger Zelte aufgeschlagen hatten, zwischen denen einige Büffel hin- und herliefen, um sich an dem Heu der Lagerstätten gütlich zu tun, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Was für ein Aufsehen würde es machen, wenn es inmitten der Berliner Friedrichstraße einer Zigeunergesellschaft einfallen sollte, sich dort auf einem Bauplatz häuslich niederzulassen! Auch ist es keine Seltenheit in dieser wie in anderen Straßen neben den gewöhnlich mit zartem, blassen Rosa, Gelb oder Blau getünchten riesigen Wohnhäusern reicher Radschahs erbärmliche Hütten zu finden, deren

Straße im Viertel der Eingeborenen in Kalkutta.

Wände über und über mit Fladen von Kuhdünger bedeckt sind, der von den armen Hausbewohnern auf den Straßen zusammengefegt und an die Mauern angedrückt wurde, um dort an der Sonne zu trocknen und ein wohlfeiles Brennmaterial für den Küchenherd zu ergeben. Dieser Duft, der namentlich abends aus den Feuerstellen der schornsteinlosen offenen Hinduhäuser hervordringt und sich mit dem Qualm der Kokusöllampen und anderen starken Gerüchen nach beliebten Genußmitteln vermengt, unter denen Zwiebeln und Knoblauch sowie Senföl und unbestimmbare Tabaksorten eine Hauptrolle spielen, verleidet manchem Europäer sehr bald den Besuch der indischen Eingeborenenviertel.

Die Steigerung des Bodenwertes drängt allerdings die Armen, deren Behausungen dieses für Kalkutta bezeichnende und sprichwörtlich gewordene Nebeneinandervorkommen von „Palast und Hütte" hervorriefen, immer weiter

Verkäufer von Betelblättern; seine neben ihm sitzende Frau raucht eine Wasserpfeife.

so größere Anziehungskraft, je kleiner sie selbst oder die Verkäufer sind, denn es ist gar keine Seltenheit, daß ganz kleine Kinder mit dem Verkauf von Betelblättern oder ähnlichen geringwertigen Dingen, die aber doch einen festen Preis haben, betraut werden. In derartigen indischen Läden findet man allerlei diesem Lande eigentümliche Absonderlichkeiten, die man sich nicht gleich selbst erklären kann, so z. B. die runden Tonkrüge, die statt der Kästen und Schubfächer von den Mehlhändlern in schräger Stellung zur Hälfte in die Wände eingemauert werden, um den zerstörungslustigen, gefräßigen weißen Ameisen das Emporsteigen und den Zutritt zu dem Mehle zu hindern.

Eine Unzahl drolliger, wenn auch nicht immer sehr appetitlicher Bilder wird denjenigen belohnen, der sich die Zeit und die Mühe nimmt, in den ausschließlich von Eingeborenen bewohnten Straßen hinaus an die Ränder der Vorstädte, wo die glanzvollen Läden unbekannt und die Verkaufsstellen oft nichts anderes als winzige Fensternischen sind, in denen der Händler, manchmal sogar in Gesellschaft seiner Ehehälfte, hockt, um einige Betelblätter, Sodawasserflaschen oder fast wertlosen Trödel feilzubieten. Ich habe oft von ganzem Herzen lachen müssen, wenn ich bei solchen indischen Trödlern Dinge sah, wie z. B. Puppen aus Draht zur Anfertigung europäischer Frauenkleider, die bei Hindus, falls sie nicht Damenschneider sind, kaum eine angemessene Verwendung finden können.

Indische Kramladen bilden für ein künstlerisch schauendes Auge um

Kind und Kleiderstock.

herumzustreifen, so wenig ziemlich dies auch in den Augen der Engländer für einen Europäer ist. Fast jeder Schritt bringt irgend eine Überraschung. Dort kommt ein mohammedanischer Vogelhändler mit Käfigen voll kleiner Vögel, die

Schlafender Kuli.

Zahnpflege an offener Straße.

mitleidige Hindus oder Buddhisten kaufen, um ihnen alsbald die Freiheit zu schenken. Dicht neben dem Laden des Zuckerbäckers kriecht und windet sich ein armer, splitternackter Krüppel mit einem verhungernden Kindchen im Staube der Straße herum und sammelt beträchtliche Massen von Kupfermünzen in einem Blechgefäß. Unweit davon schläft ein nackter Kuli matt und müde langausgestreckt an einer Mauer, daneben kauert sich ein anderer nieder, um sich gründlich und ausdauernd die Zähne zu säubern, während weiterhin auf einem freien Platze jemand seinen guten Freund massiert und sich dabei wenig um die Grimassen kümmert, die sein Opferlamm bei dem rücksichtslosen Bearbeiten seiner Muskeln und Gelenke zu schneiden sich veranlaßt sieht. Dazwischen kommt ein Musikant einhergewandert, der auf einer unmäßig lang gehalsten Gitarre herumklimpert. Hie und da gelingt es uns auch, einen Blick in die nur teilweise durch Vorhänge geschlossenen Räume und Höfe zu werfen, in denen die weiblichen Wesen sich aufzuhalten und sich bei ihren Toilettenkünsten hilfreich Beistand zu leisten pflegen.

Mit wahrer Überraschung entdeckt man inmitten dürftiger Vorstadthäuser eines der zierlichsten Architekturbilder von Kalkutta, einen Tempel der Dschainsekte, die, wie ich bereits an anderer Stelle ausführte, es sich ganz besonders angelegen sein läßt, die Lauterkeit ihres Lehrgebäudes durch möglichst

Friseuse bei der Arbeit.

sauber und kunstvoll ausgeführte Tempelbauten auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Zwischen den Rosenbüschen, Palmen und Gartenanlagen macht das mit Stuckaturausputz überladene, leuchtend helle Tempelgebäude einen zumal beim ersten Anblick höchst überraschenden Eindruck, und fast habe ich das Gefühl, daß dieser der Vorstellung am nächsten kommt, die sich viele von Indien und indischen Erscheinungen machen. Wenn bei Festlichkeiten die große offene Halle und der Garten mit schön gekleideten Hindus belebt, alle Gebäude illuminiert und durch Schnüre mit farbigen Flaggen verbunden sind und wenn

Dschain-Tempel in Kalkutta.

auf dem Teich bengalische Feuer hin und her fahren, dann hat man in der Tat eins jener Bilder vor Augen, die in den Zeiten des einstigen, reichen Indiens alle Fremden in staunendes Entzücken versetzten.

Doch Kalkutta ist weniger ein Platz, um die Indier, als vielmehr den Brennpunkt englischer Machtentfaltung in Indien kennen zu lernen, denn seit dem Jahre 1770 ist unablässig daran gearbeitet worden, dieser Macht auch äußerlich einen Ausdruck zu geben, der die Eingeborenen mit furchtsamem Respekt zu erfüllen vermag. Nirgends habe ich diese materielle Größe Englands in Indien mehr empfunden, als bei einer Besteigung des Turmes im Telegraphenamt, von wo aus man einen ausgezeichneten Blick aus der Vogelschau nicht nur auf die Old Courthouse Street, sondern zugleich auf das Wasserbecken des Dalhousie-Square hat, um das einige der wichtigsten und größten Gebäude

Kalkuttas: das Ministerium für öffentliche Arbeiten, das Obergericht, das Postamt und die Bank von Bengalen gruppiert sind. Jenseits liegt der ungeheure Park mit dem vizeköniglichen Palast und auf der anderen Straßenseite das Great Eastern Hotel.

Ich habe in allen größeren Hotels von Kalkutta gewohnt, könnte aber nicht sagen, daß auch nur eins den Vergleich mit einem erstklassigen deutschen oder schweizerischen Gasthofe aushalten könnte. Am erträglichsten fand ich es noch in dem Grand Oriental Hotel, obgleich auch dort die Küche manches

Garten beim Dschain-Tempel in Kalkutta.

zu wünschen übrig läßt. Von der Bedienung will ich nicht reden, denn in Indien bringt sich jeder, der gut bedient sein will, seinen eigenen Diener mit ins Hotel, obgleich es in einem solchen von Dienerschaft geradezu wimmelt.

Bei meinem Abschied von Kalkutta im Jahre 1890 machte ich mir das Vergnügen, die Hindukellner eines anderen Hotels zu photographieren und nahm auch die Familie des englischen Geschäftsinhabers mit auf das Bild; als ich diesem dann die Negativplatte zeigte, nahm er sie mir aus der Hand, lobte sie und schloß sie in seinen Geldschrank ein. Weder Bitten, noch Schelten, noch Drohen half mir zu meinem Eigentum, ich erhielt einfach die Antwort: „Jetzt habe ich die Platte und behalte sie!“ Unglücklicherweise hatte ich meine Rechnung schon bezahlt und wußte wirklich nicht, ob ich nicht am besten täte, diese Räuberei durch Mitnahme eines silbernen Löffels auszugleichen; da ich

jedoch noch eine zweite Aufnahme besaß, begnügte ich mich, den Photographen in Kalkutta mitzuteilen, daß die betreffende Platte mir gestohlen sei; ich bekam auch von einem Geschäft die Nachricht, daß der gute Mann sie zum Kopieren dorthin gebracht habe, daß man aber nichts gegen den Hotelier tun könne, da er sie „habe". Ein englischer Polizist, dem ich, weniger wegen Zurückerlangung meines Eigentums als aus Grundsatz, diesen unverschämten Raub anzeigte, bemerkte sehr geistreich: dies sei eine Privatangelegenheit, die ihn nichts anginge! Damit ließ der Mann des Gesetzes den ob solcher Gerechtigkeitspflege verblüfften Fremdling aus Deutschland stehen.

Das Grand Hotel am Tschoringhi in Kalkutta.

So sehenswert auch der wohlgepflegte Edenpark und der berühmte botanische Garten und das Museum von Kalkutta sind, so zieht es den Fremden, zumal wenn er eine Landratte und kein Bewohner einer Seestadt ist, immer wieder an den Hafen; freilich kann dort der Deutsche ein Gefühl des Kummers nicht unterdrücken, wenn er erfährt, daß von dem gesamten indischen Handel kaum 2% auf Deutschland, dagegen an 60% auf England entfallen; und wie wird trotzdem in England wegen der deutschen Konkurrenz gegen uns gehetzt und gelogen!

Die Haupteinfuhr besteht aus Manufakturwaren, Maschinen und fertigen Baumwollgeweben, die Ausfuhr dagegen aus Rohbaumwolle, Thee, Opium, Indigo, Getreide, Reis, Häuten und besonders Jute; letztere wird in mehr als dreißig Fabriken mit zusammen etwa 60000 Arbeitern aus indischem Hanf erzeugt, der in dem Gebiete zwischen Ganges und Brahmaputra fast wild

wächst und dessen feinere Innenfaser zur Herstellung von Sacktuchen, das untere Ende dagegen bei der Papierfabrikation Verwendung findet.

Die genannten Ausfuhrartikel erleiden hinsichtlich ihrer Menge oder ihres Wertes von Jahr zu Jahr Schwankungen, die sehr beträchtlich werden können, wenn irgend welche besonderen Ereignisse eintreten. So bewirkte der Wettbewerb des künstlichen Indigos einen Preisabschlag des natürlichen von 15 bis 20 %. Die Verteuerung der europäischen Kohlen ließ die Ausfuhr der in Indien früher gar nicht geförderten Kohle von 1250000 Tonnen im Jahre 1898

Personal eines Hotels in Kalkutta.

auf 1734000 Tonnen im Jahre 1900 anschwellen, und würde noch viel wesentlicher sein, wenn die Transportfähigkeit der Eisenbahnen der vorhandenen Förderung von 5 Millionen Tonnen Kohlen gewachsen gewesen wäre. Dagegen hat die in den letzten Jahren in einzelnen Provinzen Indiens herrschende Hungersnot die Kaufkraft des ganzen Landes höchst ungünstig beeinflußt, so daß Berge unverkäuflicher Waren anwuchsen, während die Ausfuhr von Reis und Weizen natürlich vollständig wegfiel. Andererseits ging während der Hungersnot der Viehstand zu Grunde, so daß die Zahl der im Jahre 1900 ausgeführten Kuhhäute um 30 %, die der Büffelhäute gar um 38 % oder um 316200 bezw. 1227000 Stück gegenüber den 1898 verschifften stieg. Der deutsche Handel findet seit der Einstellung direkter Dampfer zwischen Bremen und Kalkutta durch die Hansalinie jetzt fast vollständig unter deutscher Flagge statt, so daß im

Jahre 1900 im Hafen von Kalkutta 55 solche Dampfschiffe verkehrten, während 1897 nur 38 dort gewesen waren. Einer Einfuhr aus Deutschland im Betrage von rund 10735000 Mark steht eine Ausfuhr aus Indien nach Deutschland im Werte von rund 84 Millionen Mark gegenüber, über deren Einzelheiten das vom Reichsamt des Inneren herausgegebene „Handelsarchiv" außerordentlich lehrreiche Daten beibringt, deren Wiedergabe jedoch den Rahmen dieses Werkes überschreiten würde.

Die jährlich und zu Zeiten auch in Kalkutta tagenden indischen Nationalkongresse scheinen nach und nach zu einem für die englisch-indische Regierung recht peinlichen Zugeständnis zu werden, das sie aber den Eingeborenen zu entziehen, nicht mehr die Macht hat. Mit größtem, aber stets sachlich bleibenden Freimut, ohne Erregung oder Gehässigkeit, hält der Kongreß der Regierung ihr Sündenregister vor und scheut sich nicht, offen seine Mißbilligung über ihm unrechtmäßig erscheinende Handlungsweisen auszusprechen; so unterzog der Kongreß die Politik Englands in Bezug auf Birma einer ablehnenden Kritik, setzte die Freilassung der zweiundeinhalbes Jahr lang ohne jede Anklage als „verdächtig" gefangen gehaltenen Brüder Natu durch und forderte unausgesetzt eine gründlichere Prüfung der Verwaltung Indiens von England. Der Kongreß erklärte auch die Gründe der Verarmung Indiens und die Aussaugung seiner Lebenskräfte durch die von den Indiern getragenen und immer mehr anwachsenden Kosten für das in ihrem Lande von England gehaltene Militär sowie durch die Ausfuhr des indischen Nationalvermögens nach England ohne entsprechende Gegenleistung. Diesen unbequemen Wahrheitssagern wurde bei der letzten Gelegenheit als Antwort nichts anderes als die sehr bezeichnende Abfertigung zu teil: Die Armut Indiens und der Verlust, den es durch Bezahlung von Gehältern, Sinekuren und Pensionen in England erleidet, sind schon so lange das Lieblingsthema feierlicher Reden gewesen, daß es nicht notwendig ist, sie von neuem zu besprechen!

Daß noch viele andere Ursachen mitsprechen, die Indien verarmen lassen, ist keinem Kenner der Verhältnisse unbekannt; vor allem macht es einen großen Unterschied, ob die Kleinbauern, die $^7/_{10}$ der ganzen Bevölkerung ausmachen, ihre Steuern wie früher in einem Teil ihrer Bodenerzeugnisse oder wie jetzt als Bargeld entrichten müssen. Daß die Bauern dadurch immer mehr eine Beute schamloser Wucherer werden, ist mangels von Agrarbanken kein Wunder. Mit welcher unerbittlichen Strenge aber die Grundsteuer durch die Engländer eingetrieben wird, geht daraus hervor, daß von 1890 bis 1900 allein in der Präsidentschaft Madras nicht weniger als 840713 Bauernfamilien infolge zwangsweiser Versteigerung ihrer Habe als Bettler davon ziehen mußten, wodurch alsbald eine Million Hektare Ackerland außer Kultur kam! Das Einkommen der Landbevölkerung erreicht jetzt täglich nicht mehr 6 Pfennige auf den Kopf, wobei nicht zu vergessen ist, daß der indische Landbau durch die sinkende Viehzucht in Mitleidenschaft gezogen wird. Über den Verfall der Gewerbe und Kunstindustrien durch den europäischen Wettbewerb und den

Fortfall der indischen Hofhaltungen als Abnehmer habe ich bereits an anderer Stelle gesprochen.

Eine nicht geringe Schuld an diesem dringenden Begehren nach einer Untersuchungskommission für Indien, wie überhaupt an der schwülen, über Indien lastenden Ungewißheit und dem gegenseitigen Nichtverstehen zwischen Engländern und Hindus liegt auch darin, daß die Amtsdauer der Vizekönige viel zu kurz bemessen wird; sie genügt nicht, um sich in so überaus verwickelte Verhältnisse einleben und den Volksgeist erfassen zu können. Hierzu kommt, daß der Verkehr von Indien nach England beständig erleichtert wird und die Engländer immer weniger danach trachten, sich mit der Gedanken- und Empfindungswelt der unterworfenen Rasse vertraut zu machen oder sich gar mit Hindufrauen zu vermählen; sie lassen sich an den äußeren, oft nur erheuchelten Zeichen der Unterwürfigkeit genügen, sind aber selbst schuld, daß die Indier Indier bleiben und nichts von den guten Eigenschaften ihrer Herrscher annehmen. Daß die gebildeten Engländer solche haben und sogar sehr liebenswürdige Gesellschafter abgeben, die von der Kleinlichkeit deutscher Philister frei sind, wird jeder zugeben, der in guten englischen Familien verkehrt hat.

Jedenfalls wird sich die englische Regierung Indiens bald bequemen müssen, um die Steuerüberbürdung zu mildern und einem völligen Bankerotte zu entrinnen, den Wurzeln des Übels zu Leibe zu gehen; es wird ihr nichts übrig bleiben, als Ersparnisse in der viel zu teueren Verwaltung einzuführen und die Kosten für das indische Militär zu verringern oder diese, wie es sich eigentlich von selbst versteht, durch das britische Reich tragen zu lassen.

Wenn der Vizekönig von Indien jedoch inmitten seines Prunksaales bei einem Durbar auf dem goldenen Sessel thront, der einst als Haudah auf dem Rücken eines Elephanten den gewaltigen, den Engländern so hartnäckigen Widerstand leistenden südindischen Sultan Tippu trug, oder wenn er ein Ballfest gibt, eine Reise macht oder sonstwie öffentlich auftritt, dann kann niemand ahnen, wie schwere Sorgen, welch unaussprechlich bitterer Mangel den fabelhaften, blendenden Pomp und Glanz seiner Hofhaltung als tiefe Schatten verbrämen.

Ich war zufällig gerade an dem Tage in Kalkutta, als Lord Curzon, der jetzige Vizekönig und wohl der erfahrenste und befähigtste, der je diese schwere Bürde auf sich genommen hat, in das Government House einzog. Um sich ein Bild dieses Einzuges zu machen, denke man sich gütigst alle Fenster und Dächer der mit prächtigen Fellen und Teppichen behangenen Häuser und das ganze Pflaster der Courthouse Street dicht mit Menschen besetzt, durch die es aber den ausgesucht schönen indischen Lanzenreitern mit leichter Mühe gelang, eine Gasse für die im Schritt fahrende Kalesche zu bahnen, in der „Seine Exzellenz" der Vizekönig mit seiner wunderbar schönen und sich

entzückend liebenswürdig benehmenden Gemahlin, einer geborenen Amerikanerin, einherfuhr. Der Triumphzug kam von der Howrahstation, mußte also die einen halben Kilometer lange Brücke über den Högli überschreiten, die nur zu gewissen Tagesstunden aufgezogen wird, um Schiffe hindurchfahren zu lassen; dann erst gelangte er in die eigentliche Stadt, die an diesem Tage einem wahren Meere von farbenreichen Trachten glich, da bei diesem Empfange sämtliche indische Fürstlichkeiten mit ihrem glänzenden Dienertroß anwesend waren.

Bei diesen und ähnlichen Anlässen konnte ich mich nicht genug über die Haltung wundern, die von den untersten Volksklassen selbst im dichtesten Gewühle bewahrt wurde. Nirgends spürte ich etwas von der bei solchen Volks-

Brücke über den Högli; darunter Badende.

anhäufungen in anderen Ländern selten ausbleibenden Roheit, sondern sah mit freudigem Erstaunen, wie weitgehende Rücksicht der Indier auf seinen Mitmenschen zu nehmen pflegt; auch im übrigen betätigen viele Hindus ihren Nächsten gegenüber weit tatkräftiger praktisches Christentum als diejenigen Christen, die ausschließlich dem Grundsatze gemäß leben: Jeder ist sich selbst der Nächste! Taktgefühl und Rücksichtnahme zu finden, wie wohl tut das einem aus dem modernen Deutschland kommenden Manne!

Zu den großen Ereignissen, die ganz Kalkutta und einen guten Teil Indiens auf die Beine bringen, gehört auch das gegen Neujahr stattfindende große Wettrennen auf dem Maidan, verbunden mit einer feierlichen Auffahrt des Vizekönigs, der einen stattlichen Silberpokal als Hauptpreis auszusetzen pflegt. Mit vielem Mißvergnügen nahmen jedoch die sportliebenden Engländer wahr, daß der frühere Vizekönig, der kein Reiter war, nicht selbst zu Pferde stieg, sondern bei dem zum Schluß des Rennens abgegebenen Pelotonfeuer der in

Parade stehenden Truppen sogar die Pferde seines Wagens aus Besorgnis vor ihrem Durchgehen abschirren ließ.

Wie in ganz Asien dienen natürlich auch hier diese races nicht nur als Treffpunkt von allen, die sich als zur Gesellschaft gehörig betrachten, sondern auch als höchst willkommene Gelegenheit, Wetten in fabelhaftem Umfange zu veranstalten und daß der Totalisator dabei nicht zu kurz kommt, brauche ich gewiß nicht erst zu versichern. In Ermangelung großer Abwechselung in den geistigen Genüssen hat sich die Sucht zu wetten allmählich zu einer Art Leidenschaft ausgebildet, wobei selbst das Datum und die Stunde des ersten Monsunregenfalles und die Höhe der dann vom Himmel stürzenden Wassermassen als zum Wetten geeignete Streitpunkte herhalten müssen.

Maidan in Kalkutta; im Hintergrunde der Palast des Vizekönigs.

Gitarrenspieler.

Frauen mit gedörrtem Kuhdünger zur Herstellung des Hochzeits-Freudenfeuers.

Sechzehntes Kapitel.

Hindufrauen und indische Ehen.

Europäer, die in Indien ihren Geschäften nachgehen oder dieses Land nur flüchtig bereist haben, lernen indische Frauen der besseren Stände so gut wie niemals kennen, ganz abgesehen davon, daß der in Indien lebende europäische Geschäftsmann durch Klima und Lebensweise selten noch Lust oder Spannkraft übrig behält, sich um die Eigenheiten des ihn umgebenden Volkes zu bekümmern, und nur wenige haben den Mut, gleich Dr. Hübbe-Schleiden, dem ich manche Belehrung verdanke, auf die „Gesellschaft" zu verzichten, um Indien durch die Indier kennen zu lernen. Auch ich muß gestehen, daß es mir nicht gleich bei meinem ersten Aufenthalt in Indien glückte, Hindufrauen vornehmer Kaste zu sehen und mir ein Urteil über sie zu bilden.

Es gibt eine ganze Anzahl wohlmeinender englischer Reformer und Missionare, männliche und weibliche, deren Streben darauf ausgeht, die Indier zu braunen Europäern oder farbigen Christen zu machen, die aber weder die Gabe noch den guten Willen haben, die indischen Eigentümlichkeiten objektiv zu schauen und zu schildern, sondern die alle indischen Erscheinungen theoretisch nach ihren europäischen Begriffen beurteilen. Derartigen einseitigen Berichten verdankt die zum Teil gewiß nicht unberechtigte Klage über das entsetzliche Los der indischen Frau, über die Brutalität der „Kinderehen", die unfreiwilligen Witwenverbrennungen und dergleichen seinen Ursprung, und zeigt uns diese Schattenseite der indischen Kultur in etwas gar zu absichtsvoll gefärbtem Lichte; der Hauptgrundsatz dieser Kultur lautet, daß jeder gesunde Hindu die Pflicht hat, verheiratet zu sein, und daß die Eltern bemüht sein sollen, daß dies sobald wie irgend möglich, jedenfalls aber noch bei ihren Lebzeiten geschieht. Was bei uns freier Entschließung und eigener Wahl anheim gegeben ist, gilt bei den Hindus als eine für alle gleiche Verpflichtung.

Viele Europäer in Indien sprechen von dem Frauen- und Eheleben der Hindus nie, ohne dabei über den angeblich zu Tage tretenden Fanatismus der Brahmanen und andere Greuel zu schelten, wobei sie allerdings von einer Anzahl von Hindus, die auf eine oder andere Weise für die englischen Anschauungen gewonnen sind, unterstützt werden; betrachtet man aber diese Verhältnisse ohne Voreingenommenheit, so sehen sie wesentlich anders aus.

Den Engländern in Indien gebührt zwar das Verdienst, sich bestrebt zu haben, den indischen Frauen durch Förderung des Missionsschulwesens und noch mehr durch Ausbildung und Einführung weiblicher Ärzte, sowie durch Verhinderung der Witwenverbrennungen Wohltaten zu erweisen. Diese können aber nicht eher als eine durchgreifende Verbesserung in dem Zustand der weiblichen Bevölkerung angesehen werden, als bis nicht das Pördasystem, d. h. die mehr oder weniger vollständige Zurückhaltung der Frauen in den Gemächern der „Senana", von den Hindus wieder abgeschüttelt worden ist, da sie ebensowenig wie die Vielweiberei, die heutzutage bei brahminischen Hindus allerdings kaum noch vorkommt, der altindischen, d. h. arischen, Kultur eigen gewesen ist, sondern von den Hindus den mohammedanischen Eindringlingen nachgeahmt wurde. Ganz im Gegensatz zu dem idealistischen Brahminentum ist aber der Islam eine sinnlich-materielle Religion, und sicherlich mögen die Mohammedaner Ursache gehabt haben, ihre den Sklaven gleich geachteten Frauen argwöhnisch und eifersüchtig durch Pördas, d. h. Vorhänge, gegen die Blicke anderer Männer abzuschließen. Von den alten Hindus berichtet uns dagegen die Sanskritliteratur, daß sie der Frau unbegrenztes Vertrauen und eine ebenso hohe, geachtete Stellung einräumten, wie wir dies tun. Freilich mag auch die Besorgnis der Hindus vor den Lüsten der mohammedanischen Eroberer zum Verbergen der Frauen und zu möglichst frühzeitigem Versorgen der Mädchen mit einem Beschützer beigetragen haben.

Das eine steht jedenfalls fest: die häusliche Tüchtigkeit, die Selbstlosigkeit, Herzensbildung und Opferwilligkeit der Hindufrau ist über jedes Lob erhaben, und ihre Religiosität ist, wie dies bei ihrem reichen Gefühlsleben begreiflich ist, fast grenzenlos. Aber ebenso unzweifelhaft mangeln ihr auch wissenschaftliche Kenntnisse und durchgreifende Verstandesbildung, was wohl mit dem alten, möglicherweise durch die Brahmanen genährten Aberglauben zusammenhängt, daß viel Wissen einer Frau schade, ja sie sogar in Gefahr bringe, frühzeitig Witwe zu werden! Gemeint ist damit, daß die einer beträchtlichen Geistesbildung zugewendete Zeit und Mühe eine Vernachlässigung des materiellen Wohles der Familie und der Wohlfahrt und Pflege von dessen Oberhaupt zur Folge haben könne.

Vom Standpunkt eines Familienvaters aus, der sich so schaffenskräftig wie möglich betätigen muß und will, ist die freiwillige, unbedingte Unterordnung der indischen Frau ohne Frage keine geringe Wohltat. Mit kleinlichen häuslichen Sorgen und Ärgernissen, mit Streit und Zank darf ihm nicht ge-

Hindufrauen; das Kind wird rittlings auf der Hüfte getragen.

naht werden, und keine Hindufrau erhebt gegen das Wort des Mannes irgend welchen Widerspruch; solange der Hausherr im Hause weilt, wagt keine weibliche Stimme sich darin laut vernehmen zu lassen. Erst wenn der Mann das Haus verlassen hat, dürfen die Frauen etwaige kleine Meinungsverschiedenheiten untereinander nach Gefallen zum Austrag bringen.

Die ungesunde patriarchalische Form der Gesamtfamilie, wo alle Nachkommen und jeder Zuwachs derselben, und wären es selbst hundert Familienangehörige, in demselben Hause beisammen wohnen bleiben, war ebenfalls dem alten Hindutume, das nur die Einzelfamilie kannte, durchaus fremd. Wenn aber diese naturwidrige Lebensweise nicht häufiger zu Unverträglichkeit und Trennung führt, so ist daran nur die gutartige Charakteranlage der Hindus, zumal der unendlich geduldigen, sanftmütigen und nachgiebigen Frauen schuld.

Die Hindufrau ist die verkörperte Weiblichkeit mit allen daraus entspringenden Vorzügen und Schwächen; sie ist ganz Zärtlichkeit, Hingebung und Güte, selbst in den arbeitenden, unteren Klassen, die der Reisende fast ausschließlich zu sehen bekommt und deren Vertreterinnen naturgemäß fast nie schön, sondern gewöhnlich unsagbar abgearbeitet aussehen, trotzdem aber auffallend graziös und gewandt erscheinen. Aus diesem Grunde kann man gar keine zärtlichere Kinderfrau finden als eine indische Aya. Die sorgenlos lebende Hindufrau dagegen, die über ausreichende Bedienung verfügt und ihre Körperschönheit pflegen kann, muß nach den wenigen Beispielen, die ich selbst zu sehen das seltene Glück hatte, von vollendetem Liebreiz sein. Schon in einer alten indischen Schöpfungssage werden die Vollkommenheiten und die Reize

Indisches Kindermädchen mit ihrem Gehilfen.

einer indischen Frau, deren Gesamtheit sich der Hindu als Göttin Tilottama verkörpert vorstellt, überschwenglich gepriesen. Es heißt dort: „Als Parabrahma, Schöpfer des Weltalls, die Frau erschaffen wollte, machte er die Wahrnehmung, daß er bei Erschaffung des Mannes sein gesamtes Material erschöpft hatte. Seine Bestürzung war groß, und er sann auf Ersatz. Er nahm die liebliche Rundung des Mondes, die wellenförmigen Linien und die Geschmeidigkeit des Schlangenkörpers, die graziösen Windungen der Schlingpflanze, das leichte Zittern des Grashalmes, die Schlankheit und Biegsamkeit der Weide, die sammetartige Weichheit der Blume, die Leichtigkeit der Feder, den sanften Blick der Taube, das Tändelnde, Scherzhafte des spielenden Sonnenstrahles, die Tränen der vorüberziehenden Wolke, die Unbeständigkeit des Windes, das Scheue des Hasen, die Eitelkeit des Pfaus, die Härte des Diamanten, das Süße des Honigs, die Grausamkeit des Tigers, die Glut des Feuers und die Kühle des Schnees, das Schwatzhafte des Papageis und das Girren der Turteltaube und das Einschmeichelnde, aber auch die Falschheit und Tücke der Katze. Alles dies mischte Parabrahma zusammen und formte daraus das Weib, das er dem Manne zur Gefährtin gab." Die Sage gipfelt dann etwas ungalant darin, daß der liebende Gatte in einem Augenblicke des Unmuts den Schöpfer bittet, ihn von seiner schönen Quälerin zu erlösen, bald darauf aber diese Bitte wieder zurücknimmt, um sie dann abermals vorzutragen; schließlich sieht er aber doch ein, daß es keinem Manne möglich sei, auf die Dauer ohne Frau glücklich zu leben.

Das in den Bardengesängen der Radschputen entstandene Urbild weiblicher Zärtlichkeit und Hingebung, die Fürstin Damajanti, und zahllose Dichterstellen zeigen, wie hoch die Indier die Frauen hielten, die vormals keineswegs so abgeschlossen wie heutzutage leben mußten; zu jener Zeit, als die Radschahhöfe noch Sitze ritterlicher und literarischer Unterhaltungen waren, wirkten die Frauen völlig uneingeschränkt in der Öffentlichkeit. Der Fürst Dusmantha übertrug während seines Fernseins seiner klugen Mutter die Regierung, und die herrliche Brahmanentochter Sakuntala empfing und unterhielt die Freunde ihres Vaters an seiner Statt; selbst in den Gesetzbüchern Manus wird den Hindus die höchste Ehrfurcht vor ihrer Mutter gepredigt, allerdings stets in Verbindung mit einem Hinweis darauf, daß die natürlichen Gaben der Frau denen des Mannes nicht gleichkämen.

In der Gegenwart, wo die überwiegend große Mehrheit der Hindus zu einer politisch toten, gegen alle Wechselfälle gleichgültigen und deshalb auch im übrigen nicht sehr charaktervollen Masse heruntergesunken ist, macht sicherlich das Los ihrer Frauen mannigfache Verbesserungen wünschenswert. Aber es haben sich bereits Stimmen einsichtsvoller indischer Damen erhoben, in dieser durch Behramdschi Malabari und Pandita Ramabai eingeleiteten Frauenbewegung nicht allzu weit zu gehen und den Hindufrauen nicht ihre bisherige genügsame Zufriedenheit zu rauben. Bei dieser Belehrung der Indierinnen, wieviel reicher an Freiheit die Frauen anderer Völker sind, darf doch wohl

das Dichterwort nicht ganz vergessen werden: „Wenn der Beraubte nicht den Raub vermißt — sagst du's ihm nicht, so ist er nicht bestohlen!"

Der Ausgangspunkt der indischen Frauenfrage liegt in der sogenannten Kinderehe, die man viel richtiger eine unlösbare Verlobung nennen müßte, der natürlich erst in heiratsfähigem Alter die Vermählung zu folgen hat; allerdings tritt die kleine Zukunftsfrau alsbald in die Familie ihres Gatten ein, um dort von dessen Mutter vollends erzogen zu werden. Den vorzeitigen Vermählungen allzu junger Leute suchten schon seit geraumer Zeit indische Fürsten sogar durch Gefängnisstrafen vorzubeugen, ebenso Ehen zwischen alten Männern und jungen Mädchen. Das Streben der Reformatorinnen geht nun dahin, die feste Verlobung von Kindern abzuschaffen, vor allen Dingen aber für die Ausbildung der in jugendlichstem Alter zu Witwen gewordenen Mädchen Sorge zu tragen und sie vor der ebenso ungerechten wie unwürdigen Behandlung zu schützen, die im allgemeinen den Witwen und ganz besonders den noch kinderlosen widerfährt.

Die entsetzlichen Anschauungen der Hindus in Bezug auf die Schuld, die eine Witwe am Tode ihres Gatten trägt, indem dies Ereignis als eine Strafe für ihren sündhaften Lebenswandel in einer ihrer früheren irdischen Erscheinungsformen hingestellt wird, diese Irrlehren sind es, die mit allen Mitteln aufgeklärt werden müssen. Nicht minder nötig ist aber angesichts der grenzenlosen Unkenntnis und Gleichgültigkeit des Volkes in hygienischen Dingen eine gründliche sanitäre Fürsorge. In dieser Hinsicht haben sich bereits amerikanische und europäische weibliche Ärzte ihrer indischen Schwestern mit rührender Hingebung angenommen, wobei sie, wie Mary Seelye, häufig sogar Opfer der Überanstrengung wurden; auch haben Lady Dufferin und vor dieser bereits im Jahre 1866 Miß Carpenter unter hohen Protektorinnen große Fonds zusammengebracht, um Kliniken und Hospitäler für kranke indische Frauen zu errichten und Indierinnen mit ärztlichen Kenntnissen auszurüsten, solange die Senanas männlichen Ärzten verschlossen bleiben; da deren gewaltsames Eindringen, wie anläßlich der letzten Pestepidemie, ernsthafte Unruhen hervorzurufen vermag, sind Vereinigungen wie die Association for Supplying Femal Medical Aid to the Women of India gar nicht freudig genug zu begrüßen. Was in Indien an der Volksgesundheit bislang gefrevelt sein mag, ist gar nicht zu ermessen, da die eingeborenen Ärzte zumal bei chirurgischen Maßregeln unzureichend sind und weil die Indier im allgemeinen die fatalistische Überzeugung hegen, daß ärztliche Hilfe nutzlos sei, sobald sich die Lebenskraft nicht mehr selbst zu helfen vermag und Alter oder Schicksalsbestimmung den Tod des Erkrankten verlangen.

Anders aber verhält es sich mit den indischen Frauenrechtsbestrebungen auf sozialem Gebiete, die in ihren Forderungen fast so weit gehen, wie die bei uns zu Lande auftretenden. In erster Linie steht, wie gesagt, das Verlangen, die mit ehelicher Verbindung gleichbedeutende Verlobung ganz junger Leute vollständig aufhören zu lassen. Gewiß klingt es für unser Gehör furchtbar,

Junge Hindufrau vornehmſter Kaſte.

wenn es heißt, daß es bei der Zählung im Jahre 1891 noch etwa 4000 Witwen zwischen fünf und zehn Jahren und beinahe 1000 gab, die noch nicht einmal das fünfte Jahr erreicht hatten; man muß nämlich in Betracht zieht, wie übel dieses Geschick an den jungen Witwen geahndet wird, die ihren zukünftigen Gatten häufig kaum kennen gelernt haben und die keinen Begriff haben können, warum sie von allen Seiten als Fluchbeladene verachtet und mißhandelt werden, warum sie nicht mehr ihre schönen Kleider und Schmucksachen tragen dürfen und weshalb sie plötzlich abseits essen und hausen müssen. Asyle, wie das von Narasim Jynegar in Meisor zur Ausbildung jugendlicher Brahmanenwitwen zu Lehrerinnen unter indischer Leitung begründete, sind als praktische Hilfsversuche aus dieser Not um so mehr zu begrüßen, als die schier unausrottbare Pestseuche in Indien die Scharen der Witwen noch immer täglich vergrößert und weil eine Brahmanenwitwe lieber Tod und Schande erleidet, ehe sie in die von christlichen Missionaren geleiteten Lehranstalten eintritt. Aber auch hier müßte stets der Schwerpunkt in der Bekämpfung des gegen die Witwen herrschenden Vorurteils liegen, das aus Verachtung in Mitleid und Teilnahme gewandelt werden müßte.

Ich würde kaum wagen, meine Bedenken gegen eine plötzliche, bei der Allmacht der Kastengewohnheiten übrigens gar nicht so bald zu erwartende Abschaffung der Kinderehen offen auszusprechen, wenn nicht auch eine Indierin, Anandibai Dschoßi, die nach gründlichen medizinischen Studien in Amerika bei der Heimkehr starb, so daß sie die ihr angebotene Oberarztstelle an einem indischen Frauenhospital nicht übernehmen konnte, zu derselben Überzeugung gelangt wäre. Die Anschauungen der Hindus über die Stellung und Aufgaben der Frau weichen doch zu sehr von den unserigen ab, als daß man ihnen ohne weiteres unsere Gewohnheiten einimpfen dürfte. Gerade in Amerika wird die kluge Anandibai Dschoßi wohl genug Beispiele gründlicher Frauenemanzipation und in reifem Alter geschlossener „Vernunft"heiraten beobachtet haben, um zu der Erkenntnis gelangt zu sein, daß sich ihre Landsleute bei dem jetzigen System nicht wesentlich übler befinden, besonders nachdem durch ein Gesetz die untere Jahresgrenze für die Vermählung vorläufig für Jünglinge auf 18 und für Mädchen auf 14, in neuester Zeit sogar auf 20 und 16 Jahre festgesetzt wurde.

Vom Verlobungstage an weiß die junge Indierin bereits, welches männliche Wesen für sie fortan den vornehmsten Inhalt ihres Denkens und Sorgens zu bilden hat, und die Qual einer Wahl bleibt ihr erspart; ebenso kommt der junge Mann gar nicht in die Lage, während seines Heranwachsens seine Gedanken auf ein anderes Mädchen zu richten, als auf das ihm von seinen Angehörigen unter sorgsamer Beihilfe von Freunden, Brahmanen und Heiratsvermittlern oder Gatakis auserwählte. Da diese stets aus völlig gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgegangen ist, kennt und teilt sie die in der Familie des Gatten herrschenden Anschauungen und Gewohnheiten; frisch und unverdorben gehören die jungen Leute nunmehr nur sich an, ohne allerdings zuvor ihr Leben nach Kräften „genossen" zu haben.

Bei dem Grundgedanken der Hindukultur, daß kein gesunder Mensch unverheiratet sein dürfe und die Frau ausschließlich der ihr von der Natur verliehenen Bestimmung gerecht zu werden suchen müsse, worunter auch die Sorge für die Erhaltung des Gatten in dem denkbar leistungsfähigsten Zustand begriffen wird, und solange das Pördasystem nicht völlig fällt, scheint es für die Hindus kaum möglich, günstigere Eheresultate zu erzielen, als durch die dort jetzt übliche edlere Form einer Zuchtwahl. Im übrigen ist durch eine überaus leicht erreichbare Ehescheidung dafür gesorgt, daß unglückliche Ehen nicht zu bestehen brauchen, bezeichnenderweise wird diese Freiheit aber auffallend wenig in Anspruch genommen, ein Beleg mehr für die im ganzen überaus verträgliche Gutmütigkeit der Hindus; brutale Gatten werden unter ihnen aber gewiß ebensowenig ganz fehlen, wie unter anderen Völkern.

Es ist hier nicht der Platz, die Gedanken zu erörtern, die sich jeder Vaterlandsfreund über die schreckenerregende Entartung und den Verfall unserer eigenen Rasse und über die Wege machen muß, die zu einer Genesung und Wiedergeburt unserer Kulturmenschheit führen könnten. Das trostlose Bild unserer gegenwärtigen sozialen Zustände, die in unserer natur- und gesundheitswidrigen, nervenzerstörenden Lebensweise und nicht zum wenigsten in einem verderbten Geschlechtsleben ihren Grund haben, habe ich hier nicht zu entrollen. Auf die Erfüllung des utopischen Sehnsuchtstraumes Schopenhauers, daß sich nur noch die edelmütigsten, an Körper und Geist gesundesten Männer mit auserlesenen Frauen, unter jauchzenden, neidlosen Glückwünschen der weniger von der Natur Gesegneten, vermählen dürften, um ein edleres Menschengeschlecht zu erzeugen, oder daß zum allerwenigsten auf dem Standesamte von dem jungen Paare neben dem Nachweise der Persönlichkeit eine ärztliche Bescheinigung völliger Gesundheit, sowohl der eigenen wie der elterlichen, verlangt werde, darauf vermag wohl niemand im Ernste zu hoffen; an die erbliche Belastung der Nachkommen wird in alle Ewigkeit weniger gedacht werden als an die Erbschaft. Aber man frage sich doch einmal ganz ernstlich, ob nicht ein indisches Mädchen, die einen noch nicht durch andere weibliche Zärtlichkeiten verwöhnten Gatten empfängt, und ob nicht ein junger Indier, dem von den Seinen mit grenzenloser Sorgfalt eine angemessene Gattin ausgewählt wurde, die dann ganz ausschließlich für ihn und sein häusliches Behagen auferzogen wird, ob solche Gatten ihre Tage nicht vielleicht innerlich glücklicher beschließen, als Leute, die sich nach allerlei „Verhältnissen" durch die Zeitung oder beim Heiratsvermittler mit einer „passenden Partie" versorgt haben.

Soweit ich das Leben indischer Frauen zu beobachten vermochte, habe ich nicht den Eindruck gewonnen, daß sie sich in dem engen Pflichtenkreis, der um sie gezogen wird, unglücklich fühlten. Wie oft bin ich im Dunkel der Nacht durch indische Dörfer und Vorstädte vor die offenen Hütten geschlichen, aber stets konnte ich mich weiden an den sich im Scheine des flackernden Herdfeuers abspielenden idyllischen Bildern, an harmlos-ruhigem, heiterem Familienglück, wobei die Hausfrau durchaus nicht etwa die Rolle einer gequälten Sklavin

spielte. Auch bei uns zu Lande muß eine Frau, wenn die Mittel nicht ausreichende Dienerschaft erlauben, im Hause ebenso herzhaft schaffen und zugreifen wie die indische, und die zartfühlende Behandlung seitens der Herren Gatten mag wohl dabei auch manchmal einiges zu wünschen übrig lassen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß unter den indischen Ehen nicht weniger glückliche sind als bei uns, wo Mann und Frau häufig einander erst nach der Hochzeitsreise näher kennen lernen.

Einzelhaushalt an Stelle der Gesamtfamilien, Zwanglosigkeit im öffentlichen Verkehr für die Frauen, Veredelung der Volksanschauungen in Bezug auf die Verwitwung, das also sind die nächstliegenden Forderungen, deren Erfüllung alsbald alles in zweiter Linie Wünschenswerte mit sich bringen wird.

Die einstmals übliche Verbrennung von Witwen mit dem Leichnam des Gatten, die viel dazu beigetragen hat, dem Worte Indien einen Anklang des Unheimlichen zu geben, verdient ebenso wie die Einrichtung der Kinderehe unter Beachtung der besonderen indischen Verhältnisse geprüft zu werden. Diese Selbstopferungen kamen im Verhältnis zu der riesigen Einwohnerschaft Indiens niemals in beträchtlicher Zahl vor und wurden erst etwas häufiger, als die Engländer im Jahre 1815 versuchten, ihre Ausführung durch Polizeivorschriften zu erschweren; hierdurch wurde aber nur ein gewisser idealistischer Trotz unter den Hindus wachgerufen, so daß die Zahl der jährlichen Witwenverbrennungen bis zum Jahre 1828 jählings auf 300 und sogar auf 800 gestiegen sein soll, wodurch der Generalgouverneur Lord Bentinck sich genötigt sah, sie plötzlich und vollständig zu verbieten; zur allgemeinen Überraschung wurde dies völlige Verbot ruhig befolgt, ohne daß die befürchteten Unruhen zum Ausbruch kamen.

Vielfach wird den Brahmanen die Schuld zugeschoben, durch gefälschte Auslegung eines Rig-Weda-Verses, der sich auf die Teilnahme der Witwen an der Verbrennungszeremonie für den verstorbenen Gatten bezieht, die Witwen förmlich zur Selbstverbrennung gezwungen zu haben; diese Anschauung widerspricht aber durchaus dem Geiste des Hindutums, das viel zu feinfühlig für so brutale Zwangsmaßregeln ist, ebenso wie ein Fanatismus dieser Art den Brahmanen vollständig fernliegt. Die von einzelnen Reisenden berichteten Fälle von angewendeter Gewalt beziehen sich vermutlich auf die Witwen mohammedanischer Despoten, und sehr wahrscheinlich ist es auch, daß die Brahmanen in jener Weda-Stelle statt agre = zuerst agneh = Feuer gelesen haben, um daraus einen Trostgrund für diejenigen Witwen zu bilden, die durch das Gefühl nunmehrigen Verlassenseins, sowie durch Abscheu und Furcht vor dem kläglichen Witwenlos zum Selbstmordentschluß getrieben waren, von dem sie sich durch keine Überredung zurückbringen ließen. Im Grunde sind diese Witwenverbrennungen jedoch nichts anderes, als eine Fortsetzung der Gewohnheit der Frauen der alten Indo-Arier, die beim Untergang ihrer in der Schlacht gefallenen Gatten das Lager in Brand setzten und sich in die Flammen stürzten, um nicht in die Hände der Sieger zu fallen. Auch mag

wohl die mythologische Sage von solchem Selbstopfer der Göttin Kali zur Nacheiferung angespornt haben und nicht minder die Bewunderung, die eine derartige Tat stets hervorrief, sowie die Ehrungen durch Denksteine in Gestalt der Fußabdrücke, die einer auf diesem Weg sich selbst vernichtenden Witwe oder Sati gesetzt wurden. Die entsündigende Macht, die einer liebevollen und mutigen Sati in der Purana zugeschrieben wird, mag schließlich ebenfalls zu dieser Art des Selbstmords getrieben haben, denn in dieser Schrift wird geradezu behauptet, daß eine Sati durch ihr Selbstopfer den Geist ihres Gatten von allen Strafen für seine Sünden erlöst, wären diese auch die denkbar entsetzlichsten gewesen; selbst die Tötung eines Brahmanen könnte dadurch gesühnt werden!

Daß sich die Fälle der Wiederverheiratung von Witwen zu mehren scheinen, ist neuerdings in den indischen Tageszeitungen mit Genugtuung festgestellt worden, was einen offenbaren Wandel in diesen Anschauungen bekundet. Befremdlich für uns ist dabei jedoch die Sitte, daß die Vermählte dann alle Geschenke, die sie von dem früheren Gatten erhalten hat, an dessen Familie überliefert, ebenso wie die jener Ehe entsprossenen Kinder.

Eine der wichtigsten Kultusbestimmungen des Hindutums verlangt, daß die Zeremonien bei und nach dem Begräbnis eines Hindu von einem Sohne vollzogen werden, und niemals vermag ein weibliches Wesen die Seelen der Eltern durch das Totenopfer Sraddha aus der Hölle zu erlösen; daß diese Anschauung auch in dem Kadisch der Hebräer geteilt wurde, ist ebenso auffällig wie andere Ähnlichkeiten in den Ritualen der Rabbiner und Brahmanen. Dieser Bestimmung entsprechend gibt es kein Hinduehepaar, das nicht vor allen Dingen einen männlichen Sprößling ersehnte. Die Geburt eines Töchterchens wird erst in zweiter Linie gern gesehen, für den Fall aber, daß die Familie von hoher Kaste ist, sich jedoch in dürftigen Verhältnissen befindet, wird sie sogar als ein wahres Unglück empfunden. Die dem Kastenrang entsprechende Ausstattung und die ebenfalls von den Eltern der Braut zu tragenden unsinnig hohen Kosten der Hochzeit vernichten häufig den geringen Wohlstand der Familie vollständig, da bei derselben unmäßige Geschenke an die Freunde und Brahmanen verabfolgt werden müssen, wofür erst neuerdings gesetzmäßige Grenzen gezogen wurden. Verspricht überdies das neugeborene Kind ein schwächliches oder gar verkrüppeltes Mädchen zu werden, so ist es gar kein Wunder, daß die besonders bei den Radschputen übliche Tötung neugeborener Mädchen bis in die neueste Zeit ohne Schuldbewußtsein im Schwange blieb und auch wohl jetzt noch durch Nahrungsentziehung erzielt wird. Ebenso mag gar mancher angebliche Tod durch „Schlangenbiß" in Wirklichkeit durch einen Nadelstich oder etwas Opium bewirkt worden sein, denn merkwürdigerweise ist es in Indien bei Todesfällen durch den Biß giftiger Schlangen nicht überall erforderlich, den Leichnam, wie dies sonst üblich ist, durch den nächsten Bezirksbeamten begutachten zu lassen; die fabelhaften Ziffern der als Todesursachen angegebenen Schlangenbisse mögen wohl vielfach aus anderen Gründen diese Höhe erreichen.

Es wäre mir frivol erschienen, wenn ich die uns seltsam, häufig sogar komisch anmutenden Gebräuche der Hindus anläßlich der für die Familie wichtigsten Ereignisse erwähnt hätte, ohne die dabei zu Grunde liegenden Anschauungen vorausgeschickt zu haben.

In der Tat kann die Art und Weise, wie die neugeborene kleine Indierin beim Erwachen zum Dasein begrüßt wird, selten dazu beitragen, das Selbstgefühl und die Ansprüche der anderen weiblichen Familienmitglieder zu heben. Wenn auch die Behauptung ganz entschieden eine Übertreibung ist, daß den Töchtern einer Hindufamilie ihr Dasein unausgesetzt verbittert oder wie ein Vergehen vorgeworfen zu werden pflegt, so wird doch die Geburt eines Sohnes, namentlich des ersten, begreiflicherweise mit weit mehr Freude und Jubel gefeiert, ja man kann sogar sagen: ausposaunt, als die eines Mädchens; alle Mitglieder einer Gesamtfamilie beeilen sich, mit Hilfe laut kreischender Opferhornmuscheln oder anderer klangvoller Geräte, an denen ja wegen der Benutzung bronzener Küchengeschirre im Hinduhaushalt kein Mangel herrscht, ihren getreuen Freunden und guten Nachbarn das erwünschte Ereignis in die Ohren zu schmettern, wobei sie gewiß sein können, auf allen Seiten ein teilnahmsvolles Echo zu finden. Wenn man in solchen Augenblicken ein Hindudorf betritt, könnte man an eine allgemeine Besessenheit glauben, so lebhaft ist dieser Tumult!

Ganz im Gegensatz dazu vollzieht sich der Eintritt eines Mädchens in das Leben, um nicht zu sagen in das irdische Jammertal, so geräuschlos wie möglich; diese Stille entspricht ganz und gar dem Verhalten, das in Indien von einem weiblichen Wesen ihr ganzes Leben lang als selbstverständlich und naturgemäß gefordert wird, da man ein Weib so wenig wie möglich gewahr werden soll und dies möglichst unbeachtet und still seine Pflichten zu erfüllen hat. Je nach der Vermögenslage mag die Behandlung recht verschieden ausfallen, doch habe ich viel häufiger einen liebevollen Umgangston als eine tyrannische Betonung des dienenden Verhältnisses beobachtet, das die Hindukultur der Frau dem Manne gegenüber auflabet. Bei den oberen Klassen wird dieser Ton sicherlich noch wesentlich liebenswürdiger klingen, als bei dem niederen Volke, dessen Treiben der Fremde allein zu beobachten vermag; wenn er einige Behutsamkeit aufwendet, kann er dabei häufig sehr drollige und anmutige Familienszenen belauschen.

Es ist freilich eine Tatsache, daß als Kinder gewöhnlich nur Söhne gezählt werden, und daß in vielen Teilen Indiens Töchter nicht einmal erbberechtigt sind; ein sonderbarer Brauch bringt es im Pendschab sogar mit sich, daß der Vater bei der Nachricht von der Geburt eines Mädchens mit einem Stock gegen einen leeren Korb zu schlagen und auf teilnehmende Fragen, ob ihm ein Kind geboren sei, mit nein zu antworten pflegt. Selbst die Mutter des Kindes muß manchmal die getäuschte Hoffnung der Familie auf männliche Nachkommenschaft durch Vernachlässigung büßen, während mit ihr und ihrem Sprößling, falls dies ein Bube ist, wahre Abgötterei getrieben wird. Die Dasturi, die althergebrachte Sitte, erlaubt dem Vater jedoch nicht, das neugeborene Söhnlein

unmittelbar zu betrachten, sondern nur als Spiegelbild; zu diesem Zwecke hebt die Schwiegermutter den kleinen nackten Burschen hinter der Schulter des in gebeugter Haltung sitzenden Vaters in die Höhe, so daß dieser ihn zum ersten Male auf einer vor ihm stehenden flachen, mit geschmolzener Kuhbutter gefüllten, blankpolierten Metallschüssel erblickt, in die auch bei der Vermählung gleichzeitig Strahlen von Milch und zerlassener Butter durch einen goldenen Ring hineingegossen wurden.

Ich erwähnte bereits im elften Kapitel, daß ich in Dschodpur gerade während der festlichen Woche weilte, in der sämtliche Hochzeiten des Jahres gefeiert wurden, so daß die an und für sich so seltsame Radschputenstadt in einem wahren Freudentaumel schwamm. Ich muß es bei der starken vorurteilsvollen Abneigung sowohl gegen Europäer, wie gegen das für die Hindus sehr unbehagliche Photographiertwerden als eine Art von Wunder betrachten, daß es mir glückte, eine der zahlreichen durch die Stadt ziehenden Hochzeitsgesellschaften auf die Platte zu bringen. Die Stellungen der meisten Familienmitglieder lassen deutlich erkennen, wie widerwillig sie meiner Bitte und dem guten Zureden des mich begleitenden Staatsbeamten willfahrten, dieses Bild von ihnen zu machen; fast könnte es sogar scheinen, als ob die Brautmutter, die neben ihrer, man möchte sagen hermetisch verschleierten Tochter kauert, die Faust drohend ballt, um ihrer Besorgnis vor dem bösen Blick des aus dem Apparat hervorlugenden blanken Objektivauges Ausdruck zu geben; auch der junge Gatte sieht dem großen Augenblick der Aufnahme mit merklichem Unbehagen entgegen. Viel Vergnügen machte es mir aber zu sehen, wie sich die andere, am Fuße des Bildes kauernde Schwiegermutter zwar pflichtschuldigst verschleierte und sogar noch die Hand vor das Gesicht hielt, dabei aber doch nicht umhin konnte, ein bißchen durch die Finger zu gucken, um ja nichts von meinem Gebaren zu übersehen.

Wie überall im Leben und Wesen der Hindus, spielen auch bei der Hochzeit Sinnbilder und Gleichnisse eine hervorragende Rolle. Es erscheint uns kindlich, daß in dem Hochzeitsfestzuge wohlhabender Hindus zahlreiche Modelle von Häusern, Pferden, Wagen und sonstiger wie Spielzeug aussehender Dinge einhergetragen werden, doch sollen diese Symbole nur gute Wünsche für Reichtum und Besitzvermehrung ausdrücken; auch die mit einer Schnur umwickelte Kokosnuß, die der Bräutigam während des Umzuges in der Hand tragen muß, ist uns erst verständlich, wenn wir sie gleich den Hindus als Symbol der Fruchtbarkeit und Segensfülle betrachten. Diese Kokosnuß ist das nie fehlende erste Geschenk des Vaters der Braut an den Bräutigam, dem die anderen: Stoffe, Goldmünzen, Pferde und sonstige Haushaltsbedürfnisse je nach Vermögen folgen, während der Vater des Bräutigams sich auf Übersendung von Schmucksachen, Rohrzucker und Opium an die Familie der Braut zu beschränken pflegt. Die Kokosnuß ist bei der Verlobungsfeier mit einer Schnur umwickelt, die so viel Knoten aufweist, als voraussichtlich noch Wochen verfließen, bis die tatsächliche Vermählung des jungen Paares stattfinden kann.

Jugendliches Radschputen-Ehepaar im Hochzeitsschmucke
mit den nächsten Verwandten.

Die eine Hochzeit begleitenden zahllosen, tagelang dauernden Förmlichkeiten müssen uns schneller Lebenden ebenso wie die dabei abgesungenen Lieder ungemein ermüdend erscheinen; der Hindu dagegen versenkt sich mit vollster Aufmerksamkeit in alle diese Vorgänge und kann seinerseits die große Eilfertigkeit nicht begreifen, mit der Europäer die wichtigste Handlung ihres Lebens vollziehen.

Bereits mehrere Tage vor dem Hochzeitsfeste werden sämtliche Fußböden des Hochzeitshauses mit einem neuen Estrich aus Lehm und gedörrtem Kuhdünger gepflastert und mit Asche von verbranntem Kuhdünger bestäubt; dann wird in der Mitte des Innenhofes der festliche Scheiterhaufen aus Scheiben von getrocknetem Kuhdünger aufgehäuft, dessen Glut während der Feierlichkeiten nicht erlöschen darf. Während der Hausbrahmane ihn in Brand steckt und die Gottheit in Puranastrophen preist und anruft, stimmen die Frauen die Hochzeitsgesänge an; in diesem Augenblicke werden in den meisten Gegenden Indiens Braut und Bräutigam von ihren Angehörigen in abgesonderten Räumen unter Aufwand besonderer Zärtlichkeit mit Kokosöl eingerieben, um dann auf dem Festplatz zu erscheinen, wobei ihnen die beiden Mütter des jungen Paares voran gehen, die Hand in Hand das Opferfeuer umschreiten. Mit besonderer Feierlichkeit malt nunmehr der Brahmane dem Bräutigam das seiner Sekte zukommende religiöse Tilakzeichen auf die Stirne, während der Braut von ihren Eltern etwas Öl aufs Haupt geträufelt wird, und dann pflegt eine kurze Prüfung der von den jungen Leuten bereits erworbenen Kenntnisse und Ansichten zu folgen, bevor die weiteren Zeremonien stattfinden.

Ganz besonders wird in Bengalen auf die wissenschaftliche Bildung des Bräutigams Wert gelegt, und der Vater eines Sohnes, der ein Universitätsexamen bestanden und einen akademischen Gradtitel errungen hat, darf hinsichtlich der Eigenschaften und Ausstattung der Schwiegertochter ganz besonders hohe Ansprüche stellen, obgleich reiche Väter es sich nicht nehmen lassen, für ihre Söhne die Hochzeitskosten zu bezahlen, die oft mehr als ein Lakh Rupies d. h. mehr als 200000 Mark betragen; früher wurde sogar seitens bengalischer Familien ein wahrer Wetteifer entwickelt, sich hierbei an Aufwand zu überbieten. Die zunehmende allgemeine Armut hat auch den Prunk bei den Hochzeitsfeierlichkeiten auffallend verringert, und ist dies nicht, wie oft geglaubt wird, ein Verdienst der Regierungsvorschriften, durch die für alle an die Brahmanen und Beamten zu zahlenden Gebühren eine bestimmte Taxe festgesetzt wurde.

Die bei uns herrschenden Ansichten über die indische Ehe würdigen selten genügend die große Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die von vermögenden Eltern aufgewendet wird, um für ihre Töchter nicht nur angesehene und tüchtige, sondern auch mit körperlichen Vorzügen gesegnete Gatten zu bekommen; in Kalkutta sind zahlreiche Fälle bekannt, wo von den Angehörigen des Mädchens die durch Heiratsvermittlerinnen vorgeschlagenen Kandidaten zurückgewiesen

wurden, deren Vermögenslage und Stellung zwar nichts zu wünschen übrig ließ, deren physische Eigenschaften aber nicht danach angetan schienen, die Braut zu einer glücklichen Frau zu machen. Um derartige Körbe weniger empfindlich klingen zu lassen, wissen die Astrologen dann in den Horoskopen der Beteiligten irgend welche Gründe zu finden, die ein Zustandekommen der Ehe widerraten. Sehr bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß in Bengalen der Einfluß der Kaste neuerdings nicht mehr eine so überwiegende und unerschütterliche Bedeutung hat wie früher; in der Radschputana ist dies aber auch heute noch der Fall, und der Vater eines Mädchens verliert dort stets seinen Kastenrang, wenn es den Sohn eines Mannes von niederer Kaste ehelicht.

Das von mir vorhin geschilderte Umkreisen des Hochzeitsfeuers durch die beiden Schwiegermütter und das Salben des Brautpaares mit Öl bildet einen zwar sehr wichtigen, aber doch nur kleinen Teil der Zeremonien und Feierlichkeiten, die mit jeder Eheschließung verknüpft und nach Gegend und Kaste sehr verschieden sind. In wohlhabenden Familien Bengalens herrschen überaus umständliche Hochzeitsgebräuche, von denen viele jedoch vor dem Europäer so verborgen gehalten werden, daß ich mich bei deren Schilderung zum Teil auf die Angaben des gelehrten Hindu Schib Schönder Bose verlassen muß.

Bereits die der Verlobung vorhergehenden gegenseitigen Besuche der Anverwandten, Hausbrahmanen und Freunde des jungen Paares erfordern beträchtliche Ausgaben für möglichst glänzende Bewirtung, Gastgeschenke und Gaben an die Dienerschaft. Wenn keiner der Angehörigen der beiden zukünftigen Gatten, die sich gewöhnlich bis dahin noch nicht gesehen haben, begründete Einwände erhebt, wird der Ehekontrakt oder Pattra aufgesetzt, wobei aber ängstlich darauf geachtet wird, daß nur aus Bengalen stammendes Schreibmaterial und kein europäisches dabei verwendet wird; auch die Anzahl der Linien und andere Äußerlichkeiten sind durch Vorschriften geregelt. Dann erfolgt im Anschluß an ein überaus reiches und gastfreies Mahl der Austausch von glückverheißenden Gaben wie Betel, Reis, Sandelholz, Kaurimuscheln und einem Alta genannten, auf dünnes Bastpapier aufgetragenen Farbstoff, mit dem sich die Frauen und Mädchen brahminischer Hindus die Fußsohlen rot schminken; rote Lederpantoffeln pflegen nur mohammedanische Frauenzimmer zu tragen. Bei dieser, wie bei allen anderen mit der Eheschließung in Verbindung stehenden Feierlichkeiten wird von weiblichen Familienmitgliedern durch Blasen auf Muschelhörnern für möglichstes Bekanntwerden des Festes gesorgt und zur Teilnahme daran eingeladen.

An einem Tage von besonders günstiger Vorbedeutung wird dann der junge Bräutigam mit besonderer Sorgfalt gebadet, in ein rotes Gewand gekleidet und auf einen Mühlstein gestellt, den fünf verheiratete Frauen, deren Gatten noch am Leben sind und von denen eine eine Brahmanenfrau sein muß, fünfmal umkreisen, wobei sie ihn mit einer wohlriechenden Salbe betupfen, mit Gangeswasser besprengen und seine Stirn mit Betelblättern und zwanzig aus Gold und Silber, sowie aus Reismehl geformten Modellen glückbringen-

der Dinge berühren. Von diesem Gatra Haridra genannten Tage an bis zur wirklichen Vermählung muß der Bräutigam stets eine Schere zum Aufknacken von Betelnüssen, die Braut eine Dose mit schwarzer Augenwimperschminke bei sich tragen, deren Vergessen als ein unheilvolles Vorzeichen betrachtet wird. Außer dieser Dose erhält die Braut mehr oder weniger reiche Geschenke, vor allen Dingen aber wird ihr durch den Barbier der Familie des Bräutigams eine silberne Schale und darin der Rest jener Salbe zugestellt, womit der Bräutigam betupft wurde; mit dieser wird dann sie von ihrer Mutter eingerieben. Daß die ihr von dem Vater des Bräutigams gesandten Gaben von ihren Angehörigen möglichst freigebig erwidert werden, ist selbstverständlich.

Nun erst wird unter Beirat der Astrologen ein Hochzeitstag gewählt. Falls das junge Paar noch nicht erwachsen ist, ist dieser nur ein nochmaliges Verlobungsfest, das sich auf mehrere Tage erstreckt und mit einer großen, vom Brautvater veranstalteten Festlichkeit eingeleitet wird; durch den am nächsten Tage stattfindenden standesgemäßen festlichen Umzug mit Musikbanden, Illumination und Feuerwerk, sowie durch maßlose Bewirtung und massenhafte Geschenke verschlingt dieses Fest ungeheuere Summen, aber erst durch dieses Ahibarrabhat-Fest gilt die Ehe als fest geschlossen.

Sollte der Bräutigam jedoch das Unglück haben, vor der tatsächlichen Vermählung zu sterben, so gilt die jungfräuliche Braut als Witwe und muß die bejammernswerte Mißachtung dulden, die Ungerechtigkeit und Vorurteil verwitweten Frauen zuwendet.

Der Hauptfesttag wird nicht mit Schmausen, sondern mit Fasten und mit Opfern zum Gedächtnis der Vorfahren beider Familien begonnen; dann folgt ein schmaler Imbiß von süßer und saurer Milch oder Backwerk und Früchten. Eine Ausnahme macht hierbei nur die Mutter des Bräutigams, die an diesem Tage in auffälliger Weise nicht weniger als siebenmal speist, in Erinnerung an eine mythologische Sage, derzufolge der auf die Brautschau gehende Kriegsgott Kartikeja sah, wie seine Mutter mit ihren zehn Händen unmäßig aß, aus Besorgnis, daß ihr später seine junge Frau nicht satt genug zu essen geben würde. Andererseits genießt die Mutter der Braut während des Festes nicht das mindeste, in der Erwartung, daß es ihr dafür nachher um so besser gehen werde.

Auch an diesem Tage werden die Stirnen der jungen Leute von fünf Frauen mit glückbringenden Sinnbildern berührt, und dann wird mit ihnen allerlei anderer abergläubischer Unfug getrieben, der aber ebenfalls stets das Ziel hat, das Glück und die Zuneigung des Paares zu fördern; die von Schiwa besonders in der Erscheinung als vielarmige Kriegsgöttin Durga geliebte Gemahlin dieses Gottes spielt bei all diesen Zeremonien eine Hauptrolle, und der Name Durga wird auf das Kleid und den Sessel der Braut und überallhin geschrieben, wohin der Blick des Bräutigams fallen könnte.

Häufig haben sich Braut und Bräutigam bis jetzt noch nicht von Angesicht gesehen, und es erfolgt dies erst am Abend des Tages, nach der

Abholung der Braut durch den in feinste Benares-Seidenstickerei gekleideten und so reich wie möglich mit Schmucksachen beladenen Bräutigam. Von zwei mit Fliegenwedeln aus Yakschwänzen ausstaffierten Knaben begleitet, nimmt dieser auf dem Rücken eines prachtvoll aufgeschirrten Staatselefanten oder Paradepferdes Platz und zieht dann mit einem ungeheuren Troß von berittenen Freunden und einer möglichst stattlichen Prozession von Musikanten, Sängern, Fackel- und Symbolträgern nach dem Hause der Braut. Ehe er aber die Schwelle seiner elterlichen Wohnung verläßt, hat er auf die Frage seiner Mutter: „Wo gehst du hin?" die Antwort zu geben: „Dir deine Dasi, deine Dienerin zu holen!" Darauf wirft sein Vater eine Messingschale voll Reis, ein Büchschen Mennige zum Aufmalen des roten Stirnzeichens und eine Rupienmünze über den Kopf des Knaben in das ausgestreckte Gewand der hinter diesem stehenden Mutter, und diese vorbedeutungsreiche Handlung ist für den Bräutigam das Zeichen, den Zug nach dem Brauthause anzutreten.

Jeder Teilnehmer des Festzuges trachtet danach, ihn durch seine Kleidung so farbenreich und glänzend wie möglich zu machen, und so ist es denn kein Wunder, daß überall ein Zusammenströmen des von dem Getöse der Musikanten und Sängerinnen herbeigelockten Volkes stattfindet. Ich habe selbst wiederholt bei Hindu-Hochzeiten, zu denen ich eingeladen war, an diesem Zuge teilgenommen, weil es gar kein malerischeres Schauspiel geben kann, als die grell von den Fackeln beschienenen Häuser, von deren Balkonen und Fenstern die Insassen mit leuchtenden Augen in lebhafter Erregung und Neugier auf den rauschenden Festtrubel herunterschauen. Selbst sonst nie in der Öffentlichkeit sichtbare ehrbare Frauen werfen bei der allgemeinen Aufregung ihre Scheu ab und blicken, weit über die Fensterbrüstung gelehnt, dem Bräutigamszuge nach, eingedenk des Tages, wo sie selbst in kindischer Unwissenheit durch die Erscheinung eines solchen vor ihrem elterlichen Hause in liebliche Verwirrung gebracht wurden.

Im Hause der Braut empfängt der Bräutigam aus den Händen eines zukünftigen Schwagers oder anderen Verwandten eine Betelnuß, die von ihr bereits den ganzen Tag im Munde getragen wurde und die er nun mit dem ihm am Kajalnatha-Feste verehrten Nußknacker öffnet, wobei er jedoch einiges Zögern und Widerstreben an den Tag legen muß, bis er den Nußkern verzehrt. Er sitzt dabei auf drei rotseidenen Polstern und ist auch auf allen drei Seiten von derartigen Kissen umgeben, vielleicht, um ihm das Fragen und Prüfen weniger unbequem erscheinen zu lassen, wodurch seine neuen Verwandten ihn, sein Wissen und seine Ansichten gesprächsweise kennen zu lernen suchen. Ist diese dem Bräutigam gewöhnlich überaus peinliche Zeremonie beendigt, so wird er, nachdem er ein rotseidenes Kleid angelegt hat, in die Hauskapelle eingeführt, wohin auch die verschleierte, ebenfalls rot gekleidete und überreich mit goldenem Schmuck beladene Braut aus den Frauengemächern geleitet wird und wo die Hochzeitsgaben aufgestapelt liegen.

Der Familienbrahmane teilt nunmehr vierzehn Halme von Kusagras in zwei Hälften, die er in die Hand des inzwischen mit einem Kopfputz aus Gold und Silberflittern geschmückten Bräutigams legt, träufelt dann Gangeswasser hinein und hält sie segnend fest, indem der Schwiegervater auf die Ehe bezügliche, glückwünschende Mantraverse herspricht. Hierauf streut der Priester Blumen und Reis auf einen Metallteller, auf dem ein Nachen als Sinnbild der weiblichen Eigenart eingraviert ist, während der darin aufgerichtete Mastbaum für den Hindu ähnlich wie das Lingam das Symbol der Männlichkeit ist. Nun legt der Brahmane die Hand der Braut auf die ihres Gatten, umwindet beide Hände mit einer zarten Blumengirlande und läßt sie so zusammen auf dem Kupferteller ruhen, während der Vater des Mädchens unter Namensnennung der beiderseitigen Vorfahren und Eltern dem jungen Mann seine Tochter zuspricht, worauf dieser erklärt: „Ich habe sie erhalten!" Nach diesen Worten löst der Schwiegervater die Blütenkette, besprengt das Paar unter Segenswünschen mit Gangeswasser und verknüpft ihre Seidengewänder als Zeichen der nunmehrigen Unzertrennlichkeit mit einem Zeugstreifen, worin eine bestimmte Menge von Betelnüssen und Samenkörnern eingeknüpft sind. Alsdann verhüllen die anwesenden Frauen das junge Paar mit einem dünnen Tuch, indem sie die Braut ermuntern, sich darunter zu entschleiern und ihrem Gatten, häufig zum ersten Male, ins Auge zu schauen.

Bronzeteller für Hochzeitsblumen. 1/4.

Die hierauf vollzogenen und am folgenden Tage genau wiederholten abergläubischen Zeremonien müssen uns kindlich oder töricht erscheinen, wenn wir ihre sinnbildliche Bedeutung nicht kennen; nicht alle erklären sich selbst so deutlich, wie das Berühren der Lippen des Bräutigams durch die Mutter seiner Frau zuerst mit einem Vorlegeschloß und dann mit Figürchen aus Zucker, um ihn zu bitten, das Frauchen mit bösen Worten zu verschonen und ihr nur Süßes und Angenehmes zu sagen.

Das oft noch im kindlichen Alter stehende Paar wird nach dem Bekränzen und Verabschieden der so lecker wie möglich bewirteten Gäste von den weiblichen Verwandten in das Basarghar, in das „Gemach des glücklichen Paares", eingeführt und zum Ruhen eingeladen; die dabei zwischen Braut und Bräutigam gepflogene Unterhaltung wird natürlich mit gespannter Aufmerksamkeit belauscht und gibt Anlaß zu ausgelassener Heiterkeit der Frauen, die den jungen Leuten durch allerlei Scherze und Überraschungen keinen Augenblick Ruhe lassen, so

daß beide das Anbrechen des Morgens mit Ungeduld ersehnen. Doch auch in der Frühe des nächsten Tages findet das junge Paar keine Ruhe, sondern muß in Gegenwart der Familie nach umständlichem Baden und Bekleiden ein symbolisches Spiel mit Kaurimuscheln spielen, wobei es darauf ankommt, daß der Gatte vor der Braut soviel Muscheln wie möglich anhäuft, um anzudeuten, daß er sie nie darben lassen werde; Kaurimuscheln galten und gelten auch jetzt noch im inneren Indien, im „Moffusil" als Münze.

Kochende Brahmanenfrau (Tonmodell $^1/_5$).

Hierauf folgt der große Augenblick, wo die Braut zum ersten Male den Namen ihres Mannes ausspricht, indem sie gleichzeitig einige Kochtöpfe voll Reis und Erbsen mit Deckeln verschließt. Als erstes gemeinschaftliches Frühstück werden dann Früchte, Gebäck und Süßigkeiten eingenommen, wobei die Gattin es sich widerstrebend gefallen lassen muß, daß ihr der junge Ehemann einige Leckerbissen, vor allen Dingen ein Stückchen Zuckerrohr, in das Mäulchen steckt, während die weiblichen Verwandten beten, daß die Hand des Gatten die Frau bis zu ihrem Lebensende ernähren möge. Bei dem bald darauf folgenden zweiten Frühstück, das aus einigen nahrhafteren Gängen, wie Gemüse-Curry und anderen Reisspeisen nebst Fischen und Erbsen besteht, speist jedoch die junge Frau nicht mehr in Gesellschaft des Gatten, sondern wie im späteren gewöhnlichen Leben erst nach ihm und in einem anderen Gemach, wobei sie es jedoch keineswegs als Geringschätzung auffaßt, den von ihm übrig gelassenen Reis verzehren zu dürfen; jeder Hindu von guter Kaste nimmt sich sehr in acht, Reis nur mit Angehörigen seiner eigenen Dschati aus derselben Schüssel zu nehmen, während bei Backwerk und Früchten diese Vorsicht für weniger nötig gilt.

Bevor der junge Gatte mit der kleinen Gemahlin in sein Elternhaus zurückkehrt, wo diese sich aber gewöhnlich zunächst nur kurze Zeit oder mit zeitweiliger Rückkehr zu ihrer Familie aufhält, müssen von den beiderseitigen

Zuckerrohr-Verkäufer.

Vätern eine Menge von Geldgeschenken an die Geschwister der jungen Leute, an die Priester, Heiratsvermittler, Gelegenheitsdichter und Gratulanten verteilt werden. Dann wird der jungen Frau ein Punkt mit Mennigrot auf die Stirn gemalt, ein für heilig gehaltenes Zeichen, das nur Frauen tragen dürfen, deren Männer noch am Leben sind, und zugleich wird ihr eine Arghi genannte und der Durga geweihte Quaste ins Haupthaar geflochten, die aus Kusagras, Reishalmen und Altastoff besteht. Beim Verlassen des Hauses wirft der Brautvater einen Messingteller über das Haupt der Tochter in das vorgestreckte Gewand der hinter ihr stehenden Mutter, worauf die kleine, tiefverschleierte Frau unter den Tränen und dem Schluchzen ihrer weiblichen Verwandten in eine Sänfte oder einen verhangenen Frauenwagen steigt; sie wird in die elterliche Wohnung ihres jungen Gatten gebracht, jedoch mit etwas vermindertem festlichen Geräusch und Gepränge als bei der Ankunft des Bräutigamszuges, weil sich die Freunde des Bräutigams hierbei nicht zu beteiligen pflegen.

Ohrschmuck aus Gold und Edelsteinen. 1/3.

Als Willkommengruß wird zunächst ein Krug voll Wasser unter die angekommene Sänfte oder den Wagen geworfen, worauf die junge Frau aussteigt und in das Haus eintritt; in demselben Augenblick wird ein kleiner Theekessel mit Milch auf das Feuer gestellt, den die Neuvermählte unausgesetzt im Auge behält, während sie in einer mit Milch angefüllten flachen Bronzeschale steht und einen lebenden Fisch in der Hand hält. Sobald die siedende Milch überfließt, wird die kleine Frau entschleiert und muß dabei dreimal die Worte wiederholen: Möge der Wohlstand meines Schwiegervaters in gleichem Maße überfließen wie diese Milch! Während sie dies spricht, legt ihre Schwiegermutter ihr ein dünnes Armband aus Eisen um das Handgelenk, das sie nur bei Lebzeiten ihres Gatten tragen darf und das von ihr deshalb höher als die kostbarsten Schmuckstücke geschätzt wird.

Unter den weiteren im Hause des jungen Gatten folgenden Gebräuchen ist der bezeichnendste das Niedersetzen eines ganz kleinen Knaben auf das Knie des Bräutigams, der dies Kind dann seiner Frau zuführen muß, wobei diese von allen weiblichen Verwandten mit goldenen Armbändern und anderen Schmucksachen beschenkt wird; unter diesen sind Überbrückungen der Ohrmuschel aus Golddrähten und Edelsteinen, an denen oft wahre Trauben aus solchen Steinen hängen, vielleicht noch eigenartiger, als die zierlichen auf den Zehenringen stehenden, blitzenden Filigranbäumchen.

Am nächsten Tage erfolgt eine wahre Überschwemmung mit wertvollen Gaben, Stoffen, Teppichen, Haushaltungs- und Wertgegenständen aller Art, die der Brautvater seinem Schwiegersohn mit ungeheueren Massen von Blumen und Attrappen aller erdenklichen Dinge und Figuren, die Glück, Wohlleben und Gesundheit verkörpern sollen, ins Haus schickt. Auch bei dieser Gelegenheit speisen die beiden Gatten gemeinschaftlich und müssen sich sogar dabei Mühe

geben, sich gegenseitig die Speisen in den Mund zu stecken und von denselben Stücken zu genießen.

Am Abend dieses Festtages, der Fulsariya oder Blumenbett heißt, wird das Ruhelager der jungen Leute mit Blumen bestreut, während sie von den weiblichen Verwandten mit Rosenwasser besprengt werden; begreiflicherweise sorgen diese auch hierbei durch ausgelassene Neckereien und scherzhafte Störungen dafür, daß das junge Paar nicht zu der wohlverdienten Ruhe kommt.

Am nächsten Morgen wird die fortan stets verschleierte kleine Frau in einem Palki zu ihrer Familie zurückgebracht, von der sie mit Fragen über alle neuen Anverwandten, jedoch niemals über ihren Gatten, bestürmt wird; selbstverständlich werden dabei auch die ihr dort geschenkten Schmucksachen einer sehr eingehenden Besichtigung und Schätzung unterzogen, da diese Gegenstände oft ein ansehnliches Mitgiftsvermögen bedeuten. Bereits am folgenden Tage pflegt die kleine Frau wiederum einen Besuch im Hause ihrer Schwiegereltern abzustatten und dort abermals eine Nacht zu verbringen, und diese Besuche müssen so lange ab und zu wiederholt werden, bis das junge Paar völlig herangewachsen ist, falls nicht schon vorher eine völlige Übersiedelung erfolgt.

Mit Edelsteinen besetzte Bronze-Kanne für Rosenwasser. 1/5.

Bei der zweiten, tatsächlichen Vermählung werden die bei der ersten vollzogenen Opfer und Gebräuche wiederholt, jedoch mit einigen Änderungen; so läßt z. B. der Gatte dabei einen goldenen Ring in das Gewand seiner Gemahlin gleiten, während diese von dem Hausbrahmanen mit Milch, Zucker und zerlassener Butter gespeist wird, wobei zwanzig männliche und eine weibliche aus Reismehl geformte Gottheitsfiguren vor ihr aufgestellt sind, die dann für immer in ihrem Schlafgemach untergebracht werden.

Nur wirklich vornehme Familien können die ungeheueren Kosten einer Hochzeit großen Stils erschwingen, und nur selten gleicht eine Hinduhochzeit völlig einer anderen. Selbst in den einzelnen Provinzen herrschen keine durchgehends gleichen Formen bei der Vermählung. In der Radschputana z. B. genügt ein dreimaliges Umschreiten des Feuers durch den Gatten, ein einmaliges von seiten der Braut, um die Ehe als geschlossen zu betrachten; bei den Puschkarna-Radschputen ist es jedoch nötig, daß dies viermal allein und darauf viermal Arm in Arm geschieht, während die Mahesris wiederum der Sitte folgen, daß die Braut siebenmal von einem Oheim um ihren neben dem Feuer stehenden Bräutigam herumgetragen wird. Bei den Sirimali-Radschputen hingegen umschreiten Braut und Bräutigam das Feuer zuerst in möglichst armseligem Gewande, dann ziehen sie sich zurück, um Festkleider an-

zulegen, und ſchließlich muß der junge Ehemann ſeine kleine Frau um das Feuer tragen, ſo oft und ſo lange ihm dies ſeine Kräfte erlauben.

Andere Provinzen und Stämme haben dagegen völlig andere Gewohnheiten. So wird im Pendſchab über die niederkauernde Braut gar ein weitmaſchiger Korb geſtülpt, auf dem der junge Gatte Platz nimmt, wobei ihm von ſeinen Freunden das Gelenk der nach oben geöffneten rechten Hand mit der ſchon früher erwähnten Knotenſchnur auf das rechte Knie gebunden wird; hierin empfängt er die Hochzeitsgeſchenke, die dem jungen Paare als Gegengaben zumeiſt in Form von Schmuckſachen dargebracht werden, und die kleine Frau beobachtet mit begreiflichem Intereſſe dieſe Vorgänge durch das Geflecht des Weidenkorbes hindurch. Der Korb wird dann in einer Hofecke aufgehängt, um ſpäter Stockſchläge zu erhalten, falls kein Sohn aus der Ehe hervorgeht.

In vielen Hindufamilien Bombays ſowohl wie Kalkuttas gehört es mehr und mehr zum guten Ton, europäiſche Geſchäftsfreunde und Bekannte zu Hochzeiten einzuladen, um ſich mit deren Erſcheinungen im Feſtzuge durch die Stadt ein Anſehen zu geben; in dieſem Falle bekommt die ganze Feier einen weſentlich anderen Anſtrich, da für dieſe nichtindiſchen Gäſte ſogar beſondere Mahlzeiten aus den Hotels herbeigeſchafft werden und viele von den aufgeführten alten Gebräuchen weggelaſſen werden müſſen, die für Europäer nicht nur unverſtändlich, ſondern auch allzu ermüdend ſein würden.

Wagen zum Transport von Frauen.

Büffelherde; der Treiber hat seinen Speisenapf aus Bronze über den Turban gestülpt.

Siebzehntes Kapitel.

Mein Eintritt in das verschlossene Land Nepal.

Ich muß gestehen, daß mich bei meinen früheren Wanderungen in der „Heimat des Schnees", wie bekanntlich das Himalajagebirge auf deutsch heißt, nichts so sehr verdrossen hatte, als daß es an den Gletschern des Kanschendschunga in Sikhim von seiten meines tibetischen Sirdars hieß: „Weiter nach Westen dürfen wir bei Todesgefahr nicht gehen, dort liegt Nepal!" gerade so, wie einige Monate vorher am Nanda Devi, dem mehr als 25000 Fuß hohen Götterthron der Hindus in Kumaon meine Kulis an der jenseitigen westlichen Grenze Nepals mit der Bemerkung gestreikt hatten: „Östlich von hier liegt das Land Nepal, da darfst du aber als Europäer natürlich beileibe nicht hinein!" War es da ein Wunder, daß ich alles versuchte, um wohl oder übel in dies verbotene Land zu kommen?

Auf jeder meiner Indienreisen hatte ich aufs höflichste an den Toren dieses merkwürdigen Himalajakönigreichs Nepal, des merkwürdigsten Landes in Asien, angeklopft, ohne daß mir aufgetan wurde. Nepal hat sich klugerweise alles Herumreisen und jedes Überschreiten der Grenze von Europäern, die nicht eine ganz ausdrückliche Erlaubnis dazu haben, strengstens verbeten, und selbst die früher geduldeten Kapuziner-Missionare sind seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder aus dem Lande verwiesen. Außer den englischen Gesandten hat Nepal bisher nur wenigen besonders bevorzugten Asienreisenden den Zutritt gestattet. Der erlauchteste dieser Reisenden war bekanntlich Prinz Waldemar von Preußen, dem freilich die ungeheuren Strapazen seiner ausgedehnten indischen Studienreisen zum Keime eines frühen Todes wurden. Die westliche Hälfte dieses für Europäer immer strenger verschlossenen Staates hat jedoch noch niemals der Fuß eines Nichtasiaten betreten, und die dürftigen Kartenskizzen, die der englisch-indische Generalstab von diesem Lande besitzt, sind von indischen Panditspionen entworfen.

Als am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die Auffindung der verschollenen Geburtsstätte des Seelenerlösers so vieler Asiaten, des abgöttisch verehrten Buddha, auf nepalischem Gebiet allgemeines Aufsehen erregte und die Blicke der Wißbegierigen auf das Land Nepal lenkte, da erwachte meine alte Sehnsucht nach Indien und dem Himalaja, nach Strapazen, Gefahren und Abenteuern, nach Forschen und Wandern in geheimnisvollem, romantischem Lande. Ich war schon entschlossen, mich unter einer Verkleidung nach Nepal hineinzustehlen, um meine Kenntnis Indiens zu vollenden, doch dank einer mir von sehr hoher Stelle zugewendeten Fürsprache glückte es den Bemühungen des in Indien ungemein beliebten deutschen Generalkonsuls Herrn von Waldhausen, den Durbar, d. h. die Regierung Nepals, durch das indische Auswärtige Amt zu bewegen, mir den Besuch des Landes unter gewissen Einschränkungen zu gestatten, Einschränkungen, denen sich selbst der in Katmandu, der Hauptstadt Nepals, zugelassene englische Gesandte oder „Resident" unterwerfen muß.

Ganz im Gegensatz zu allen anderen sogenannten unabhängigen Fürstentümern in Indien, in denen der leiseste Wunsch des englischen Residenten einem Befehle gleichkommt, der unbedingt befolgt werden muß, hat es Nepal verstanden, sich trotz seiner schließlich ungünstig verlaufenen Kriege gegen England in den Jahren 1815 und 1816 seine Unabhängigkeit zu bewahren. England hütet sich weislich, das Verhältnis zu scharf zu spannen, da es gerade aus dem Lande Nepal den besten Kern seines indischen Truppenmaterials, die Gorkhas, rekrutiert, und sagt deshalb lieber: Nepal ist eine saure Traube in unserem reichen indischen Weinberge, die wir vorläufig gar nicht mögen! Allerdings fällt es dem hochmütigen Albion dabei wohl nicht gerade leicht, den Verdruß über die Sperrung der Landesgrenze hinunterzuschlucken, dergemäß selbst der englische Gesandte dort nicht viel anders als in einem „goldenen Käfig" geduldet wird und unter keinen Umständen die von Europäern noch nie betretenen westlichen Gebiete Nepals besuchen darf.

Mir wurde in Kalkutta amtlich mitgeteilt, daß das Rasthaus in Katmandu, der Hauptstadt Nepals, während des Monats Dezember für mich reserviert sein würde; meinen Paß würde ich aber erst an der Grenzwache innerhalb des Landes zugestellt erhalten. In Indien, wo allerdings Klatsch und Verlästerung mit tropischer Giftigkeit sprießen, wurden mir aber nun die Nepaler allerseits dermaßen angeschwärzt, daß mein Glaube an diese Botschaft etwas wacklig wurde und ich meine Reisevorbereitungen in Kalkutta mit einiger Beklommenheit beschleunigte.

Bekanntlich türmt sich in Nepal, um das Maß seiner Merkwürdigkeiten recht voll zu häufen, das ungeheure Himalajagebirge in Gestalt des Gaurisankar oder Mount Everest zu seinem gewaltigsten Gipfel, mithin zum höchsten Berge unserer Erde zusammen. Über diesen noch nie von einem Europäer betretenen Gebirgsstock, ja selbst über seinen bei den Eingeborenen üblichen Namen und über die Frage, ob dieser Berg tatsächlich der höchste in dem Grenzgebirge zwischen Tibet und Nepal sei, herrschte eine derartige Unklarheit und

eine solche Fülle von Zweifeln, daß ich nichts Geringeres in Aussicht genommen hatte, als gelegentlich meiner Anwesenheit in Nepal die dortigen Machthaber zu bitten, meine früheren Himalajareisen durch einen Erforschungs- und Besteigungsversuch des Gaurisankar vervollständigen zu dürfen.

Meine Vorbereitungen mußten demnach außerordentlich umfassend sein und nicht nur alles für eine Tropenreise Erforderliche, sondern überdies noch die Ausrüstung für arktisch-alpine Verhältnisse einschließen. Zum Glück besaß ich bereits die wesentlichsten Gegenstände dieser Art, so daß ich verhältnismäßig schnell Kalkutta verlassen und mittelst der bengalischen Eisenbahn über Mokameh an die Grenze Nepals eilen konnte. Wie jubelte ich, als mein letztes Stück Handgepäck im Eisenbahnwagen verschwand!

Ich darf es mir wohl ersparen, all die idyllischen Bilder zu zergliedern, die da draußen vor dem Eisenbahnfenster in rascher Folge vorüberhuschten, umrahmt von Palmyrapalmen und Bananengebüsch. Auch wurde ich diesmal wirklich nicht so sehr durch das gefesselt, was mir sonst jede Fahrt durch Bengalen zu einem ästhetischen Hochgenuß gemacht hatte, sobald mein Blick das Tun und Treiben dieser schönen, genügsamen Landleute streifte, denen die Patriarchenzeit noch nicht zum Schäfermärchen geworden ist. Die Kastorölstauden und Dattelpalmen, die Büffel, die durch die überschwemmten Weizenfelder stapften oder sich in den Elefantenschwemmen gütlich taten, wobei sich häufig auf ihrem Rücken neben dem darauf kauernden nackten Hirtenbuben ein paar Stare oder Raben allerlei Leckerbissen aus dem Büffelfell herausgabelten — sie alle hatten für mich an Reiz eingebüßt, da ich nur den einen Gedanken hatte: Schnell vorwärts, damit die Nepaler nicht etwa anderen Sinnes werden und die kaum geöffnete Tür wieder ins Schloß fallen lassen! Mich verdrossen beinahe die grünen Papchen und blauschillernden Königsfischer, die übermütig zwitschernd oder voll Seelenruhe in endlosen Reihen gravitätisch auf den Telegraphendrähten saßen, und besonders die Geier, die recht satt und protzig dazwischen auf den Pfosten hockten; noch rauchte da drüben auf dem anderen Gangesufer die Asche der Scheiterhaufen, von denen sich die gierigen Vögel Reste von gebratenem Hindufleisch wegstibitzt hatten. Auch kamen mir diesmal die Wartezeiten auf den Bahnhöfen ungemein lang vor, während sie mir

Auf nach Nepal!

früher nie genügt hatten, das Gewimmel wunderlicher Gestalten zu mustern, das sich auf indischen Bahnsteigen gleich einem bunten Traume kaleidoskopisch durcheinander drängt. Fürwahr, Indien ist und bleibt das interessanteste Land unserer Erde, trotz China und Japan!

Wie gern hätte ich dem Zug ein „Tummle dich!" zugerufen. Die vierundzwanzig Stunden Fahrzeit schienen mir aus Gummielastikum zu bestehen, und ich konnte mich nicht erinnern, jemals so sehr von Ungeduld geplagt worden zu sein wie auf dieser Fahrt. Doch wenn man irgendwo Geduld lernen kann, so ist es gerade in Indien. Zeit hat keinen sonderlichen Wert für den Hindu, und „komme ich heute nicht, so komme ich morgen", oder „Eile mit Weile" sind seine Leitmotive. Darauf schien auch mein Zug alle Rücksicht zu nehmen, besonders als er an eine durch Hochwasser zerstörte Brücke kam, wo der gesamte Bahnverkehr stockte; überall waren Zimmerleute mit dem Zurechtsägen von Stützbalken beschäftigt, denn noch waren die Wassermassen nicht eingetrocknet, die von der Regenzeit durch einen Dammbruch als letzter Abschiedsgruß über die schier endlosen Indigofelder geschüttet waren und maßloses Unheil angerichtet hatten. Bei dem hier nötigen behutsamen, schrittweisen Fahren wurde unsere bereits vorhandene Verspätung natürlich nicht verringert.

Der Boden Nordbengalens oder Tirhuts bietet gerade der Indigopflanze vortreffliche Nahrung, und deshalb befindet sich hier eine ergiebige Indigofaktorei neben der anderen. Wenn auch all diesen Pflanzungen durch die Erfindung des künstlichen Indigos ein lebensgefährlicher Stoß versetzt worden ist, stehen die Indigopflanzer selbst jetzt noch im Rufe unbegrenzter Gastfreundschaft, und wer Talent zum nassauernden Lebemann in sich spürt, kann sich von einem leckeren Tischleindeckdich zum anderen weiter empfehlen lassen. Ich lehnte allerdings verschiedene dahinzielende Einladungen der mit mir reisenden Pflanzer höflichst ab, weil ich mich wirklich nicht sonderlich gelaunt fühlte, den Spaßmacher für trinkfeste Tafelfreunde abzugeben, spähte vielmehr bei der Einfahrt in die Station Segauli mit begreiflicher Unruhe nach dem Naik, d. i. Ortsvorsteher, aus, den ich telegraphisch beauftragt hatte, mir die nötigen Lastträger anzuwerben und am Bahnhof bereit zu halten.

Hinter dem Stationsgebäude von Segauli, einem einfachen Ziegelbau, schienen sämtliche Insassen des Dorfes zu meinem Empfange bereit zu stehen, doch stellte mir der Naik nach kurzer Begrüßung diese hundert nackten Dorfteufel als meine Leibgarde für meinen Einzug nach Nepal vor. „Wozu?" „Nun, der gestrenge Herr Europäer werden sich doch wohl nach Nepal hineintragen lassen? Hier steht Ihr Palankin, dort ein anderer für Ihren Diener, und dahinten noch ein kleinerer Tragkasten zur Beförderung Ihres Koches. Pferde oder Wagen sind hier weder erhältlich noch verwendbar, und zu Fuße können Sie selbstverständlich auch nicht gehen. All diese Leute sind Kahars für Ihre Tragkasten und Kulis für Ihr Gepäck." „Aber, my dear Naik, wie bewegen sich denn diese etwas spärlich bekleideten Herren Träger fort? Etwa

mittelst Luftballon oder Zweirad?" „Nein, die gehen natürlich zu Fuß." „Nun, sehen Sie, dann werde auch ich gehen! Katmandu ist nur etwa hundert englische Meilen von hier, und ich freue mich nach den langen See- und Bahnfahrten auf ein paar stramme Märsche. Geben Sie mir etwa fünfzehn zuverlässige Kulis, mehr brauche ich nicht." „Glauben Sie mir, Sahib, Sie können diesen Weg nicht zu Fuß machen! Und Ihr Koch und Ihr Diener, wie sollen denn die fortkommen?"

Koch und Diener, damit hatte der gute Mann zwei große Worte sehr gelassen ausgesprochen! Allerdings hatten sich mir, wie jedem in Indien Anlangenden, in Kalkutta auch diesmal ganze Dutzende von verschmitzten Hindus, zumeist mohammedanische, genähert, und dicke Bündel auf den Bazaren zusammengeborgter unsauberer Zeugnisse vorgewiesen, die einstimmig bescheinigten, daß der pp. Ali Baba oder Mohammed ein Ausbund von Treu und Redlichkeit, kurz eine wahre Perle von Dienstboten sei. Ich war ja auch gern bereit, in den verführerischen Apfel zu beißen, Koch und Diener zu mieten und zu vergessen, was mir auf früheren Reisen von ihren Herren Amtsbrüdern alles angetan worden war. Ich meine nicht etwa das Verschwinden von Wertobjekten und zwar ohne alle Apparate, denn das soll auch bei Leuten mit weißer Haut und noch weißerer Plättwäsche manchmal vorkommen, sondern daß sie in Geschmacksachen nicht immer ganz einig mit mir gewesen waren. Ich gebe ja zu, daß auch ein gegen den Strich gebürsteter Zylinderhut ganz mollig und fast so drollig wie eine junge Katze aussieht — es braucht das aber nicht gerade der meinige zu sein; wenn ich meinem Diener auftrug, einen kleinen Riß im Bratenrock zuzunähen, so meinte ich damit doch nicht, einen helleren Flicken darauf zu pflastern, und wenn ich einen Strumpf gestopft haben wollte, so erwartete ich allerdings nicht, ihn als zugezogenen Beutel zurückzubekommen. Und die Köche hatten auch allerlei Eigenheiten, über die ich hier nicht weiter reden will; vielleicht gibt es Leute, die ein Kotelett für nahrhaft halten, das in den Sand gefallen ist, und auf ihren Tellern frische Ölgemälde lieben, die von dem Abstäubetuch herrühren, oder denen es Spaß macht, zu sehen, wie ihre Hühner bei lebendigem Leibe gerupft werden.

Als ich nun bei meiner diesmaligen Einkehr im Grand Oriental Hotel in Kalkutta von derartigen hoffnungsvollen Dieneraspiranten belagert wurde und ihnen als mein Reiseziel Nepal nannte, da verlängerten sich, ja, da ergrauten förmlich ihre bräunlichen Gesichter. Dem einen, einem ehrwürdigen, aber bereits etwas zittrigen Greise, der ein vorzüglicher Koch zu sein behauptete, fiel urplötzlich ein, daß eben sein Großvater gestorben sei, sein Kollege, ein allerliebstes Bürschchen von höchstens 18 Jahren, erinnerte sich eben so schnell, daß seine kleine Frau pockenkrank zu Hause läge und seiner dringend bedürfe, und nur wenige waren ehrlich genug, einzugestehen, daß sie bislang von Nepal noch nicht viel Gutes gehört und gar keine Lust hätten, mir in ein Land zu folgen, wo nichts als himmelhohe Schneeberge, wilde Tiere und grausame Menschen zu finden seien. Damit schlugen sie sich seitwärts in die Büsche,

malten aber vorher mit Kreide ein allen anderen indischen Dienern verständliches kabbalistisches Warnungszeichen über meine Stubentür, das etwa hieß: „Spart euch nur bei diesem verd.... Kerl die Mühe, anzuklopfen, der kennt seine Pappenheimer!"

Ein Weltreisender erlangt mit der Zeit eine ziemlich dicke Haut, und ich hatte nicht die mindeste Lust, abzuwarten, ob es nicht doch schließlich einem dieser Geister in Ermangelung eines anderen, bequemeren Dienstes belieben würde, einen Versuch mit meiner Wenigkeit zu machen und „in meines Glückes Schiff mit mir zu steigen". Ich war fest überzeugt, für Geld und gute Worte selbst in Nepal ein Individuum auftreiben zu können, das meiner Galle die erforderliche zuträgliche Bewegung zu verschaffen im stande sein würde und wendete dem Dienerboykott lachend den Rücken. „Wir können uns also die Palkis für Koch und Kellner ersparen, mein lieber Naik. Im übrigen habe ich gar keine Neigung, mich gleich jetzt in die finstere Nacht hineinschleppen zu lassen. Kann ich wohl mein Feldbett im Stationswartesaal aufschlagen?" „Für den Fall, daß Sie hier übernachten wollen, hat der Resident, als er Nepal verließ und hier durchkam, den Auftrag gegeben, ein Zelt für Sie in Bereitschaft zu halten; dort hinten am Waldrande steht es bereits."

Während wir dem Walde zusteuerten, fragte ich: „Ist denn der neuernannte englische Gesandte Oberst Wylie schon nach Nepal unterwegs?" „Nein, Sie werden buchstäblich der einzige Europäer in ganz Nepal sein. Oberst Wylie geht erst in einigen Monaten nach Katmandu." So interessant es nun auch klang, in einem Reiche, das sechzigtausend englische Quadratmeilen, also fast halb so groß wie das Königreich Preußen ist, als einziger Europäer zu weilen, so wußte ich doch zugleich, daß ich fortan ganz allein auf mich angewiesen sein und keinerlei Schutz finden würde, wenn mir dort irgend etwas zustieße.

Ich ließ mein Gepäck zu dem Zelt schaffen, vor dem ich mich dann in einem bequemen Armstuhl niederließ, um das mich mit immer neuem Staunen erfüllende Schauspiel des indischen Sonnenuntergangs zu genießen. Der ganze Horizont schien sich in ein einziges purpurnes Flammenmeer zu verwandeln, und: „So stirbt ein Held, anbetungswürdig!" mußte ich mit Karl Moor sprechen, als die nahen, zartgefiederten Bambusstauden gleich riesigen Trauerweiden über dem in der Ferne verscheidenden Tagesgestirn hin und her wehten. Die brennenden Farben verblaßten mit erstaunlicher Schnelligkeit, und nach kurzer Dämmerfrist blitzten glühende Nachtdiamanten von dem nun sammetschwarz gewordenen südlichen Himmel.

Ich packte beim Fackelschein meine Theemaschine, eine Dose Hasenpastete und anderen Abendimbiß aus der Proviantkiste und hieß einem der dort am Lagerfeuer hockenden Kulis, mir eine Schale Wasser zu bringen; dann lud ich meinen Revolver, legte ihn unter das Kopfkissen und trug einige Notizen in mein Tagebuch. Als ich aufblickte, mußte ich hell auflachen, denn statt der Schale Theewasser schleppten eben sieben oder acht Kulis eine bis an den Rand gefüllte Badewanne in das Zelt. Ich filtrierte mir meinen Bedarf

daraus ab, und stieg dann in die willkommene Erfrischung, während der Samowar allerlei von der Gefahr nächtlicher Bäder in Indien zu brummeln schien. Mit dem erquickenden Gefühl, mich einmal wieder dem unvergleichlichen romantischen Wanderleben in Asien hingeben und abseits unserer herrlichen Kultur und übertünchten Höflichkeit als wissensdurstiger Mensch auf merkwürdigen, abgelegenen Pfaden ziehen zu dürfen, schlief ich ein. Die Kulis, in dünne Laken gewickelt, schnarchten am knisternden Feuer, Eidechsen und Käfer schnarrten und klapperten um die Wette, und Schakale heulten in der Ferne.

Schon vor Tagesanbruch standen die Palankinträger mit ihrem Kasten vor meinem Zelt. Ich durfte dem Naik nicht zürnen, für dies landesübliche Transportmittel gesorgt zu haben, und da diese Palkis nun doch einmal bezahlt werden mußten, kletterte ich in meinen Kasten; vorn und hinten hoben je drei Kahars die Tragstangen auf ihre Schultern, und in hurtigem Laufschritt trabten sie mit mir in den nebligen dämmernden Morgen, in eine ungewisse, aber höchst reizvolle Zukunft hinein.

Des Verfassers Palki nebst Trägern.

Ich bin größer als Mittelmaß ausgefallen und lag deshalb in meinem Kasten wirklich nicht sehr bequem. Aber das geschah mir ganz recht! Ich hatte mich zu häufig über Palankins lustig gemacht, die mit zugeschobenen Türchen zur Bahnstation geschleppt wurden, weil ich wußte, daß eifersüchtige Hindus ihre Frauen auf diese Weise nicht nur bis in den Zug spedieren, sondern gleich in diesen Kästen in die Güterwagen schieben und an den Bestimmungsort schaffen lassen, während sie selbst sich auf den breiten Polstern der ersten Wagenklasse niedersetzen; gerade aus dem an der Station Segauli angeschlagenen Tarif konnte ich mich belehren, daß für jede auf diese Weise im Gepäckwagen mitgeführte Dame nicht nur eine Fahrkarte erster Klasse, sondern noch eine Rupie extra für den Verpackungskasten bezahlt werden muß, der galante Paladin also durch eine solche zarte Beförderung seiner Frau wenigstens keine Ersparnisse machen kann — und das freut mich nicht wenig!

Die Straße war ein so fabelhaft staubiger Karrenweg, daß ich wirklich froh war, nicht zu Fuß laufen zu müssen, andererseits war aber das Stoßen und Schütteln des für mich viel zu kurzen Kastens auf die Dauer ganz unausstehlich. Wäre ich einen Fuß kleiner gewesen, dann hätte ich mich ganz

gemütlich ausstrecken können, so aber lag ich „zum scheußlichen Klumpen geballt“ und befand mich in entsprechender Stimmung.

Die Träger und ihre vor und neben dem Palki schnatternd mitlaufenden Ablösungsmannschaften wirbelten so entsetzliche Staubmassen auf, daß ich meine Schiebetürchen auf beiden Seiten luftdicht zuschloß, wodurch es natürlich in meinem wandelnden Sarge stockfinstere Nacht wurde, trotzdem draußen die liebe Sonne aufging und durch Staub und Nebel zu stechen begann. Ich fühlte einen empfindlichen Mangel an Talent, mein Fortkommen als Kistenreisender zu finden, und da ich keineswegs beabsichtigte, durch eine „Reise im Dustern“ in den Zeitungen gerühmt zu werden, fühlte ich mich nicht sonderlich extra.

Durch den Grenzfluß!

Als ich im Begriff war, meinen Kerker durch eine Kerze zu illuminieren, um etwas zu lesen, hörte ich plötzlich auf beiden Seiten und unterhalb meines Käfigs ein verdächtiges Geräusch wie von Wassergeplätscher. Als ich hastig die Tür aufschob, sah ich, daß meine Kahars sich eben anschickten, mich in meinem Kasten durch einen Fluß zu tragen, während dicht neben mir die Kulis bereits meine photographische Ausrüstung an einer langen Stange über das Wasser schafften. Bei meiner lebhaften, überraschten und besorgten Bewegung kreischten die Kahars laut auf, weil ich dadurch den Palki in die größte Gefahr brachte, umzukippen und seinen höchst kostbaren Inhalt, nämlich mich mitsamt meiner Reisekasse, in das Wasser plumpsen zu lassen.

Dreschende Ochsen.

Durch das Überschreiten des Rackaul-Flusses hatte ich bereits die Grenze zwischen Nepal und Indien gekreuzt. Von irgend welcher Grenzbewachung

war jedoch nicht das mindeste zu sehen, aber leider auch ebensowenig jemand, der mir meinen Paß hätte einhändigen können; nichts verkündigte, daß ich bereits im „verschlossenen" Lande Nepal angelangt sei.

Der Karrenweg setzte sich auf dem nördlichen Ufer ebenso holprig und staubig fort; die zwei, drei Häusergruppen, durch die wir kamen, sahen genau so aus, wie die bisherigen Bauernhäuser in Bengalen, und das Korn wurde ganz wie dort von nackten kleinen Buben mit Holzhämmern ausgeklopft oder von Ochsen ausgetreten, die zu dreien oder vieren dicht aneinander gedrängt, aber nicht angeschirrt, einen Pflock in der Mitte der Tenne umkreisten.

Meine Kahars rannten wie besessen, so daß wir bereits zu Mittag im Dorfe Rackfaul einen Tagesmarsch von 18 englischen Meilen hinter uns hatten. Länger hielt ich es aber in dem Marterkasten wirklich nicht aus, sondern schickte ihn und seine Trägerkompagnie nach Hause; begreiflicherweise machten sich die Leutchen nebst ihrem so leicht verdienten Lohne mit nicht allzu betrübten Gesichtern aus dem fußhoch liegenden Staube. Man wird aber bald sehen, daß ich mit diesem voreiligen Entlassen des Palkis und der Kahars doch einen großen Fehler gemacht hatte; auch glaubten nun die Lastkulis, daß ich gar keine Eile hätte und daß sie in Zukunft die Tagesmärsche ganz nach ihrem Ermessen abteilen könnten.

Wenn ich so gewissenhaft zwischen Kahars und Kulis unterscheide, so hat dies seinen guten Grund. Der Palankinträger oder Kahar dünkt sich gesellschaftlich unendlich hoch über einen Kuli erhaben und hält sich für viel zu vornehm, um mit einem Lastträger in dieselbe Reisschüssel zu greifen, oder gar aus derselben Wasserpfeife zu schmauchen, was ja nur Mitglieder gleichstehender Dschatisippen tun dürfen. Die Absonderung der zahlreichen Dschatis, in die sich die vier Warnas, d. h. die nach Hautfärbung und Rang geschiedenen Hauptkasten, gliedern, geht ja sogar so weit, daß der Sohn eines Fischers, der auf hoher See seine Netze stellt, nicht die Tochter eines Kollegen heiraten darf, der seine Beute nur mit dem Dreizack aus einem Teiche gabelt.

Schlauberger wissen sich jedoch selbst in den verzwicktesten Kastenfragen zu helfen. Will jemand z. B. Ziegelsteine oder Bücher forttragen lassen und kann gerade keinen Lastkuli bekommen, so bestellt er sich einen Palki, packt nächtlicherweile die Last hinein, versiegelt die Türen und macht den Kahars weiß, daß ein wunderhübscher Backfisch in dem Kasten säße; schmunzelnd reibt er sich dann die Hände, wenn die stolzen Kahars, die ja nie eine Kulilast anrühren würden, mit ihrem vermeintlichen Engel davontraben.

Meine Kulis wurden nach dem Weggange der Kahars frech. Sie schleppten meine Sachen in das Hospital von Rackfaul, warfen meinen Bettsack auf eine noch nicht von einem winselnden Kranken besetzte Tscharpeu-Bettstelle und erklärten, daß ich, als aus Indien kommend, hier erst zehn Tage auf meine Pestfreiheit untersucht werden müsse. Ich hielt den Beamten die Quittung des Dampfers der City-Linie unter die Augen, zum Beweise, daß ich gar nicht über das gefürchtete, verseuchte Bombay, sondern über das pestfreie Kolombo

und Kalkutta nach Nepal gekommen sei; als ich aber bemerkte, daß der gute Mann keine Silbe Englisch verstand und daß wahrscheinlich eine elegante Hotelspeisekarte ebensoviel Eindruck auf ihn gemacht haben würde wie die Dampferfahrkarte, ließ ich einige Rupien in seine Hand gleiten, worauf mein Befinden plötzlich als vollkommen normal erklärt und meinem Weiterzuge nicht das mindeste Bedenken entgegengestellt wurde.

Die Kulis hatten sich also ganz vergeblich auf ein fröhliches Schlaraffenleben während meiner Quarantäne gefreut. Sie hatten bereits in einem offenen, mit Lehm und Kuhdünger gepflasterten Schuppen ein mächtig qualmendes Feuer von Kuhdüngerscheiben angezündet, in dem sie ihre Schupattikuchen buken und verlangten, daß ich mein Feldbett ebenfalls dort aufstellte; sie lachten mich einfach aus, als ich mein Zelt außerhalb des übelriechenden, dunstigen Dorfes aufgeschlagen haben wollte, und erklärten höhnisch, daß ich jetzt nicht mehr in Indien, sondern bereits in Nepal sei, wo ich mich nach ihrer Dasturi zu richten und nichts zu befehlen hätte. Nun blieb mir nichts übrig, als die Kulis bei ihrer allerempfindlichsten Seite zu packen. Ich schwor einen gräßlichen Eid, daß keiner auch nur einen Heller Backschisch von mir bekommen würde, wenn sie mir nicht alsbald mit dem Gepäck nachkämen, und ging dann ruhig davon, mich nach einem geeigneten Lagerplatz umzusehen, fest überzeugt, daß der Backschisch schließlich seine Zugkraft bewähren würde.

Im Dorfe herrschte überall lebhafte Bewegung. Auf allen erdenklichen Gegenständen aus Bronze, auf Schüsseln und Krügen wurde nach Leibeskräften herumgehämmert, um das Erscheinen eines kleinen Dorfbewohners zu feiern und den Eltern des kleinen Burschen die allgemeine Teilnahme an dem frohen Ereignis in die Ohren zu trommeln. Unter einer Gruppe von Feigenbäumen, in der Nähe eines kleinen Hindutempels fand ich, was mein Herz zum Lager begehrte: Ruhe, frische Luft, eine Wiese und auf einer benachbarten Baustelle auch einen Brunnen.

Ich setzte mich auf einen Balkenhaufen und beobachtete die Bauhandwerker. Es war ein wahres Vergnügen, die Arbeiterinnen mit ihren Körben voll Lehm auf dem Kopfe graziös die Leitern auf- und absteigen zu sehen, oder richtiger die breiten Gitter, die sich dort die Maurer ganz nach Bedarf aus Bambusstangen zusammenbinden. Ich mußte bei der anmutigen Kopfhaltung dieser Mädchen immer wieder an den Rat meines Tanzlehrers denken, der schönen, aber manchmal etwas zappeligen Schülerinnen einzuschärfen pflegte: „Bilden Sie sich nur stets ein, eine schwere goldene Krone auf dem Haupte zu tragen, wenn Sie Ballkönigin werden wollen!“ Noch mehr Freude aber machten mir die Elefanten, die den Zimmerleuten als Handlanger dienten und mit erstaunlicher Geschicklichkeit die riesigen Balken ganz nach Wunsch emporhoben, wegtrugen und zusammenschoben, überhaupt jeden Zuruf der Wärter zu verstehen und genau zu befolgen schienen; derartige Leistungen muß man gesehen haben, um begreifen zu können, warum der Hindu die Klugheit in der Gestalt eines Elefanten zu vergöttern pflegt. Um so grimmiger muß dieses Tier aber auch

den Schmerz der Ohnmacht empfinden, ja, es soll sogar weinen, wenn ihm, nachdem es eingefangen und zwischen zwei bereits gezähmten Elefanten angefesselt ist, Dutzende von sich ablösenden Menschen vierzehn Tage und Nächte lang auf dem mit einem Netz überzogenen Rücken herumtrampeln oder an seinem Rüssel auf und abturnen, während gleichzeitig unablässig Gewehre vor ihm abgefeuert und laut schallende Musikinstrumente zum Tönen gebracht werden. In Nepal wenigstens gilt dieses grausame Verfahren, Elefanten zu zähmen, als das am schnellsten wirksame.

Allmählich sammelte sich eine beträchtliche Menschenmenge um mich, die begierig war, endlich zu erfahren, was der unheimliche weiße Mann in ihrem Dorfe denn nun eigentlich wolle. Ich fühlte, daß der Ausgang dieses ersten Streites mit meinen Kulis verhängnisvoll für die ganze übrige Reise sein müßte, und war entschlossen, zurückzugehen, um, wenn es nicht anders möglich wäre, das zum Lagern Nötigste auf meinem eigenen Rücken an den von mir gewünschten Platz zu schaffen und so den Kulis zu zeigen, wessen Wille auf dieser Reise maßgebend sei.

Im Begriff, über den Straßengraben zu springen, um noch vor Einbruch völliger Nacht bei meinen ungetreuen Kulis zu sein, sah ich auf der Straße Staubwolken aufwirbeln. Fünf oder sechs riesige Doggen, von keuchenden Jägern in der phantastischen Tracht indischer Schikare mit aller Anstrengung zurückgehalten, versuchten auf mich loszuspringen, die mich umringenden Bauern und Kinder warfen sich mit Gebärden untertänigsten Schreckens der Länge nach in den Straßenstaub und machten zugleich einem heransprengenden Reiter Platz, einem noch jungen Mann mit indischen Gesichtszügen, dessen moderner, englischer Jagdanzug gar nicht übel zu seinem taubengrauen Turban paßte; ein stattlicher Dienertroß folgte dem blitzschnell herangekommenen Kavalier.

Das Bewußtsein, noch keinen Paß in der Hand zu haben, war mir ungemein fatal, denn meine einsame Erscheinung ohne alle Dienerschaft mußte einem asiatischen Fürsten wahrlich höchst befremdlich erscheinen. Ich begrüßte den hohen Herrn deshalb ohne weiteres mit der naiven Anfrage, ob er etwa meine widerspenstigen Kulis unterwegs angetroffen hätte, indem ich gleich hinzufügte, daß ich im Begriff sei, mit dankenswerter Erlaubnis des Durbars nach Katmandu zu reisen. Zum Glück verstand der Herr, ein Sohn des Maharadschah von Nepal, etwas Englisch. Er versicherte, bereits von mir und meiner Reise zu wissen, fand es aber doch sehr auffällig, daß ich nicht im Palki reise. Im Palki sehe ich ja nicht genug vom Lande! wollte ich sagen, biß mir aber auf die Zunge und sagte lieber, daß mir bei meiner Figur das Reisen in einem solchen Kasten zu unbequem vorkäme. Der nepalische Prinz war freilich hierüber ganz anderer Meinung; er hätte mit seinen anders gewöhnten Gelenken vielleicht sogar in einer Nußschale mit untergeschlagenen Beinen kauern können, ohne dabei etwas von Ungemach zu verspüren. Als ob ich hier bereits das Terrain für künftige Schlachtfelder studiert hätte, fragte er mich, ob ich auch Zeichnungen gemacht hätte, und schien sehr befriedigt

und erleichtert, als ich dies mit gutem Gewissen verneinte. Auch mir fiel ein Stein vom Herzen, als er das kritische Gespräch abbrach und ein paar Dienern befahl, meine Kulis herbeizuschaffen. Dann fragte er höflich: „May I go?“ „Certainly, Sir!“ antwortete ich und bedauerte im Interesse meiner Leser die Harmlosigkeit des ganzen Vorganges. Wieviel interessanter wäre es gewesen, wenn mein deus ex machina keine so elegant und tadellos zugeschnittene braune Samtjacke, sondern eine eisenklirrende Rüstung getragen und wutschnaubend befohlen hätte, mir meine weiße Haut über die Ohren zu ziehen, mich am Spieß recht schön knusperig braun zu braten oder gar in Öl sieden zu lassen! Statt dessen wurde mir von seinen Leuten meine jetzt sehr kleinlaute Kulibande zugeführt, und die ganze Romantik beschränkte sich auf die mittelalterlichen Gestalten der Schikare mit den Jagdfalken auf der Faust, auf die Hundewärter, Büchsenspanner und Fackelträger.

Der folgende Tag stellte an meine Marschfähigkeit wirklich harte Anforderungen. Fußhoher Sand und Staub, sengende, blendende Sonne, unabsehbare, schwefelgelb blühende Rapsfelder, das alles wäre bald recht lästig und einförmig geworden, wenn meine Heiterkeit nicht durch allerlei Genrebilder genährt worden wäre, die ich im Palki jedenfalls nicht wahrgenommen hätte. Da ich den Kulis stets weit voraus zu sein pflegte, um weniger von dem Staube zu leiden, war das Erstaunen der Feldarbeiterinnen über meine einsame Erscheinung nicht gering, und ihre mit Furcht gemischte Neugier äußerte sich ganz unwiderstehlich komisch. Ich wurde dann stets an meine Reisen in Persien erinnert, wo beim Einreiten in ein Dorf auch häufig ganze Reihen solcher Evatöchter standen, die sich erschreckt und verschämt in Ermangelung eines Schleiers ihr einziges dürftiges Röckchen vor das holde Angesicht hielten. Bei einem Flusse, der durchwatet werden mußte, wußte ich nicht recht, ob eine bockbeinige Hammelherde, die nicht gutwillig durch das Wasser wollte, oder eine scheue Mädchenschar, die vor meiner entsetzlichen, d. h. europäischen, Erscheinung Reißaus genommen hatte und sich nun durch den Fluß aufgehalten, also zwischen zwei Feuern sah, einem humoristischen Maler dankbarere Motive abgegeben hätte. Andererseits war es mir doch recht schmerzlich, auch hier zu sehen, daß die meisten Hindus dem weißen Manne, dafern sie nicht vor ihm in geheuchelter Knechtseligkeit auf die Kniee sinken, aus dem Wege gehen oder gar, und noch dazu die schönere Hälfte, davonrennen, als ob der leibhaftige Gottseibeiuns auf der Bildfläche erschienen wäre. Zum Glück gibt es aber auch hier manchmal Ausnahmen von der Regel.

Fütterungsplatz der Jagdelefanten.

Achtzehntes Kapitel.

Durch den Sumpfurwald des Terai.

Die angreifende Wanderung in Sonne und Staub und die einförmige Feldlandschaft änderte sich zu Mittag, bei Semrabassa, vollständig. Der Wald begann. Das eigentliche Nepal, d. h. das nach der Landeshauptstadt benannte Tal von Katmandu, das vom Bagmati bewässert und im Westen vom Gandak, im Osten vom Kosi begrenzt wird, ist nicht nur durch die beiden schon erwähnten Bergrücken, sondern auch durch einen diesen Höhen südlich vorgelagerten sumpfigen Urwaldgürtel, das Terai, vortrefflich gegen feindliche Überfälle von Indien her geschützt. Diese etwa 900 Kilometer lang ausgedehnte und durchschnittlich 50 Kilometer breite Urwaldzone hatte ich nun zunächst zu durchqueren und dann noch die beiden Gebirgsrücken zu übersteigen, ehe ich mein eigentliches Ziel, die Stadt Katmandu, erreichte.

Ein Fußmarsch durch das fieberhauchende Terai gilt stets für ein gewagtes, während und kurz nach der Regenzeit sogar für ein höchst gefährliches Beginnen, und ein längeres Verweilen im Terai während der feuchten Jahreszeit bedeutet für jeden Europäer sicheren Tod. Wie überall in Indien blendendes Licht und schwärzester Schatten grell aneinanderstoßen und die giftigsten Vipern dort gern unter den schönsten Blüten lauern, so strömt auch dieser vergiftende Malariahauch aus einem Waldkörper von üppigster, fast über-

irdischer Schönheit. Ich preise mich wirklich glücklich, diese unheimlich schönen Urwaldbilder auf gemächlicher Fußwanderung mit staunender Bewunderung genossen zu haben, und nicht im dicht verschlossenen Palankin mit Windeseile hindurchgeschleppt worden zu sein, muß aber doch wohl zur Entschuldigung meines Leichtsinns hinzufügen, daß sich meine Natur bis dahin selbst in den gefährlichsten Fiebergegenden Asiens, z. B. in den persischen Wäldern am Kaspimeer, widerstandsfähig genug gezeigt hatte, um einen solchen Fußmarsch wagen zu dürfen.

Bei Semrabassa ist freilich noch wenig von dieser sich nur ganz allmählich entwickelnden Urwaldherrlichkeit zu sehen. Dagegen konnte ich dort zum ersten Male die Awalias beobachten, d. h. die fast vertierten Ureinwohner des Terai, die dasselbe nicht einmal während der Regenzeit, in der kein Verkehr durch das Terai möglich ist, verlassen und die tatsächlich fieberfest geworden sind. In dem wildreichen Dschungeldickicht spähen sie nach verwesenden Tierleichen umher, die ihnen ihre üppigsten Mahlzeiten liefern, und leben im übrigen vom Verkauf von Topfwaren, Rettichen und Kürbissen an die durchziehenden Kärrnerkarawanen.

Das Terai wimmelt von Tieren aller Art, die sich gegenseitig die besten Bissen wegzuschnappen suchen und einander nach dem Leben trachten. Der Geier zerreißt den Kranich, der sich eben ein saftiges Fröschlein aus einem Infusorienbrei herausgespießt hat, und übersieht den auf ihn lauernden Leoparden, dem alsbald ein wild daherstürmender Elefant einen tödlichen Fußtritt versetzt, dabei aber vielleicht unterwegs ein Rhinozeros aus seinem Pfuhle aufscheucht, das dann wutschnaubend dem Rüsselschwinger zu Leibe geht und den ungeheuren Körper aufschlitzt und zerfetzt. In anderen Himalajavorbergen räumt die Büchse englischer Sportsleute gewaltig unter dem Wildstande auf; im nepalischen Terai aber können die Tiere sich ganz nach Herzenslust vermehren oder gegenseitig vernichten, unbekümmert um die blauen Bohnen der Europäer. Nur einmal im Jahre veranstaltet der Maharadschah eine Jagd größten Stils, bei der dann gleich Hunderte von Elefanten gefangen oder gefällt und zahllose wilde Katzen aller Art ihres prächtigen Felles beraubt werden.

Durch die Zusage dreifachen Tagelohnes bewog ich meine Kulis, mir in einem einzigen Tagemarsch von Racksaul über Semrabassa bis nach Bitschako, das sind volle 28 englische Meilen oder 50 Kilometer, zu folgen, wobei ich die trägen Kulis oft stundenweit hinter mir ließ und in der fürchterlich erhabenen Waldwildnis vollkommen allein war. Immer fremdartiger wurden die mich umgebenden Vegetationsbilder. Aus den wunderlichen, verschlungenen Zweig- und Blättermassen waren die einzelnen Bäume schließlich gar nicht mehr herauszufinden; wüst und phantastisch und doch mit schönster Gesamtwirkung waren die Stämme durcheinander gewürfelt, mit Schlingpflanzen verkettet und von Ranken und Orchideen überwuchert. Der moderige, saftstrotzende Humusboden und das rege Schmarotzerleben verrieten, wie kraftvoll die Natur in dieser Zone Vergehen und Entstehen befördert.

Als ich gerade eines dieser tausendmaschigen, wundervoll gerafften Blätternetze betrachtete, die dort die Natur wie ungeheure Zaubermäntel von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel geworfen hat, schien sich etwas leise zwischen den Fäden dieses Flechtwerks zu regen; dann guckte hier ein Händchen, dort ein seltsam munteres, lebhaftes Äuglein und darüber ein drolliges, haariges Köpfchen unter den Blättern hervor, und ehe ich mich noch besinnen konnte, was für eine Sorte von Waldgeistern das wohl sein mochte, sprang urplötzlich gleich einer ungeheuren, rauschenden Flutwelle von zahllosen braunen Körpern eine riesige Affenherde aus ihrem grünen Versteck hervor und verschwand mit eiligen, langen Sprüngen in den dichten Blätterkulissen einer benachbarten Baumgruppe. Dann herrschte wieder Mäuschenstille im Wald; jeder der tausend Affen hockte wieder unkenntlich irgendwo im Dickicht und beobachtete mich vermutlich von dort aus aufs schärfste.

Ich stand noch ganz verblüfft unter der Nachwirkung dieses ganz unerwarteten Schauspiels, das für mich bei schlechter Laune der Herren Affen übel genug hätte ablaufen können, als es abermals in den Büschen krachte und knackte und kaum hundert Schritte vor mir zwei herrliche, weißgefleckte Hirsche in mächtigen Sätzen quer über den Weg sprangen. Ich ging mit einem der inzwischen herangekommenen Kulis den Spuren der Tiere entgegen und stieß bald auf einen verendeten Hirsch gleicher Art, mit zerrissener Gurgel und fürchterlichen Krallenspuren am ganzen Körper. Doch an welcher Stelle der verfilzten Laubmasse lauerte jetzt die vermutlich durch unser Nahen verscheuchte Bestie? Über mir, hinter meinem Rücken, rechts oder links von mir? Ich schoß aufs Geratewohl meinen Revolver ab, hörte aber aus den dichten Blätterklumpen statt des Geräusches eines davonspringenden schweren Tieres nur das höhnisch klingende Krächzen eines Vogels! Die Kulis begrüßten den Hirsch als willkommene Beute und nahmen ihn mit nach Bitschako, wo wir erst in später Nacht eintrafen.

In Bitschako befand sich zwar ein Unterkunftshaus für Reisende, das aber wie die meisten dieser Pauas in einem so nichtsnutzig verräucherten und unsauberen Zustande war, daß ein Übernachten darin eine Strafe gewesen wäre. Ich ließ deshalb mein Zelt auf einem gegenüberliegenden Hügel aufschlagen und machte dann, müde wie ich war, bei den auf der Lichtung verteilten Lagerfeuern der Kärrner die Runde, um für den nächsten Tag einen Ersatz für zwei fieberkrank gewordene Kulis aufzutreiben; mein einziger Erfolg bestand in dem Erwerb eines räudigen, lendenlahmen Ponys, der auch richtig am folgenden Tage unter der Last seiner beiden Kulibürden zusammenbrach. Zu abgespannt, noch ein großes Abendessen herzurichten, griff ich zu meinen Nothelfern, einigen Aleuronatbiskuits und ein paar Stückchen Kolaschokolade, schlief aber noch während des Knabberns ein.

Wäre ich nicht durch jahrelange Abhärtung ein fast unermüdlicher Fußgänger geworden, so hätte ich sicherlich am folgenden Tage die Flinte ins Korn geworfen und Nepal Nepal sein lassen. Jedenfalls gebe ich dem Naik in

Segauli vollkommen recht und möchte niemandem den Versuch empfehlen, anders als im menschenquälenden Palankin durch die abscheulichen Geröllmassen vorwärts zu kommen, die hinter Bitschako als Boden eines ausgetrockneten Flußbettes die Straße vorstellen. Zu Fuß, und noch dazu in Lederstiefeln, ist es eine Stolperei ganz ohnegleichen, zu Pferde würde es aber eine noch unerhörtere Tierquälerei sein; die barfuß laufenden Palkiträger kommen tatsächlich über dieses Meer von losen runden Steinen noch am leichtesten hinweg. Auch die zweiräderigen Karren der Teraikarawanen bahnen sich, so schlecht es auch geht, mit gräßlichem Knarren und Quietschen ihren Weg durch dieses Flußbett, das natürlich während der Regenzeit von einem brausenden Waldstrom ausgefüllt ist, jetzt im Winter aber nur von einigen schmalen Wasseradern durchrieselt wurde.

Meine Kulis krochen wie Schnecken über diesen schauderhaften Boden fort, so daß ich reichlich Zeit fand, die heute gänzlich veränderte Landschaft zu betrachten. Die merkwürdige Flußbettstraße wird nämlich durch bewaldete, steil abfallende Konglomeratwände gesäumt, die an Höhe und Formwildheit zunahmen, je weiter ich ging. Sie ragten ganz wie zerschossene, verwetterte Festungsmauern und Türme in die Luft, genau wie die Felsgebilde der „Sächsischen Schweiz". Glücklicherweise verläßt die Straße nach mehreren Stunden den Wasserlauf und führt steil durch einen Hohlweg in einen herrlichen Wald von hochstämmigen Salbäumen.

In diesem Hohlweg, der für Verkehrsstockungen wie geschaffen zu sein scheint, hatte ein Karren das eine seiner beiden riesigen, massiven Räder verloren und durch seinen Umsturz sowohl die ihm folgenden, wie auch alle begegnenden Karren aufgehalten, unmittelbar nachdem ich diese kritische Wegstelle passiert hatte. Dadurch wurden meine Kulis, ohne daß ich es wußte, zurückgehalten und von mir getrennt, so daß, als ich endlich sehr erschöpft in Hetaura eintraf, weder von ihnen noch von meiner Feldküche etwas zu erblicken war. Vergeblich versuchte ich in den dürftigen Bauernhäusern für Geld und gute Worte etwas Eßbares aufzutreiben; die Weibsleute schlossen entweder entrüstet ihre Türen und rannten davon, oder erhoben ein so entsetzliches Geschrei, daß ich ganz betäubt auf alle ferneren Verpflegungsversuche verzichtete. Die bisherigen Strapazen, die ungesunde Luft im Terai, die stechende Hitze und schließlich die mangelhafte Beköstigung hatten mich aber nachgerade so mürbe gemacht, daß ich mich ohne weiteres im Schatten eines dichtbelaubten Banyanbaumes auf die Erde warf; ich besaß jedoch noch Energie genug, mich sogleich wieder aufzuraffen, als ich spürte, wie sumpfig das ganze Erdreich und wie erhitzt ich selber war. Von einigen in der Nähe lagernden Afghanen, die mit Pelzwaren handelten, erstand ich für 20 Rupien ein herrlich gescheckes Leopardenfell und von einem Kärrner eine Strohdecke, so daß ich nun wenigstens eine trockene gesunde Lagerstätte hatte, um die Ankunft meiner Kulis abzuwarten.

In meinem von zahllosen Fliegen und Moskitos gestörten Halbschlummer bemerkte ich, wie sich plötzlich eine ferne Blätterwand teilte und daraus eine

große, dunkle Masse hervor kam; es war ein ungeheurer Elefant, um den sich aber niemand zu kümmern schien. Ich war viel zu abgespannt, um aufzustehen, selbst als ich bemerkte, daß der Elefant geradeswegs auf mich losmarschierte; ich blinzelte das Untier von unten her an und wartete stumpfsinnig ab, ob es wohl geruhen würde, mich zu zertreten oder nicht. Doch das Grautier machte klugerweise vor mir Halt, wedelte gemütlich mit den riesigen Ohren, knickte dann mit seinem Rüssel einen belaubten Zweig ab und fächelte mir damit bedächtig die lästigen Moskito- und Insektenschwärme fort, ohne mich auch nur mit einem Blättchen zu streifen. Durch diese unvermutete Liebenswürdigkeit wurde ich so gerührt und aufgeheitert, daß ich völlig ermuntert aufsprang und dem herbeieilenden Kornak eine Backschischmünze zuwarf. Der Wärter, der wie alle Kornaks der größeren Gelenkigkeit halber völlig nackt ging, ließ den Elefanten alsbald niederknieen, legte eine Leiter an und bat mich, auf den Rücken seines Pfleglings zu klettern, während das Tier ihn selbst mit dem Rüssel emporhob, so daß er sich auf seinen Platz, d. h. auf den Hals des Elefanten, schwingen konnte. Ein kleiner Junge, der wohl von meiner Proviantnot gehört hatte, kam eiligst angerannt, um mir außer einer großen Banane drei kleine Taubeneier anzubieten, die der Elefant mir auch gehorsamst in seinem Rüssel in die Höhe lieferte, die Banane aber dabei schlauerweise so fest gekrallt hielt, daß ich sie ihm gutwillig überlassen mußte; im Ziehkampf mit einem Elefanten hatte ich noch keine Erfahrung. So hungrig ich auch war, tröstete ich mich doch über die Einbuße der Bananenschote durch die Hoffnung, daß es wohl nur eine sogenannte Pferdebanane gewesen sei, an der sich ein Mensch den Magen zu verderben pflegt.

Zur Jagd gerüsteter Elefant.

Der Elefant marschierte stracks in den Wald hinein, wo ich auf einer Lichtung mindestens 200 der herrlichsten Tiere dieser Art versammelt fand; man hatte sie für die Jagd des Maharadschah zusammengebracht und dafür Sorge getragen, daß es sämtlich tigerfeste, tadellos dressierte Prachtexemplare waren. Gegen ein Rhinozeros hält aber auch der taktfesteste Elefant nur dann stand, wenn es dem Schützen gelingt, das Rhinozeros zwischen die Augen, allenfalls auch zwischen Auge und Ohr zu treffen, bevor es zu grunzen anhebt.

Schwerlich kann man sich eine noch großartigere Tierversammlung vorstellen, aber noch schwieriger wäre es zu unterscheiden, was mehr zu bewundern

ist: die Gelehrigkeit und die Leistungen dieser Tiere oder der Mut und die Geschicklichkeit ihrer Lehrmeister, der Kornaks. Mir wurde schließlich vor lauter in der Luft herumzüngelnden Elefantenrüsseln so wirr vor den Augen, daß ich froh war, den Jungen, der mir die Taubeneier gebracht hatte, mit der Meldung heranspringen zu sehen, daß meine Kulis eingerückt seien. Natürlich wehrten sie sich verzweifelt, noch die weiteren zwölf Meilen bis Bhimpedi zu marschieren, und erst nachdem ich ihnen eine dreistündige Mittagsrast zugesagt und als Erleichterer ihrer Lasten ein paar stramme Ochsen gemietet hatte, konnte ich in Gemütsruhe meine inzwischen gar gewordene Mahlzeit verzehren, für die ich mir nicht die schlechtesten Büchsen aus der Konservenkiste herausgesucht hatte.

Bei der mir nur auf wenige Wochen bemessenen Erlaubnisfrist drängte es mich, in das eigentliche Nepal zu kommen, so interessant das Terai, abgesehen von der darin herrschenden schwülen, widerlichen Atmosphäre, auch an und für sich war.

Gleich hinter Hetaura änderte sich wie mit einem Schlage der bis dahin qualvoll schlechte Weg, denn von dort bis nach Bhimpedi hat die nepalische Armee eine ganz wundervolle Straße durch Wald und Gebirge angelegt, breit, bequem und wohlgepflegt, vielleicht um zu zeigen, daß die Zugangsstraßen an den strategisch wichtigen Stellen absichtlich in einem schauderhaften, nur mit allergrößter Mühe benutzbaren Zustande belassen werden. Daß das sumpfige Terai ebenso absichtlich nicht trocken gelegt und ausgerodet wird, um die Malariagefahr nicht zu vermindern, die das Land vor Eindringlingen schützt, geben die Nepaler selbst zu.

Glücklicherweise widerstand ich der Versuchung, diese romantischen Hohlwege und Schluchten photographisch aufzunehmen, denn es war mir nicht entgangen, daß hinter den Bäumen am Wegrande hie und da Soldaten postiert waren und mir auch zeitweise nachschlichen, die jedenfalls den Auftrag hatten, über mein Tun und Treiben genauen Bericht abzustatten, mich wohl sogar bei offenbaren Vergehen abzufassen und unschädlich zu machen; das Unterlassen aller die Sicherheit des Landes berührenden Aufnahmen war mir ernstlich zur Pflicht gemacht worden. Und doch war der Drang, diese Landschaftsbilder festzuhalten, unwiderstehlich, denn ich wollte kaum glauben, daß nur blinder Zufall, nur Laune der Natur die Schönheit der Vegetation in so wirkungsvoller Steigerung zur Entfaltung zu bringen vermag, wie es auf dem Wege von Hetaura nach Bhimpedi geschieht. Kein Dekorationsmaler kann von genialeren Meisterstücken träumen, als sie hier der überquellende Schöpfungsdrang der subtropischen Zone gezeitigt hat.

Wie gewöhnlich waren auch auf diesem herrlichen Wege die Kulis weit zurückgeblieben, und ich stutzte nicht wenig, als mir plötzlich aus einem Busche ein fast nackter Mann mit einem an rasselndem Speer hängenden ledernen Beutel entgegentrat, der dort nebst einem noch weniger bekleideten Bogenschützen auf mich gewartet zu haben schien. Der Speerträger bückte sich grüßend bis auf die Erde und zog dann grinsend aus seinem Ledersack ein Briefchen hervor, das die Mitteilung enthielt, daß für mein Weiterkommen in Bhimpedi ein paar

offene Tragstühle, sogenannte Dändis, bereitgehalten würden, da ich nur in solchen über die kaum wegsamen Gebirgspässe nach Groß-Nepal hinübergeschafft werden könnte. Allerdings hatte ich noch eine gute Strecke bis Bhimpedi zurückzulegen, und der einbrechende Abend überraschte mich einsam im dichtesten Walde; ohne gerade allzu ängstlich zu sein, war ich doch froh, als ich aus diesem Jagdgebiet der Tiger und Rhinozerosse glücklich heraus war und die ersten Hütten von Bhimpedi erreichte.

Während des Wartens auf die Kulis hatte ich hinreichend Zeit, in die offenen Häuschen der Eingeborenen zu blicken und, ohne selbst gesehen zu werden, deren glückliches, heiteres Familienleben zu beobachten. Mit welcher Zärtlichkeit stopfte dort beim Schein des auf dem niedrigen Herde flackernden Feuers die braune Mama ihrem Baby den Reis in das Mäulchen, während der Herr Papa sich von dem Töchterchen den bronzefarbigen Körper massieren und dann mit Senföl einsalben ließ! Doch weit bedeutender war das Schauspiel, das draußen der Talschluß hinter Bhimpedi bot, und das die gewaltigen Eindrücke dieses Tages aufs beste krönte.

Es war gerade Anfang Dezember, also die Zeit, wo der Maharadschah seine jährliche Tigerjagd abzuhalten pflegt, wobei ich gleich einschalten möchte, daß der Maharadschah nicht etwa mit dem König oder Mahara Dhiradsch von Nepal zu verwechseln ist. Ganz im Gegensatz zu anderen monarchischen Staaten nimmt man hier von dem Könige, namens Krithmi Viri Vikram Sah, der nur eine Repräsentationsrolle spielt, viel weniger Notiz als von seinem allmächtigen Premierminister, eben dem Maharadschah Bir Schum Scherkana Bahadur, der alle Zügel der Regierung in den Händen hält, während sich Se. Majestät den Freuden dieser Welt mit Inbrunst hingibt, sich nur selten in die Angelegenheit des Durbars einmischt und sich damit begnügt, ab und zu bei pomphaften Feierlichkeiten als dekoratives Schlußstück des Staatsgebäudes zu prangen.

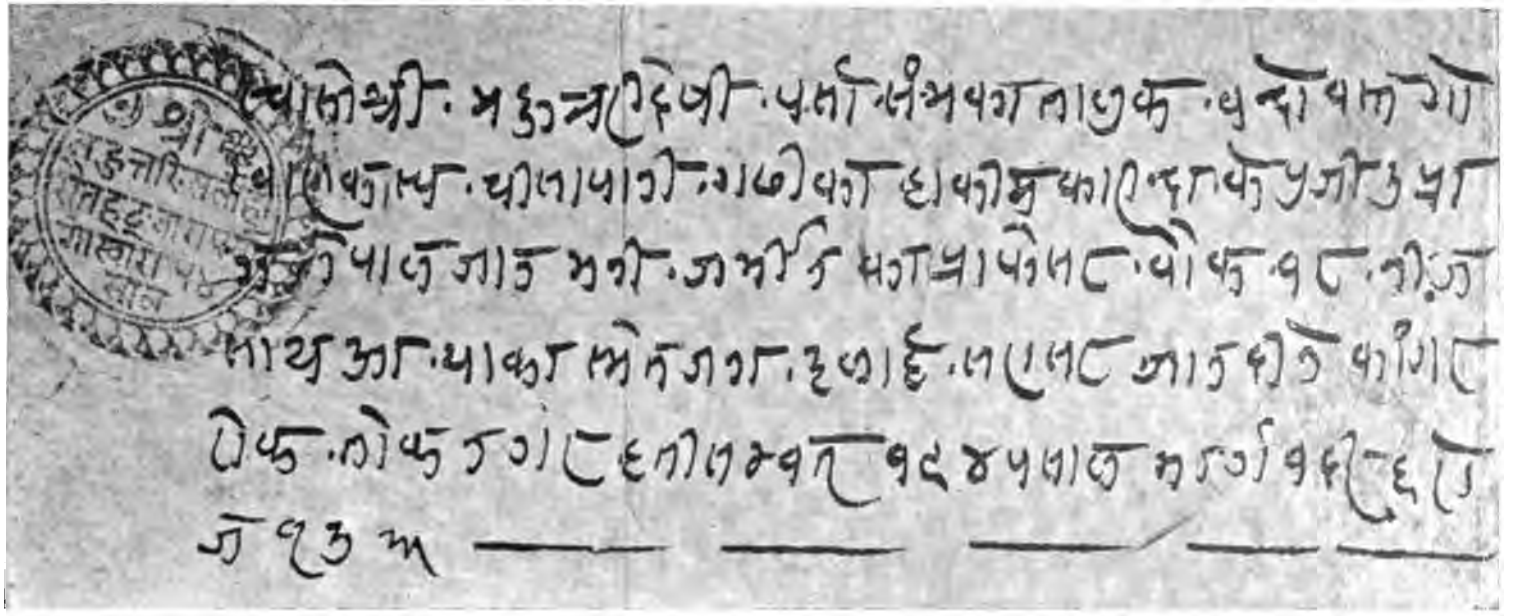
An dieser Jagd des Maharadschah nimmt häufig der König, aber stets eine ungeheure Menschenschar teil, Höherstehende als Jagd- und Lagergefolge, Soldaten und Bauern als Treiber und Jagdhelfer, ganz abgesehen von den zahllosen Kulis und den Sklaven, die es in Nepal tatsächlich noch gibt. Diese Jagdgehilfen hatten nun in dem prächtigen Waldkessel, der bei Bhimpedi den Talschluß bildet, ihre Lager bezogen. In zahllosen unregelmäßigen Staffeln loderten ihre Lagerfeuer zwischen den Baumgruppen auf, und wo nur irgend eine kleine Lichtung oder ein glatter Felsblock ein Plätzchen zum Niederlassen bot, da dampfte auch ein Kessel, um den sich phantastisch beleuchtete Gruppen scharten, die schwatzten und lachten, schmausten und rauchten. An jedem dieser Flammenherde herrschte ein vollsaftiges „Freut euch des Lebens!" und erfüllte den ganzen Talkessel mit brausendem Stimmengewirr, mit Sang und mit Klang. Die Kokosschale voll Rakschi d. i. Reisschnaps ging von Mund zu Munde, ebenso die Wasserpfeife, Sängerinnen kreischten, Hände klatschten, Trommeln dröhnten, Pfeifen quiekten — kurz, es war ein Zigeunerlager allerbuntester Art! Von allen Höhen schallte der Jubel zu mir herunter, aus der Tiefe des

Flußbettes klang er herauf und zeigte, über welchen unerschöpflichen Herzensfrohsinn diese des Tages über so geplagten Kinder Nepals verfügen, trotzdem sie, oder vielleicht gerade weil sie von der übrigen Welt nichts wissen und nichts wissen wollen.

In Bhimpedi, am Fuße des Gebirges, geht die Fahrstraße in einen Bergpfad über; deshalb müssen alle Karrenladungen auf die Rücken von Kulis übergepackt werden, selbst wenn deren hundert zur Bewältigung eines einzigen Laststückes erforderlich sind, und deshalb herrscht in diesem Orte auch ohne Jagdversammlung während des ganzen Winters ein reges Leben. Durch die Anwesenheit der Treiber artete dasselbe aber zu solchem Tumult aus, daß ich hier unmöglich die nötige Nachtruhe gefunden hätte. Ich suchte deshalb einen der für mich bereit gehaltenen Tragstühle auf, lohnte die bisherigen Kulis ab und ließ die Kahars unter dem Versprechen eines fürstlichen Backschischs noch in dunkler Mitternacht den Marsch zu dem hoch über Bhimpedi liegenden Sperrfort Sissagari antreten. Nach dem schwülen, gewitterdrohenden Tage und dem ganz ungemein angreifenden Marsch durch die dunstigen Teraiwälder war es ein wahrer Genuß für mich, als ein Dutzend kräftiger Kahars die Stangen, an denen mein Tragstuhl hing, packten, auf ihre Schultern schoben und dann sofort den dicht hinter dem Ort lächerlich steil emporführenden Pfad hinaufzuklettern begannen. Schon nach wenigen Minuten sah ich die Bauernhäuser, die staubigen Straßen, bald auch die amphitheatralisch übereinander liegenden Wachtfeuer zu meinen Füßen. Das Singen, Musizieren und Händeklatschen wurde immer schwächer, das Licht der Sterne über mir immer reiner, die Luft stetig kühler und ätherischer, so daß ich mir bei dem höchst merkwürdigen Gefühl dieses Schnellemporgehobenwerdens mit einiger Phantasie ganz gut einbilden konnte, wie Margarete in der Oper gleichen Namens auf Engelsfittichen in den offenen Himmel zu schweben.

Tragstuhl für den Verfasser; rechts davon Schikar mit Jagdfalken auf der Faust.

Die Kahars machten ihre Sache ganz vorzüglich. Die ganze Trägermasse glich einem einzigen Körper mit 24 Armen und Beinen, deren Füße auch im Dunkeln jeden Stein des unerhörten Weges zu kennen und zu fühlen schienen. Wäre freilich dieser Menschenknäuel ins Fallen oder Rutschen gekommen, so



Erlaubnisschein für den Verfasser zum Aufenthalt in Nepal. ½.

hätte es kein Halten gegeben, denn der Weg führte ohne jede Zickzackbiegung auf dem Grat einer Bergrippe so schnurgerade in die Höhe, daß das bei 5875 Fuß, also 2000 Fuß über Bhimpedi liegende Fort Sissagari bereits nach fünf Viertelstunden erreicht war. Der erste Blick zeigte, daß durch die Batterien dieses Forts jede Annäherung auf diesem fürchterlichen Pfade unmöglich gemacht werden kann und daß solche Annäherung nur auf einem Nebenaste des Rückens denkbar wäre.

Mir war nicht ganz behaglich zu Mute, denn ich hatte meinen Passierschein noch immer nicht erhalten, und es unterlag keinem Zweifel, daß ich hier danach gefragt werden würde. Bei meinem Eintreffen am Festungstore trat auch sofort ein Offizier in lehmfarbiger Khakiuniform, mit schwarzem, tellerförmigem Turban, an dem eine handgroße Goldkokarde steckte, auf mich zu, bat mich um meinen Namen und händigte mir dann bei Fackelschein einen Streifen Bastpapier ein, den langersehnten Erlaubnisschein zum Betreten Groß-Nepals! Es war ein packender, wildschöner Anblick, als im Dunkel der Nacht die trotzigen, echt asiatischen Gestalten der Gorkhas mit lodernden Fackelbränden Spalier bis zum Eingang eines kleinen Rasthauses bildeten, worin ich Unterkommen finden sollte. Schon nach wenigen Minuten lag ich auf den weichen Kamelhaardecken meines Feldbettes und horchte auf das Brodeln meiner Theemaschine, die ein munteres Einzugsliedchen in das „verschlossene Land" zu summen schien.

Bote mit Briefen für den Verfasser.

Die Haremsdamen auf dem Wege ins Jagdgebiet.

Neunzehntes Kapitel.

Haremsabenteuer und Jagdbegegnungen.

Mit Sonnenaufgang marschierte mein Trupp weiter, der Paßhöhe entgegen. Ich hatte Bergschuhe angelegt und ging meinem Tragstuhl und dem lärmenden Troß voraus, so daß ich unbemerkt beobachten konnte, wie der Wachtposten des Sperrforts abgelöst wurde. Hatten mir die tadellos klappenden Gewehrgriffe der Leute in der Nacht einen recht guten Eindruck beigebracht, so sah ich jetzt etwas, was jedem deutschen Feldwebel das Herz im Leibe herumdrehen mußte. Die Ablösung kam nämlich ganz gemütlich und ohne Waffen aus dem Wachtlokal herausgebummelt, trat an den Posten heran, hakte ihm lachend und plaudernd Koppel und Patronentasche ab, schnallte sich diese Sachen nicht allzu fest um die eigenen Hüften und hob dann das Gewehr des bisherigen Postens bedächtig auf die eigene Schulter. Welche herrliche Gelegenheit zum Hervorbrechen auserlesener Kasernenhofblüten mußte hier im fernen „verschlossenen" Lande unbenutzt verwelken!

Wachtposten.

Das zweistündige Klettern in der frischen Morgenluft schärfte meinen Appetit dermaßen, daß ich mit grimmiger Sehnsucht an meinen Frühstückskorb dachte, den sein Träger mir trotz aller Belehrungen nicht auf Schritt und Tritt nachbrachte, sondern auch bei sich behielt, als die Kulis, ihrer Dasurisitte folgend, bereits nach der ersten Marschstunde Halt machten, um sich ihre Morgenpfeife zu Gemüte zu führen. Ich konnte von der bewaldeten Paßhöhe aus ganz gut sehen, wie vortrefflich ihnen dort unten ihre Wasserpfeife mundete, während ihr gnädiger Herr

sich oben mit Hungerpfötchen begnügen durfte. Ich mochte rufen soviel ich wollte, sie konnten oder wollten nichts hören, denn wenn ein solcher nepalischer Jüngling einmal seine geliebte Huka im Arm und an den Lippen hat, dann ist er für alles andere taub und blind; das Rauchen scheint eine wahre Nationalleidenschaft zu sein. Hier in Nepal verfertigen sich die Leute übrigens ihre Wasserpfeifen meist aus einem halb mit Wasser gefüllten Bambusrohr, in das ein dünneres, den Tonkopf tragendes Rohr seitlich in spitzem Winkel hineingesteckt wird, während der Rauch mittelst der als Mundstück aufgedrückten geschlossenen Hand aus dem dicken Rohre gesogen wird. Die in der indischen Ebene üblichen, winkelförmig in die Erde gebohrten Rauchkanäle habe ich in Nepal jedoch nirgends beobachten können.

So sehr ich auch den armen Kerlen ihren Rauchklub gönnte, ärgerte ich mich doch, daß mein Rufen ungehört verhallte, und wollte schon zu ihnen zurücksteigen, als plötzlich Stimmen an mein Ohr drangen; ich bemerkte einige holzsammelnde Männer und erblickte auch, nachdem ich den Weg noch ein Stückchen weiter verfolgt hatte, die Gesellschaft, zu der diese Kulis gehörten. Zu meiner Überraschung waren es aber zwei reisende indische Damen, die sich hier am Nordabhang der Paßhöhe auf einem weichen, gestickten Teppich zum Frühstück niedergelassen hatten, und zwar angesichts eines Panoramas, wie es kaum schöner gedacht werden konnte. Im Norden glänzte in weitester Ferne die Schneekette des Himalaja, teilweise verdeckt von dem dazwischenliegenden Bergrücken, über den mein weiterer Weg in das Tal von Katmandu führen sollte, und darüber wölbte sich ein wolkenlos blauer Himmel, während aus der Tiefe das Rauschen eines Waldstromes aus einer wilden Schlucht heraufklang. Sturmzerfetzte, bemooste Rhododendronbäume umsäumten das prachtvolle Bild. Ich wußte nicht recht, ob ich meine Gegenwart verraten und dadurch vielleicht die unverschleierten Damen in die Flucht treiben oder lieber mich selbst seitwärts in die Büsche schlagen sollte.

Hätten die mir natürlich höchst interessanten Damen nur die schöne Aussicht genossen, so hätte ich sie jedenfalls nicht gestört, aber ich verspürte einen ganz respektswidrigen Appetit, und zum Unglück trieb mir der Nordostwind von der Kochstelle her aus den Kesseln und Töpfen allerlei angenehme Düfte entgegen. Es zog mich ganz magnetisch in die Nähe der schmausenden Damen, und als mein Good morning zwanglos erwidert wurde, machte ich Halt, pries die entzückende Aussicht von diesem Platze und schielte dabei mit sozusagen langgestielten Augen in einen Reistopf, aus dem ein paar weiße Hühnerbeinchen appetitlich herausschauten. War es meine verständliche Mimik oder die in Indien heimische Gastfreundschaft, genug, ich wurde sofort aufgefordert, an dem delikaten Frühstück teilzunehmen und griff auch gleich ganz unverdrossen in die dampfenden Schüsseln. Während ich dann andächtig zuhörte und nur leise und verständnisinnig meine Kinnbacken bewegte, erzählte mir meine bronzefarbige Gönnerin, daß meine Erscheinung sie keineswegs befremde, da man in Katmandu, von woher sie kämen, bereits allgemein von der bevor-

stehenden Ankunft eines deutschen Reisenden gesprochen hätte; sie selbst sei eine Lady Doctor aus Kalkutta und nach Katmandu berufen gewesen, um den Favoritinnen des Königs und des Maharadschah, denen ja kein anderer Mann zu nahe kommen darf, den zarten Puls zu fühlen. Hiermit habe sie die letzten drei Monate zu tun gehabt und sei nunmehr mit einem riesigen Sack voll Rupien und massenhaften Geschenken auf der Heimreise, und ich solle ja nicht versäumen, sie bei meiner Rückkehr nach Kalkutta aufzusuchen. Im Handumdrehen erhielt ich dann noch eine Menge wichtiger Winke für meinen Aufenthalt in Nepal, erfuhr, daß z. B. die Gemahlin Bam Bahadurs gestorben sei, weil sie nicht gestatten wollte, daß der Arzt der englischen Gesandtschaft sie behandele, und daß selbst Jan Bahadur nur die chirurgische, nicht aber die medizinische Heilkunst der Europäer als der einheimischen überlegen anerkannt habe. Ich verzehrte dabei gelassen ein Stück Torte nach dem anderen und mußte schließlich noch ein paar Dutzend Orangen und Paradiesäpfel annehmen, die in meinen inzwischen angelangten Tragstuhl gepackt wurden.

Dankbarlichst muß ich hierbei erwähnen, daß mir meine brünette Freundin später in Kalkutta einen längst gehegten Wunsch erfüllte, indem sie mich mit mehreren vornehmen Hindudamen bekannt machte, deren märchenhafte Schönheit sonst für jeden Europäer verschleiert bleibt, und daß sie auch die Freundlichkeit hatte, mir Zutritt in eine von ihrer Schwester geleitete Schule für Hindutöchter hoher Kasten zu verschaffen. Ich durfte sogar dem Unterricht beiwohnen, der dort sämtlichen sechs Klassen gleichzeitig in einem luftigen, von korinthischen Säulen getragenen Saale erteilt wurde, wobei sich aber die jungen Damen so elfenhaft geräuschlos benahmen, daß man kaum einen einzigen hörbaren Laut vernahm! Und doch entzifferten in der einen Ecke heiratsfähige Hindumädchen vergilbte Palmblätter voll Sanskritinschriften, in einer anderen Saalnische wurden geometrische Probleme gelöst, in der Mitte des Raumes rezitierte ein Pandit mit pechschwarzer, geölter Mähne, mit nur flüsternder Stimme, aber mit vorzüglichem, ausdrucksvollem Mienenspiel seinen schwärmerisch dreinschauenden Schülerinnen altindische Dichterworte, und am anderen Ende des Saales bemühte sich eine kleine, dicke, schwarzbraune Lehrerin, die eine allerliebste, gar nicht schulmeisterliche, kokette Perlenrosette im linken Nasenflügel trug, ihren Kleinen die Anfangsgründe der Schreibkunst vorzumalen. Ich habe nie das Glück gehabt, mich in eine deutsche höhere Töchterschule einschleichen zu können, bezweifle aber natürlich nicht im geringsten, daß auch dort sechs Klassen in gleicher Stille nebeneinander studieren könnten. Daß mich übrigens bei meiner unerhörten Erscheinung manches Hindubackfischchen mit leuchtenden Blicken und weit geöffnetem Mäulchen anstarrte, als ob ich ein leibhaftiger Märchenprinz auf der Brautschau wäre, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Vom schönen Sissagaripaß stieg ich in prächtigster Laune zu dem Flußbett hinunter, oder, ehrlicher gesprochen, ich ließ mich im Dändi recht gemütlich hinuntertragen. Das schien mir doch nach dem reichlichen Frühstück und

den Strapazen der Märsche wesentlich angenehmer, als den holprigen Weg auf eigenen Füßen hinunterzustolpern. Schon nach zwei Stunden war die Talsohle erreicht. Die steilen Uferhügel, zwischen denen sich der Markufluß hindurchschlängelt, sind terrassenförmig bearbeitet, so daß man sich an die Rebengestade der Mosel versetzt wähnen könnte. Die Erdschollen können jedoch wegen des bergigen Geländes nicht mit Pflügen bearbeitet, sondern nur mit wuchtigen Handhacken aufgerissen werden. Aber statt der Trauben mit erheiternd säuerlichem Saft reift den fleißigen Landleuten auf diesen Terrassen der Reis, der den Nepalern nicht nur das tägliche Brot, sondern auch zur Befriedigung des Durstes nach Getränken, die nicht so entsetzlich viel Feuchtigkeit wie das Wasser enthalten, einen Labetrunk, das Rakschidestillat, liefert. In jedem Haushalt findet man aus Holz gedrehte Krüge mit diesem Elixir.

Hacke der Feldbearbeiter in Nepal. 1/17.

Dieses Tal von Klein-Nepal, durch das bislang jeder der spärlichen europäischen Besucher Nepals seinen Weg nach der Landeshauptstadt zu nehmen hatte, macht durch sein Gemisch von Wildheit und sorgfältigem Anbau einen ganz wunderlichen Eindruck. Bald befindet man sich in einer gerölreichen Felsschlucht und wenige Minuten später in einer lachenden, fruchtbaren Landschaft voll appetitlicher, ockerfarbiger Häuser mit Reisstrohdächern, die man aber am besten nur von außen betrachtet, weil sich Hühner und Schweinchen als völlig zur Familie gehörig betrachten und sich ebensowenig wie die Familienmitglieder hinsichtlich der Sauberkeit in Haus und Hof irgendwelchen Zwang auferlegen. Aber, wie gesagt, der äußere Eindruck der Häuser ist sehr gefällig, und die massenhaft ringsum aufgestapelten Maiskolben erwecken den Eindruck der Wohlhabenheit. Die Brücken führen in beträchtlicher Höhe über den Fluß, der während der Regenzeit wesentlich anschwillt; zur Zeit waren zahlreiche Schnüre von den Felsen des einen Ufers zu denen des anderen gespannt, an die Büschel orangefarbiger Blumen und kleine Gebetsfähnchen angeknüpft waren. Es sollte damit sowohl dem erwartenden, auf die Jagd im Terai ziehenden Maharadschah wie den Geistern des verderblichen Flusses eine Huldigung dargebracht werden, die das Landschaftsbild munter belebte.

Holzkrug für Reiswein. 1/10.

In Marku, dem größten Ort des Tales, den ich fünf Stunden nach dem Verlassen der Sissagaripaßhöhe erreichte, pflegt ein reger Verkehr von Bauernburschen zu herrschen, da hier ein Werber alle jungen Gorkhas versammelt, die Lust haben, in das englisch-indische Heer einzutreten. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit wirken sie in ihrer nepalischen Heimat als Armee-Instruktoren, wofür sie keinen Sold, sondern nur wesentlich erleichterte Pachtbedingungen für ihr Ackerland erhalten, ein Verfahren, bei dem Nepal

viel Geld für militärische Zwecke sparen würde, wenn nicht die höheren Offizierstellen ganz fabelhaft hoch honoriert würden. Freilich sind diese Gehälter nicht festgesetzt, sondern hängen ganz von Gunst und Laune des Premierministers ab, der auch dafür sorgt, daß nur diejenigen höher als zum Obersten aufsteigen, die mit ihm verwandt oder verschwägert sind. Bei plötzlichem Geldmangel in der Kasse des Maharadschah erleiden diese fürstlichen Gehälter deshalb oft plötzliche und beträchtliche Abzüge; ebenso erwähnenswert ist wohl auch, daß in Nepal ein Oberst drei Regimenter zu kommandieren pflegt. Die Dienstpflicht ist allgemein, und die Männer sind leidenschaftliche Soldaten, so daß Nepal jeden Augenblick 60—70000 kriegstüchtige Leute zur Stelle haben kann. Das wissen die Engländer ebensowohl, wie sie die furchtbaren, natürlichen Hindernisse kennen, die es den Nepalern ermöglichen würden, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, da diese sich im allerschlimmsten Falle unter Preisgabe von Klein-Nepal in die Gebirgslandschaften des westlichen Nepal verkriechen könnten.

Des Rätsels Lösung.

Die Straße steigt von Marku aus allmählich um etwa tausend Fuß, indem sie sich mit einem nach Norden gekrümmten Bogen in eine Talschlucht des zweiten Höhenzuges wendet, der Klein-Nepal von dem Katmandutal trennt, das nunmehr in seinem höher liegenden Teile merklich rauher und unfruchtbarer wird. Hier nun, etwa eine Stunde vor Tschitlong, hatte ich das Glück, einem Aufzuge zu begegnen, den ich dreist als einen der seltsamsten Eindrücke meiner sämtlichen Indienreisen bezeichnen darf.

Ich hatte meinen Tragstuhl zu einer kleinen Reparatur in Marku zurücklassen müssen, und wie gewöhnlich zogen es die Kulis vor, zusammen ebenfalls zurückzubleiben, statt mich mit dem Gepäck zu begleiten; gegen solche Eigenmächtigkeiten ist in Nepal nichts auszurichten, man muß zufrieden sein, wenn die Leute schließlich am Ziel erscheinen.

Wie ich nun so einsam meinen Weg durch die dürftigen Reisfelder verfolgte, sah ich von einer hochgelegenen Stelle aus einen Menschenknäuel nach dem anderen aus einer fernen Schlucht des sich weiterhin wieder senkenden Weges heraus- und mir entgegenkommen. Ich trat etwas zur Seite und verbarg mich ein wenig hinter einem stattlichen Felsblock; mit Freudebeben wurde

mir klar, daß dieser rätselhafte Zug gar nichts Geringeres vorstellte, als die Haremsdamen der in das Jagdlager ziehenden hohen Herren des Landes!

Der Harem des Maharadschah; bedeckte und verhängte Tragbahren.

Die zarten, lieblichen Wesen, die an mir vorbeigetragen wurden, konnten mich in meinem Versteck nicht gleich gewahren, und so vermochte ich mich an den reizenden Gesichtern ganz nach Herzenslust sattzusehen, da sie fast durchweg im offenen Tragstuhl und nur etwa acht oder neun in vergoldeten Palankins mit siebartig durchbrochenen Wänden befördert wurden. Die jungen Frauen schienen eben erst dem Mädchenalter entwachsen zu sein, und ich kann mich nicht entsinnen, weder in Birma noch in Japan liebreizendere Geschöpfchen gesehen zu haben. Sie saßen in ihren Dändis so munter wie in einer Wanne voll Schlagsahne, denn die zahllosen Lagen von feinstem, buschig gewelltem Seidentüll, die sich jede vornehme nepalische Dame um die Taille zu wickeln pflegt, bis sie aussieht wie eine Prima Ballerina, deren Röckchen bis zum Fußboden verlängert sind, machen beim Niedersetzen der Damen tatsächlich den Eindruck von Schlagrahm oder Seifenschaum. Um die Freuden der Jagd recht vielseitig werden zu lassen, schienen die hohen Herren Nepals dem Grundsatz: „Kein Vergnügen ohne Damen!" recht ausgiebig huldigen zu wollen, wenigstens nahm der Zug gar kein Ende, so daß ich schließlich der Versuchung nicht widerstehen konnte, meinen photo-

Links offener Tragstuhl, rechts verhüllte Tragbahre.

graphischen Handapparat in Bewegung zu setzen, aus dem Hinterhalt auf die lieblichen Opferlämmer zu zielen und meuchlings Feuer zu geben.

Ich muß gestehen, daß ich mich meiner Handlungsweise schämte und wahrscheinlich fürchterlich räsonieren würde, wenn jemand meine Herzallerliebste heimlich auf die Platte brächte. Aber erstens: „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen, wenn er sich gleich dem Tode näher spinnt!“ heißt es ja wohl im Tasso, und dann sind schließlich photographische Negative für einen Reisenden, noch dazu für einen, der naturgemäß vom Neid nicht verschont bleiben kann, oft wirksamere Belege, als die heiligsten Eide.

Leider lenkte mein blitzender Kodakapparat die Aufmerksamkeit der Haremsdamen und ihrer Eunuchenumgebung auf mein Versteck. Blitzschnell hielten sich die Schönen ihren Sonnenschirm vor die Augen oder ließen die Vorhänge ihrer Tragstühle herunter, doch zum Glück so, daß wenigstens die reizenden kleinen Händchen draußen blieben, über die sie Handschuhe aus schwarzen Seidenfäden gezogen hatten, deren Kreuz- und Knotenpunkte mit blitzenden Steinen geziert waren. Gleichzeitig kam der Wächter ganz entrüstet auf mich zugeeilt, der bisher auf einem erhöhten Platz gestanden hatte, um jede Annäherung fremder Männer fernzuhalten. Mit höflichem Lächeln hielt ich ihm meinen Paß entgegen, aber wütend erklärte er, daß ich mich solchen Bildermachens in Nepal zu enthalten und vor allen Dingen das aufgenommene Bild herauszurücken hätte. Ich bedauerte unendlich, daß er zu früh käme, da das Bild wirklich noch nicht fertig sei, versprach auch, diesen Apparat nie wieder in Nepal zu gebrauchen, schwieg aber behutsam von meiner sonstigen photographischen Ausrüstung. Mit wachsender Keckheit fügte ich dann hinzu, daß ich, sobald ich nach Katmandu käme, mich beim Durbar über sein unhöfliches Benehmen beschweren würde. Ganz verblüfft über meine Zuversicht zog der oberste Wächter der holden Weiblichkeit ab, während mir keineswegs sehr wohl zu Mute war. Wenn in dem verschlossenen Lande Nepal meine photographischen Versuche ferner soviel Widerstand fanden, hatten alle photographischen Vorrichtungen, die ich auf der Reise mit mir schleppte, herzlich wenig Wert für mich. So hatte ich an einem einzigen Tage zwei für mich denkwürdige Begegnungen mit der sonst so unnah-

Der Wächter des Haremszuges.

baren indischen Damenwelt, für die ich, weil sie voll soviel rührender Weiblichkeit ist, sehr beträchtliche Sympathien übrig habe.

Meinen Schirm und Sonnenhelm hatten die Kulis in Verwahrung genommen, als aber die Sonne am schärfsten stach und blendete, waren sie damit natürlich nicht zur Stelle, so daß mir nichts übrig blieb, als einem Bauernjungen einen Korb voll Rettiche abzuhandeln, nur um mir den dichtgeflochtenen Bambuskorb als Schattenspender über den Kopf zu stülpen, weil ich bereits ganz schauderhafte Kopfschmerzen und jenes unheimliche Schwarzwerden vor den Augen verspürte, das einem Sonnenstich voranzugehen pflegt. Mit Ingrimm dachte ich auch an die köstlichen Orangen, die mit meinem Tragstuhl zurückgeblieben waren, während ich nichts bei mir hatte, um meinen brennenden Durst zu stillen, denn meine Rettiche wären mir wohl im Münchener Hofbräu aber nicht hier von Nutzen gewesen.

In Tschitlong traf ich ein ungeheures Getümmel. Auf die bereits von mir getroffenen vorausgeschickten Haremsdamen, Treiber und Elefanten folgte hier die Meute mit den Hundewärtern und Büchsenspannern, die in Tschitlong ihr Nachtlager beziehen sollten. Meine Augen waren aber von der blendenden Sonne so entzündet, daß sie schmerzten und ich schleunigst das Rasthaus aufsuchen mußte.

Ich kletterte die Stiege zu dem unsauberen, durch Fensterladen verdunkelten oberen Stockwerk empor und setzte mich erschöpft in eine Wandnische, um die Ankunft der Kulis abzuwarten, die mich nun schon so oft durch ihr Zurückbleiben verstimmt und geschädigt hatten; ich fühlte mich ernstlich unwohl und wußte, wie wenig mit solchen Zuständen in diesem Klima zu spaßen ist. Plötzlich klirrten Ketten in dem unteren Treppenraum, Hunde kläfften, und ich hörte, wie ein paar auf der Treppe zurückbleibende Schikare, die mich in dem herrschenden Dämmerlicht nicht bemerkten, ihren auf Leoparden dressierten Bluthunden die Ketten lösten; sofort stürmten die Köter die Treppe vollends herauf und auf mich los. Die Hundewärter kreischten entsetzt auf, als sie durch meinen Zuruf meine Anwesenheit erfuhren und sprangen auch sogleich an meine Seite, um mit ihren Drahtpeitschen wie unsinnig auf die Rüden loszudreschen, die sie auch glücklich in eine Ecke zu prügeln und wieder an die Kette zu legen vermochten. Ich hatte schon früher einmal genug von Wolfshunden in den siebenbürgischen Karpaten zu leiden gehabt und war gar nicht begierig, mit Kötern, die mit Tigern und Rhinozerossen verkehrten, in nähere Berührung zu kommen. Die gewaltige Aufregung hatte aber wenigstens das Gute gehabt, mich gründlich in Schweiß zu bringen, worauf ich mich wesentlich wohler fühlte und auf einem Tscharpeu, den die Hundewächter herbeischleppten, in Schlaf sank. Als ich aufwachte, stand mein Tragstuhl neben meinem Lager, und gierig fiel ich über die Orangen her, während ein Ochsenragout und andere Leckerbissen aus meinem Proviantkorbe warm gemacht wurden.

In der Hoffnung, daß ich in der staubigen Paua voll Spinngeweben und Ungeziefer die Nacht zubringen würde, schleppten die Kulis mein ganzes

Gepäck die Treppen herauf, erschraken aber nicht wenig, als ich ihnen rundweg erklärte, daß ich ihr beständiges Zurückbleiben mit den für mich nötigsten Sachen satt hätte und noch am selben Abend über den Tschandragiripaß bis nach Thankot wolle. Ganz abgesehen von der Unsauberkeit des Ortes, hätte mir auch das unaufhörliche Gekläff aus Hunderten von Hundekehlen keine angenehme Nachtruhe vergönnt; deshalb bat ich den Hauptmann, der die Meute befehligte, um Beistand und brachte mit dessen Hilfe auch eine neue Kulikolonne auf die Beine, nachdem die Mehrzahl meiner Träger erklärt hatte, nicht mehr weiter gehen zu können. Ich zog es diesmal vor, mich behaglich in meinen in allen Fugen ächzenden Tragstuhl zu setzen, doch hatten es die Kahars nicht leicht, gegen den uns begegnenden Strom von Jagdhelfern anzuschwimmen, die wie ein Heerwurm von der Höhe des Tschandragiripasses auf einem überaus bösartigen, steinigen Pfad nach Tschitlong hinunterstiegen. Immer neue Mengen von Hunden und Jagdfalken wurden an mir vorbeigeführt, immer seltsamere Gestalten hoher und höchster Würdenträger an mir vorbeigetragen. Die meisten dieser Generäle und Hofbeamten schienen es nämlich für das Bequemste zu halten, sich nicht in einem Stuhl, sondern gleich in einer an dicker Stange festgebundenen Wolldecke wie ein Paket über Berg und Tal transportieren zu lassen. Bisher hatte ich immer geglaubt, bei dem von mir erwähnten Durbar des Maharadschah von Gwalior die wunderlichsten Gestalten Indiens versammelt gesehen zu haben, hier aber kam mir das meiste von dem, was Nepal an martialischen Prachtgestalten aufzuweisen vermag, wie auf einem Präsentierteller, oder richtiger in Hängematten, entgegen!

Es war ein Glück, daß die schweren Nachmittagsschatten überhaupt keine Momentphotographien mehr zugelassen hätten, sonst hätte mich doch das Verbot des Photographierens unsäglich geärgert. Die bunteste Augenweide, die Indien bieten kann, zog hart bei mir vorüber, der ganze ungeheure Schwarm von Menschen, alle die seltsamen Geräte und die Berge von Lebensmitteln, die zu einem Zeltlager so vieler an glänzenden Prunk und üppiges Wohlleben gewöhnter Damen und Herren gehören. Ich mußte staunen, wieviel Kräfte allein zum Fortbewegen der zahllosen Ballen von Leinwand und des Waldes von riesigen Zeltstangen erforderlich waren, aus denen solche Zeltstadt ersteht.

Das größte Vergnügen machte mir die Begegnung mit dem zu einer solchen Jagd und Zelthofhaltung erforderlichen Kleingelde. Je tausend Rupien in verschiedenen Münzsorten waren in einen gewaltigen Sack eingenäht, der dann wie ein Heiligtum in einer Hängematte transportiert wurde. Es schienen mehr als hundert derartige vollgepfropfte Portemonnaies zu sein, deren Inhalt bei dieser Gelegenheit unter die Leute gebracht werden sollte. Hin und wieder wurde auch einem in seiner Hängematte schaukelnden Großen des Reichs ein Jagdpferd nachgezerrt, das zitternd und schaumbedeckt nur durch Anwendung von brutaler Gewalt schrittweise auf diesem abscheulichen Wege vorwärts zu bringen war; wertvollere Pferde wurden dagegen, in Sänften oder riesigen Dändis verpackt, von einer Anzahl Kulis über die Paßhöhe geschafft.

So löste ein merkwürdiger Anblick den anderen ab. Ich glaube jedes Gewehr und jede Badewanne, jeden Musikanten und jede Tänzerin, kurz all und jedes gesehen zu haben, was zu dem Jagdlager über die Berge geschafft wurde. Ich konnte wirklich nicht zählen, wie viele hundert Körbe voll Orangen, Ananas und Rettiche, wie viele Hunderte von Säcken mit Reis und Käfigen voll Enten und Hühnern, oder wieviel Ziegen- und Hammelherden an mir vorbeigeschafft wurden, aber jedenfalls übertraf dieses Übermaß alle Vorstellungen, die ich mir bis dahin von einer solchen asiatischen Jagdveranstaltung gemacht hatte. Man zeigte mir z. B. allein fünfzig Körbe mit Fasaneneiern, deren Gelbes die Damen des Hofes zur Pflege ihres schönen schwarzen Haares zu benutzen gedachten!

Auf der Paßhöhe angelangt, kletterte ich aus meinem Dändi heraus, um meinen Abstieg zwischen den dichten Scharen der Heraufkommenden lieber zu Fuß zu versuchen. Ich setzte mich, um meine Schuhe wieder gegen derbere Bergstiefel zu vertauschen, auf einen Felsblock und hatte bald eine Unzahl von mich anstaunenden Bergsoldaten um mich versammelt; die Aussicht nach Süden, auf den zurückgelegten Weg lag unbeschränkt vor mir, die nach Norden war aber zu meinem Leidwesen durch dichtes Buschwerk vollständig versperrt, und ich blickte wohl ziemlich verdrießlich auf diese üppig grünende Wand.

Während meines Schuhwechselns trat ein höherer Offizier an mich heran und gab, nachdem er gehört hatte, daß ich nur aus Wissensdrang nach Nepal gekommen sei, um die Merkwürdigkeiten des schönen Landes kennen zu lernen, einigen Gorkhasoldaten einen leisen Befehl, den diese ihren noch emporsteigenden Kameraden übermittelten. Mit wunderbarer Schnelligkeit sanken unter den wuchtigen Hieben ihrer krummen Kukrimesser die Bäume und Sträucher hinter meinem Sitz und enthüllten dort wie mit einem Zauberschlage ein Bild, das man so märchenhaft schön nirgends in der Welt zum zweiten Male finden kann.

Allerdings hatte ich ja bereits früher in den Gletscherwildnissen des eigentlichen Himalaja aus allernächster Nähe viel erschütterndere Eindrücke der Hochgebirgsschönheit empfangen, hier aber sah ich, wenn auch aus viel größerer Ferne, dafür aber um so umfassender, die großartigsten Berggestalten unserer Erde, den Gaurisankar, Kanschendschunga und Dhaulagiri als denkbar erhabensten irdischen Hintergrund, vor dem nun Groß-Nepal, das fruchtbare Tal des Bagmatistromes mit der Landeshauptstadt Katmandu, zu meinen Füßen lag. Diese blendendweiße Alpenkette am Horizont begann bereits in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne zu glühen, und goldschimmernde Tempelspitzen lenkten meinen Blick in die Tiefe zu zahlreichen Städten und Dörfern inmitten wohlbebauter Felder, zwischen denen die Wasserläufe des Bagmati und Wischnumati und ihrer Zuflüsse blinkten. Die ganze Landschaft war von vollendetster, wahrhaft idealer Schönheit, verblaßte aber bald in Nebel und Dämmerung. Nur der Firngipfel des Everest-Gaurisankar strahlte noch geraume Zeit in rötlichem Lichte und rechtfertigte den Glauben der Nepaler, daß der furchtbare Gott Mahadeo mit besonderer Vorliebe auf diesem Berggipfel throne. Ohne

die hilfreiche Pionierarbeit der Gorkhas hätte ich freilich nichts von diesem unvergleichlichen Bilde sehen können, und es war eine wahre Herzensfreude für mich, unter so günstigen Vorbedeutungen in das sagenhafte Land zu gelangen.

Der Abstieg nach dem 2500 Fuß tiefer liegenden Thankot war in der Dunkelheit recht beschwerlich. Schlimmer aber war es, daß auch rund um Thankot jedes Fleckchen Land mit Zelten und Bambushütten des Jagdgefolges gespickt und die Luft so durch Fackelqualm verdorben war, daß auch hier ein Nachtlager kein Vergnügen für mich geworden wäre. Durch verschwenderische Anwendung von Backschisch glückte es mir, auch hier neue Träger zu gewinnen und mit diesen in tiefer Mitternacht vor meinem Standquartier in Nepal, dem Dak-Bungalo in Katmandu, einzutreffen. Allerdings zog ich mir, warm von dem strapaziösen Abstieg, in der bitterkalt werdenden Nacht während des Transportes im Tragstuhl einen bösen Rheumatismus zu, aber ich erkannte doch schon bei diesem nächtlichen Zuge durch die Straßen Katmandus, daß ich in einem überaus merkwürdigen Lande reiste, dessen Besuch die darauf verwendete Mühe in reichem Maße zu lohnen versprach.

Bergreise einer nepalischen Dame.

Palaſt eines nepaliſchen Großen; rechts davon „Bhim Sens Narrheit". Hinter der links ſtehenden Palme der Goſainthan-Himalaja.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Audienz bei Deb Schumscher Dschung.

Der Wächter des Raſthauſes in Katmandu hatte nicht erwartet, daß ich in ſo gewaltigen Tagemärſchen dorthin kommen würde, und ſtand nun, aus dem Schlafe emporgeſchreckt, bei meinem Eintreffen ganz verlegen mit ſeiner Laterne zwiſchen verſchiedenen Farbentöpfen, die er zum Tünchen des noch recht unwohnlich ausſehenden Bungalos gebraucht hatte. Zufällig bemerkte ein in der Nachbarſchaft wohnender gelehrter Hindu, der noch über ſeinen Büchern ſaß, meine Ankunft und lud mich ein, in ſeinem Hauſe zu übernachten, ſo daß ich nicht erſt mein Zelt aufzuſtellen brauchte, ſondern mich bei einem „ſchnellen Tod", wie der Indier einen Hühnerbraten nennt, von den Strapazen und Ereigniſſen des Tages erholen konnte. Nach dem Eſſen beriet ich mit dem Indier, der dem engliſchen Geſandten als Dolmetſcher oder „Babu" für ſchwierige Dialekte diente, wie ich die mir vergönnte kurze Zeit von nur vier Wochen am zweckdienlichſten ausnützen könnte.

Der Wächter des Raſthauſes.

Es iſt nicht leicht, die Verhältniſſe des Landes Nepal und das, was es wirklich ſo merkwürdig macht, in treffender Kürze zu ſchildern. Kann jemand, ohne ſelbſt einmal vom Heidelberger Schloß zu den Neckarufern hinuntergeſchaut und ſich dabei der glanz- und leidensvollen Tage, die dasſelbe geſehen, erinnert zu haben, aus einer nüchternen Beſchreibung den unſagbaren Zauber herausfühlen, den dort der dichte

Efeu um die gewaltigen Ruinen verbreitet? Nepal gleicht aber in vielen Stücken einer solchen Ruine, deren Geschichte und Schicksale den Efeu bilden, durch den uns die morschen Steine in dem anziehenden Schimmer der Romantik und zugleich der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung erscheinen.

In Nepal findet der Forscher das Land noch größtenteils in demselben Zustand, in dem das ganze nördliche Indien vor mehr als tausend Jahren gewesen ist, zu einer Zeit, als dort Brahminismus und Buddhismus Seite an Seite bestanden. Während dann aber in Indien der Islam diese beiden Kulte und ihre Religionsstätten beeinträchtigte, blieben sie in Nepal von diesem Einfluß völlig unberührt und konnten nebeneinander fortblühen und wachsen. Dieser Umstand und Unterschied gibt dem Lande sein Gepräge, nicht minder das Gebirgsklima, das selbst die in Nepal lebenden Hindus zu strafferen, energischeren Menschen gemacht hat als die in der Ebene lebenden, auf die sie deshalb auch mit einiger Geringschätzung herabzusehen pflegen, während andererseits die strenggläubigen Brahmanen von Benares ihre Kastengenossen in Nepal ihrer lässigen Befolgung ritueller Vorschriften halber fast als Parias verachten.

Der Durbar hatte mir gestattet, außer Katmandu auch die hervorragendsten Orte in Groß-Nepal, die nicht allzu weit von dieser Stadt entfernt sind, nämlich Patan, Bhatgaon, Paschpattinath, Swajambunath und Buddhnath, zu besuchen. Ehe ich mich aber auf die Wanderschaft begeben konnte, mußte ich das Rasthaus in stand setzen lassen und mein Faktotum, ein entsetzlich stotterndes, pockennarbiges Bürschchen, zum Koch und Kellner anlernen; er war der einzige Nepale, der sich zutraute, meinen Magen gehörig pflegen zu können, und dank meiner Konservenkiste war dies schließlich auch kein allzu großes Kunststück. Seine eigenen Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der Mehlspeisen, will ich aber aus Rücksicht auf die zarten Nerven meiner verehrten Leserinnen lieber gar nicht schildern; der gute Mann konnte schließlich doch nichts dafür, wenn z. B. die Tibeter, in deren Kolonie Buddhnath er die Butter für mich kaufte, diese einfach dadurch herstellten, daß sie fette Yakmilch in Fellbeuteln schüttelten und dann die Butter aus dem Fell herauskratzten, und leider konnte ich ihm nie begreiflich machen, daß mir seine überhaupt etwas rätselvollen Puddings viel besser schmecken würden, wenn er die Güte haben wollte, alle darin enthaltenen Haarflocken als besonderen Gang aufzutischen. Mit sehr gemischten Gefühlen sah ich zugleich, wie sich der Freundeskreis dieses Prachtkoches von Tag zu Tag mehrte; zuerst schien nur seine eigene Frau sich von dem an jedem Morgen auf meine Kosten in die geheimnisvolle Küche geschafften Milchvorrat etwas abzugießen, bald aber erschien noch eine gute Freundin, schließlich noch mehrere, und endlich sogar ein ganzer Haufen, die mit allerlei Kübeln und Gefäßen bewaffnet waren, um von meinen zwei oder drei Litern Milch eine kleine Abgabe zu ergattern und den Ausfall sehr sinnreich durch Einträufeln von Wasser zu ersetzen. Jagte ich das unsaubere Lumpengesindel fort, so schlich es nur um den Bungalo herum und tauchte grinsend von der anderen Seite her wieder auf.

Mein Bungalo lag dicht bei dem englischen Gesandtschaftsgebäude, für das die Nepaler, als ihnen im Jahre 1816 seitens der Engländer ein „Resident" aufgenötigt wurde, den denkbar ungesundesten Platz, einen versumpften Schindanger, abgetreten hatten, der, einige Kilometer von der Altstadt gelegen, in dem angenehmen Geruche stand, allnächtlich von bösen Geistern heimgesucht zu werden. Doch mit jener unbegrenzten Rücksichtslosigkeit hinsichtlich des Kostenpunktes, die England auf der ganzen Welt an den Tag legt, sobald es sich um eine eindrucksvolle Repräsentation dieser Nation Ausländern gegenüber handelt, war im Verlauf weniger Jahre aus dem fieberdunstenden Abdeckerplatz ein prächtiger Park, eine der schönsten Stellen des Landes, gemacht worden.

Von hier aus führte allerdings eine fahrbare Straße nach Katmandu, doch leider waren für Geld weder Wagen noch Reitpferde erhältlich, da sich der Hof das Befahren dieser, sowie der anderen im Lande vorhandenen kurzen Fahrstraßen nach Patan und Bhatgaon als ganz ausschließliches Vorrecht vorbehalten hat. Ich mußte mich also auf beständige Fußmärsche gefaßt machen. Dieser Weg nach der Residenz wird durch einen nepalischen Posten aufs genauste überwacht, und kein Nepale darf ihn ohne besondere Erlaubnis des Durbars beschreiten; auch ist durch Kundschafter dafür gesorgt, daß der Durbar sofort erfährt, wenn irgend ein Verdächtiger in die Residenz kommt. Es ist Tatsache, daß indische Pandits und andere Eingeborne, die im Verdacht standen, das Land für den englischen Residenten auszuspionieren, spurlos verschwanden und vermutlich kein ganz schmerzloses Ende gefunden haben.

Auf der Landstraße, in die dieser Weg mündet, fielen mir sofort einige Unterschiede zwischen Nepal und Indien auf. Ich meine nicht nur die durch Ziegelmauern und Schindeldächer viel solider wirkende Bauart der Häuser und die überaus malerischen und für Nepal höchst charakteristischen Tempel mit in mehreren Stockwerken stetig kleiner werdenden Dächern, als vielmehr ein gewisses trotziges und stolzes Zurschautragen der Unabhängigkeit seitens der Männer besseren Standes und das unverschleierte Erscheinen ihrer Frauen und Mädchen, unter denen mir besonders die Newaris durch ihre absonderliche, in Indien nicht übliche Haartracht auffielen. Die Newarimädchen wickeln nämlich das gewöhnlich sehr üppige Haupthaar zu einer länglichen Rolle zusammen, die dann etwa wie eine mehr oder weniger stattliche — man verzeihe gütigst den allein zutreffenden ungalanten Vergleich — Servelatwurst aus dem Kopfe herausstehn. Der überaus bequeme Rock dieser Newarifrauen wird durch ein Tuch gebildet, das hinten mehr als einen Fuß kürzer als auf der Vorderseite geschürzt zu sein pflegt.

Die Bevölkerung Nepals ist nichts weniger als einheitlich, und man weiß von ihr nicht einmal, ob sie vier, fünf oder sechs Millionen Menschen beträgt, und ebenso kann auch der Flächenraum des Landes nur annähernd auf etwa 155000 Quadratkilometer geschätzt werden; das von mir besuchte „Tal von Nepal" dürfte etwa eine Viertelmillion Einwohner zählen.

Diese Bewohner Nepals stellen nun eine wahre Musterkarte der verschiedensten mongolischen und indischen Stämme dar.

Die Bevölkerung der höher gelegenen Teile des Gebirgslandes, die Bhutias, sind von den Tibetern kaum zu unterscheiden, und auch die sechs Hauptstämme der eigentlichen Eingeborenen, die ebenfalls noch in hochliegenden Gebieten lebenden Gurungs, dann die Magars, Newaris, Murmis, Kirantis und Limbus, sind mongolischen Stammes, dessen Rasseeigenschaften auch die Parbattias, die Sprößlinge von Frauen der genannten Bergvölker und indischen Einwanderern, aufweisen. Unter diesen eigentlichen Eingeborenen von mongolischer Abstammung sind die wichtigsten die Newaris und Murmis, die aber im Jahre 1768 von den Gorkhas, einem kriegerischen, indischen Radschputenstamme von arischem Ursprung, der im Jahre 1303 von den Mohammedanern aus seiner Heimat verdrängt worden und bei diesem Ausweichen in das Bergland Nepal hineingelangt war, trotz tapferster Gegenwehr durch List überrumpelt und dauernd unterworfen wurden; diese Gorkhas sind die heutigen Herren des Landes Nepal, dessen ganze frühere Geschichte aus einer furchtbaren Reihenfolge von Blutvergießen, Greueltaten und Verrätereien besteht, die aber mit der Herrschaft der Gorkhas keineswegs aufhörten.

Frau eines Feldwebels
aus dem Stamme der Sikhs.

Aus der Vermischung dieser beiden Bevölkerungsgruppen, der mongolischen Newaris und der aus Indien gekommenen Gorkhas, entstanden viele der heutigen Nepaler- und Gorkhasoldaten, während sich nur die höheren Stände beider Völkerstämme ziemlich rein erhalten haben. Ganz entsprechend hat sich auch die buddhistische Religion der mongolisch gearteten Bergbewohner mit der brahminischen ihrer Eroberer zu dem sogenannten Tantrika-Buddhismus vermischt, der zwar die äußeren Förmlichkeiten beider, aber so gut wie nichts von ihrem ethischen Gehalte bewahrt hat und der schon seit alten Zeiten als Resultat der Verschiedenheit der Berg- und Talbewohner in Nepal vorhanden ist.

Ehe ich meine erste Wanderung durch Katmandu antrat, erschien ein nepalischer Offizier nebst einem Sipeu in meinem Bungalo mit der Mitteilung, daß sie den Auftrag hätten, mich meines Schutzes wegen auf Schritt und Tritt zu begleiten; mit einem gleichen Auftrage hatte sich mir aber bereits ein Dscham-

madar, d. h. ein Feldwebel der englisch-indischen Sikhtruppen, zur Verfügung gestellt, von denen der englische Gesandte eine Kompagnie zur Bewachung seiner Residenz in Nepal um sich haben darf, die, wie alle anderen englisch-indischen Truppen in Indien, sowohl britische wie eingeborene, in ihren Kasernen mit Soldatenfrauen zu hausen pflegen.

Diese Aufmerksamkeit glich nun freilich einer argwöhnischen Überwachung wie ein Ei dem anderen, und es schien, als ob beide Teile, die Nepaler wie die Engländer, hinter meinem Besuche des Landes doch noch irgend eine geheime oder gefährliche Nebenabsicht witterten. Jedenfalls konnte mir gar nichts lästiger sein als eine solche beständige und auffällige Eskorte, da ich das Land und seine Bewohner gern möglichst zwanglos besucht und beobachtet hätte; auch sagte ich mir, daß eine derartige Bewachung ganz besonders bei meinen photographischen Aufnahmen hinderlich sein müsse, erschrak aber bei dieser Erwägung in der Einnerung daran, daß das Photographieren in Nepal für mich ja bereits zu den verbotenen Früchten gehörte.

Angesichts so vieler Beschränkungen hielt ich es für das beste, mit dem derzeitigen Staatslenker, einem Bruder des Maharadschah, persönlich zu sprechen und bat um eine Audienz, die mir auch schon für den folgenden Tag gewährt wurde; ein Adjutant holte mich dazu in einer Hofkalesche ab.

Die Fahrt ging nach Tallapatti, wo sich ausgedehnte, befestigte Palastgebäude in europäischer Bauart befinden. Dort wartete der stellvertretende Premierminister, der Höchstkommandierende der nepalischen Armee namens Deb Schumscher Dschung, nebst einer Kompagnie Gorkhas in einem inneren Schloßhofe auf mein Erscheinen, das er durch Trommelwirbel und Fahnensenken begrüßen ließ, eine Ehre, die ich als nicht offizieller Besucher des Landes weder beanspruchen noch erwarten durfte. Hierauf stellte mich Seine Exzellenz einigen Generalen, seinen nächsten Verwandten, vor und führte mich dann in einen Gartensaal, in dem ein Springbrunnen inmitten eines Wasserbeckens plätscherte; zahlreiche Spiegel, reiche Vergoldungen, europäische Sofas und Lehnsessel und im Hintergrunde ein verhülltes Gestell, das ein Thron oder Himmelbett sein konnte, ließen mich ganz vergessen, daß ich hier im Herzen des halb barbarischen Staates Nepal verweilte.

Ich hielt mich nicht an die in Asien landesübliche Form, der zufolge man bei einem solchen ersten Besuche über alles mögliche andere als über den eigentlichen Zweck desselben zu sprechen pflegt, sondern jammerte frisch drauf los, nachdem ich mich für die gewährte Erlaubnis bedankt hatte; ich erklärte, daß die mir gnädigst erteilte Erlaubnis, Nepal zu besuchen, mir nur wenig Freude machen würde, wenn ich nicht dabei auch nach Herzenslust photographieren dürfte, und erbat auch dafür die Genehmigung des Regenten. Statt einer Antwort fragte Seine Exzellenz, ein behäbiger kleiner Herr von etwa dreißig Jahren mit indischer, aber ein wenig mongolisch angehauchter Gesichtsbildung, etwas vorspringenden Wangenknochen, mit einem Kneifer auf dem eingedrückten Näschen und mit einem zarten, schwarzen Schnurr- und Knebelbärtchen,

ob ich denn nicht schon unterwegs einige Damen photographiert hätte. Auf diese höchst verfängliche Frage versicherte ich, daß ich zwar, hingerissen von der Schönheit der jungen Damen, gar zu gern einen solchen Versuch gemacht hätte, daß diese aber sofort ihre Sonnenschirme dicht vor die lieblichen Gesichter gehalten hätten und daß man, trotz aller X-Strahlen, noch nicht im stande sei, durch derartige Schirme hindurch zu photographieren. Nach dieser diplomatischen Antwort willigte der Herr commander in chief halb ärgerlich, halb belustigt ein, daß ich alles aufnehmen könne, was mir an Menschen oder Bauwerken gefiele, vorausgesetzt, daß mein Begleiter jedesmal ausdrücklich seine Zustimmung dazu gäbe; diese Begleitung, zum mindesten durch einen Sipeu-Unteroffizier, sei aber wegen des unberechenbaren Volkes zu meinem Schutze ganz unerläßlich. Als das Eisen einmal so weit warm war, schmiedete ich es unverdrossen weiter, indem ich mit Dankbarkeit erwähnte, wie freundlich mich andere indische Maharadschahs durch Leihen von Elefanten bei meinen Reisen unterstützt hätten, so daß auch seine Exzellenz nicht umhin konnten, mir das Angebot eines Hofwagens zu machen, das ich natürlich mit tausend Freuden annahm, da die Straßen in Nepal wirklich entsetzlich staubig sind; bei einer späteren Audienz folgte diesem Entgegenkommen sogar noch die Zusage eines Reitpferdes für die nicht fahrbaren Wege.

Die Erwähnung der X-Strahlen lenkte unsere Unterhaltung auf allerlei moderne Fortschritte der europäischen Wissenschaft und Technik, so daß ich aus dem Vortragen gar nicht herauskam; zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Herrschaften nicht nur damit recht wohl bekannt waren, sondern sogar Modelle aller Art, wie z. B. einen Kinematographen mit allem Zubehör, durch Agenten erhalten und nebst vielen anderen modernen europäischen Erfindungen in einem Museum aufbewahrt hatten.

Als ich im Laufe der Unterredung gefragt wurde, bei welcher Behörde ich eine Anstellung bekleidete, erwiderte ich, daß ich in meinem Tun und Lassen vollkommen unabhängig von irgend einer Behörde oder anderen Personen wäre, was die auf ihre Unabhängigkeit überstolzen Herren Nepaler sehr sympathisch zu berühren schien, so daß mein Verkehr in diesem Kreise nach und nach ganz zwanglos wurde. Als die Unterhaltung auf politisches Gebiet kam, wurde ich freilich einigermaßen enttäuscht, denn von einer begeisterten Bewunderung Deutschlands konnte ich beim besten Willen nicht viel entdecken, sondern mußte im Gegenteil die Herren darauf aufmerksam machen, daß sie die deutschen Verhältnisse bisher wohl nur durch die parteiisch gefärbte Brille englischer Blätter kennen gelernt hätten, die nie ermangeln, unsere nationalen Schwächen, das Überwiegen von Sonderinteressen der sich befehdenden „Cliquen" und unsere Lauheit in großen nationalen Fragen zu Vorboten des nahen Zerfalls unseres von Haß und Neid umringten Reiches aufzubauschen und die Deutschen als Muster schlaffen Sichgehenlassens hinzustellen. Wie sehr ich es für nötig fände, daß manche meiner Landsleute ein wenig mehr deutsche, auf Einfachheit und Geradheit bedachte, von Geckerei ferne Gesinnung

Deb Schumscher Dschung, Rana Bahadur,
Generalkommandeur der nepalischen Armee. Die Kopfbedeckung besteht
aus Edelsteinen und Perlen.

betätigen möchten, verschwieg ich natürlich, gerade weil ich Nationalstolz empfinde.

Die mir sichtlich wohlwollenden Herren Nepaler gaben mir alle wünschenswerten Auskünfte über die Orte, die ich besuchen wollte, wobei ich nicht unterließ, durch allerlei kleine Scherze den Appetit an meinen Besuchen zu heben. Am besten gelang mir dies wohl mit Hilfe einer Schachtel voll Teufelszigaretten, die ich Seiner Exzellenz mit der vertraulichen Bitte übergab, einem der Herren Generale eine derselben anzubieten; das reizende, aber ganz harmlose Funkengestöber, das aus dem in solchen Zigaretten enthaltenen Feuerwerkssatz plötzlich nach dem Verbrauch des Tabaks hervorsprüht, machte beinahe noch mehr Eindruck als die Vorführung meines Klappzylinders, und ein hoher Herr nach dem anderen wurde herbeigerufen, um unter lauernden Blicken der bereits Eingeweihten eine der verhängnisvollen Zigaretten zu rauchen.

Im innersten Herzen fühlte ich mich aber bei der Audienz trotz der allgemeinen Heiterkeit und aller Gunstbezeugungen doch nicht vollkommen glücklich. Meine Versuche, die Erlaubnis zu bekommen, auch andere, noch völlig unbekannte Teile Nepals besuchen zu dürfen, schlugen fehl, und ich mußte es als eine ganz besondere Gnade betrachten, daß mir als Zugabe zu meinem Programm schließlich noch ein Ausflug in das nördlich von Katmandu liegende Kukannigebirge gestattet wurde, von wo aus ich wenigstens den Gebirgsstock des Everest-Gaurisankar von Westen her voll überschauen konnte. Da ich mich durch mein Streben nach photographischen Aufnahmen doch wohl bereits verdächtig gemacht hatte, wurde mir der Besuch dieses Kukanniberges nur unter der Bedingung keiner topographischen Aufzeichnungen vergönnt.

Etwas ist immer besser als nichts, und so verließ ich mit dankbar lächelnder Miene und auf das Unerreichbare verzichtleistend den Palast, der bereits Jan Bahadur zum Aufenthalt gedient hatte.

Dieser energische und einsichtsvolle Jan Bahadur Kanwar, der sich, getragen von der Gunst der einflußreichsten unter den Frauen des Königs, im Jahre 1845 vom Adjutanten zum unbeschränkten Premierminister emporschwang, ist eine höchst bemerkenswerte Figur in der Geschichte Nepals; auch war er der einzige Machthaber in Nepal, der, und noch dazu nach einer 32 Jahre währenden Regierung, eines natürlichen Todes verschieden ist, obgleich auch er nur durch die allgemein üblichen Mittel von Mord und Intrige an seinen Platz gelangen konnte, um nicht selbst ermordet zu werden; wiederholt hat er jedoch später, bei der Entdeckung gegen sein Leben angestellter Verschwörungen, sowohl von Todesstrafe wie vom Blindmachen der Schuldigen abgesehen und sich mit ihrer Verbannung aus Nepal begnügt. Nepal verdankt ihm eine Fülle wichtiger Reformen, die zeigen, wie weit sich ein ganz asiatisches Reich aus eigner Kraft zu entwickeln vermag. Allerdings ist Nepal trotz der Fruchtbarkeit seiner Täler nicht imstande, sich ohne Zufuhren von außen zu ernähren, und ebenso

muß es viele andere nötige Dinge einführen, während sich seine Ausfuhr auf entbehrliche Waren, wie schöne Decken, Glocken und Bastpapier beschränkt, solange die reichen, tatsächlich vorhandenen Naturschätze, wie Bauholz, Erze und Mineralien, unerschlossen bleiben und die für derartige Unternehmungen erforderlichen europäischen Ingenieure das Land grundsätzlich nicht betreten dürfen.

Nepalische Bronze-Vase. 1/3.

Tempel mit Garuda-Standbild und Durbar mit goldener Tür in Patan.

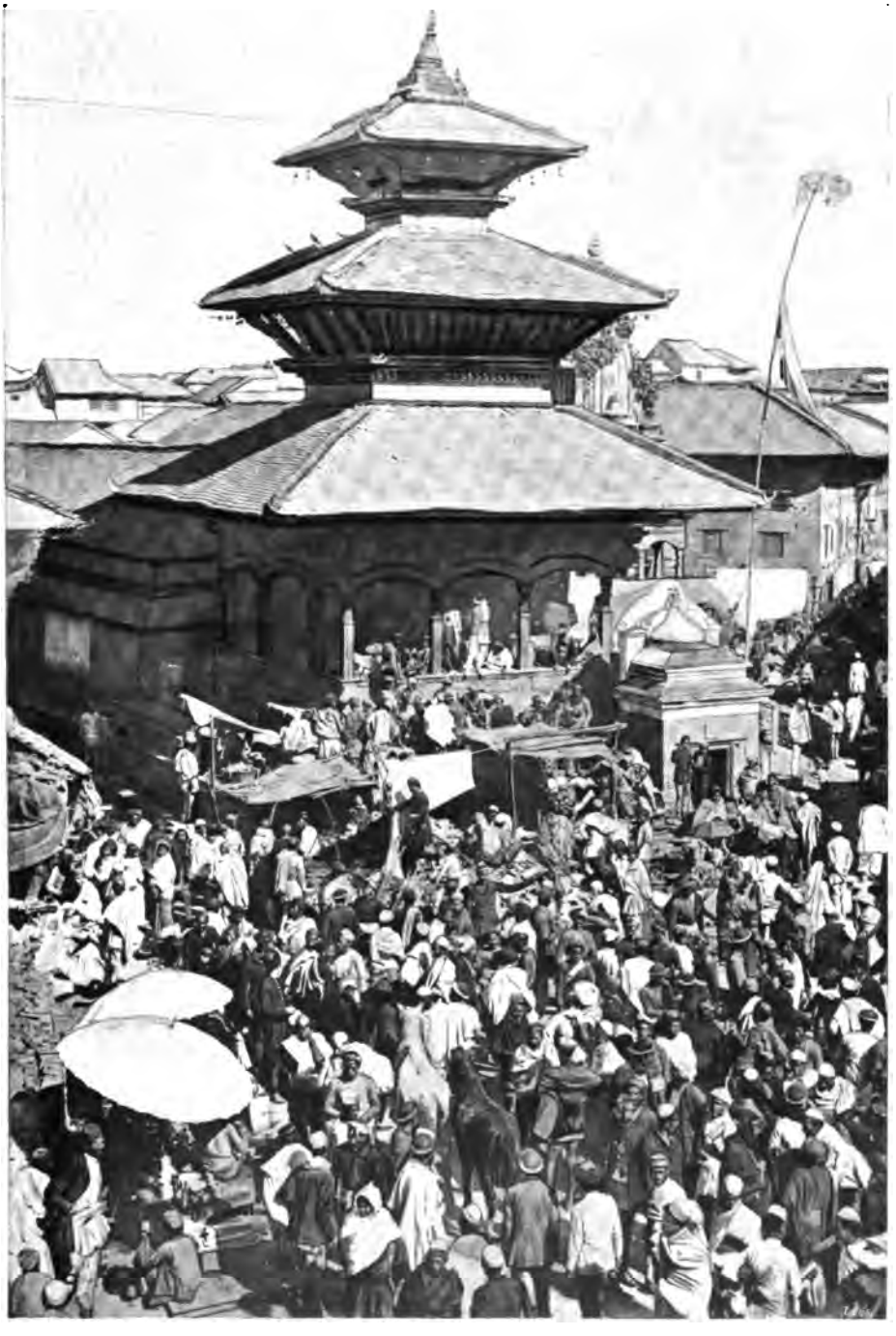
Einundzwanzigstes Kapitel.

In den Hauptstädten Nepals.

An die blutigen Gewaltmaßregeln, mit denen Jan Bahadur und andere Machthaber in Nepal ihre Herrschaft erringen und behaupten mußten, wurde ich recht lebhaft erinnert, als ich am nächsten Tage der Landeshauptstadt einen Besuch machte und das niedrige, goldne Pförtchen des Hanuman Dhoka-Palastes betrachtete, durch das so mancher Große des Reichs gebeugten Hauptes in den Palast eingetreten ist, ohne je wieder daraus zum Vorschein zu kommen. Der Schauplatz der großen Metzelei vom 14. September 1846, wobei dreißig einflußreiche Gegner Jan Bahadurs niedergemacht wurden, war jedoch das Kriegsratsgebäude, der Kot, und nicht dieser Palast, vor dem, zur rechten Seite des Tores, das nur für den Maharadschah in ganzer Höhe geöffnet wird, stets ein Gorkhasoldat ohne Gewehr mit einem langen Knüppel die Wacht hält, während auf der anderen Seite eine bunte Bildsäule des grotesken Affenanführers Hanuman mit schneeweißem Gesicht unter einem riesigen roten Sonnenschirm aufgestellt ist. Schwerlich kann man sich einen interessanteren Eingang zu einem asiatischen Fürstenhof denken!

Diesem Palast gegenüber stehen auf einem weitläufigen Platz zahlreiche Tempel mit den üblichen aus mehreren Stockwerken bestehenden Dächern, deren Ausschmückung mit skandalösen Holzschnitzereien in anderen Ländern unerhört wäre und nirgends geduldet werden würde. Gelehrte Nepaler, die ich fragte, warum derartige unpassende Szenen denn gerade an den Außenseiten von Tempeln angebracht würden, widersprachen sich recht auffällig; die einen erklärten sie als Darstellungen der galanten Abenteuer Krischnas, sozusagen des

Newari-Tempel mit Holzschnitzereien vor dem Königspalast in Katmandu.



Marktplatz in Katmandu.

brahminischen Liebesgottes, andere betrachteten sie als Mahnung an die Tempelbesucher, ihre weltlichen und sündhaften Gedanken hübsch außerhalb des Tempels zu lassen, und noch andere sagten ganz naiv, diese Gruppen seien dort, weil sie den Nepalern besonderen Spaß machten und die lieben Leutchen zum Tempel hinzögen. Diese und andere oft sehr kunstvolle Holzschnitzereien an Tempeln und Häusern haben die Gorkhas dick mit Kalk übertünchen lassen, um ihnen den Anschein von Steinmetzarbeit zu geben; auch hieraus erhellt, wie sehr die Newaris den Gorkhas an Kulturverfeinerung überlegen waren.

Der dem Palast zunächst stehende Tempel erhebt sich auf einem Sockel aus Steinblöcken, auf denen ein Spruch in sämtlichen Sprachen Asiens eingemeißelt ist und auf dem sich, als ich ein Bild des Tempels aufnehmen wollte, sofort eine Rotte von Newaris und Gorkha-Soldaten aufstellte, die mich dann auf Schritt und Tritt umschwärmten und wie ein Wundertier angafften.

Von ähnlichen Tempeln ist nun Katmandu, wie alle Städte Nepals, gradezu überfüllt, doch sind viele derselben unvollendet als Ruinen zerfallen; dies hängt mit dem allgemeinen Glauben zusammen, daß derjenige, der ein Werk zu beendigen wagt, dessen Unternehmer vor der Fertigstellung stirbt, demselben binnen drei Monaten in den Tod nachfolgen muß. In diesen überall verstreuten zahllosen Tempelruinen liegt eine der Ursachen, die Katmandu, und mehr noch die beiden anderen alten Hauptstädte Patan und Bhatgaon, zu den malerischesten Städten der Welt machen. Man darf nie vergessen, daß diese dicht beieinander liegenden Städte Residenzen von Newari-Fürsten waren, die nach Nachbarart vielfach miteinander in Unfrieden lebten.

Die ganze Anlage der Stadt mit ihrem scheinbar planlos und wirr durcheinander laufenden Netz schmaler Gassen, die unter allen möglichen Winkeln zusammenstoßen und dadurch enge, winklige Plätze bilden, ist dem malerischen Gesamteindruck außerordentlich günstig. Überdies ist das Aussehen der Häuser im höchsten Grade malerisch und gefällig, da nur das untere Stockwerk aus ockerfarbigen Ziegeln besteht, das obere aber mit altersschwarzem, geschnitztem Holzwerk bekleidet ist. Dadurch nun, daß diese Holzwände nebst ihren Fenstern häufig schräg über die untere Mauer hervorstehen, werden die engen Gassen nach oben hin fast überbrückt, so daß zwischen den einander gegenüberliegenden geschnitzten Dachfirsten nur ein schmaler Himmelsstreifen sichtbar bleibt. Wie außergewöhnlich phantastisch sich eine solche Stadt im Dunkel der Nacht beim flackernden Lichte hin und her getragener Lampen und Fackeln ausnimmt, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Und nun vergegenwärtige man sich das bunte, aus allen Stämmen Nepals und den Besuchern aus Indien, Tibet und Afghanistan zusammengewürfelte Menschengedränge, das sich früh und spät durch diese Gassen quetscht und auf dem Marktplatz oder vor den Kramläden in den niedrigen Höhlungen der unteren Häuserteile staut, aus denen plumpe Leitern in die engen, aber überraschend reich ausgestatteten Magazine der Großkaufleute hinaufführen; dazu denke man sich zugleich das Stimmengewirr und den Tag und Nacht aus allen

Tempeln schallenden, betäubenden Lärm von Tamtams, Klingeln und Muschelhörnern, und man kann sich ungefähr ein Bild dieser nepalischen Städte machen. Eins freilich kann ich mit Worten nicht gebührend schildern, das ist der Mangel an Sauberkeit auf den Gassen, auf die jeder das hinschüttet, was er in seinem Hause nicht gern sieht, und der aus dieser grauenhaften Schmutzerei entstehende, unsagbar widerwärtige Geruch, der dadurch nicht an Lieblichkeit gewinnt, daß das Leibgericht der Nepaler tatsächlich in Fäulnis übergegangene Rettiche sind, denen ich noch schmeichle, wenn ich versichere, daß ihr Duft, wenn auch nicht an ein Veilchenbeet, so doch an Schwefelkohlenstoff erinnert.

Leider entbehren die neueren, unter den Gorkhas entstandenen wenigbedeutenden Gebäude des ansprechenden Schmuckes durch Holzbildhauerwerke, und es scheint, als ob diese ganze Kunstindustrie unter den jetzigen Landesherrschern, denen die Grazien wohl nicht so hold wie den Newaris sind, für immer untergegangen ist; alle mit dem vierzehnten Jahrhundert in Nepal entstandenen bedeutenderen Bauten wurden von Newari-Königen errichtet.

Von allen Plätzen in Katmandu schien mir der am „Kot" den bezeichnendsten Hintergrund zu haben. Ich meine damit nicht den hinter allen nepalischen Städten und Landhäusern am Horizont sichtbaren Schneewall des Himalajagebirges und seines allerhöchsten Gipfels, sondern das an einer hohen Steinmauer angebrachte und pechschwarz angestrichene Riesen-Reliefbild der Todesgöttin Kali. Keine andre Figur kann besser an die zahllosen Opfer erinnern, die in Nepal von jeder Epidemie wegen der herrschenden Unsauberkeit und des schlechten Wassers hinweggerafft werden. Aber schon die im Jahre 1892 fertig gestellte Röhrenleitung, die der Stadt Katmandu aus den höheren Bergen reines Quellwasser zuführt, hat für diesen Ort hierin tatsächlich Wandel geschaffen, und die bei meiner Anwesenheit dort bereits begonnene Kanalisierung wird die gesundheitlichen Verhältnisse wohl noch wesentlich verbessern. Bis dahin hielten es die Eingebornen für einen schweren Frevel, dem Wüten der Todesgöttin durch praktischere Mittel als Opfer und Bußübungen Einhalt tun zu wollen!

Katmandu ist aber doch nicht ganz der richtige Ort, um in Nepal die Vorstellung des indischen Altertums zu gewinnen; Patan und Bhatgaon sind die Städte, wo dies in viel eindringlicherer Weise möglich ist.

Der halb-europäische Bastardstil, den die neuesten der von den Gorkhas in Katmandu errichteten modernen Baulichkeiten aufweisen, gibt dieser Stadt hie und da einige Ähnlichkeit mit einer von Engländern bewohnten indischen Stadt, wozu namentlich der östlich vor der Stadt liegende große Thandi Kahl, ein von Kasernen, Geschützgießereien und Zeughäusern umringter Exerzierplatz, nicht wenig beiträgt.

Die militärischen Übungen werden genau nach englisch-indischer Schablone abgehalten, da ja die meisten nepalischen Unteroffiziere eine zehnjährige Dienstzeit in englischem Solde durchgemacht haben, wobei vorzugsweise die Stämme der Khas und noch lieber die der Magars und Gurungs angeworben werden; dagegen sind die kriegerischen Gorkhas genötigt, sich ihren Waffen-

Hauptſtraße in Katmandu.

Links ein Teil des Königspalaſtes, davor das ſchwarze Steinbild der Cholera-Göttin Kala Bhairab.

bedarf, so gut oder schlecht es gehen will, mit ihren einfachen Hilfsmitteln und ohne den Beistand europäischer Präzisionsmechanik im Lande selbst anzufertigen, da England die Einfuhr von Waffen in Indien durch Zollmaßregeln von äußerster Schärfe fast unmöglich gemacht hat. Natürlich liegt den Nepalern unter diesen Umständen ganz besonders viel daran, neue, der modernen Technik entsprechende Feuergewehr-Modelle in die Hand zu bekommen und sollen namentlich die alle fünf Jahre aus Nepal durch Tibet nach Peking ziehenden Gesandtschaften die Übermittler derartiger Erzeugnisse der europäischen Kulturfortschritte sein. Allerdings pflegen diese Gesandtschaften in Tibet, mit oder ohne Wissen Chinas, eingedenk der Kriege zwischen diesen Ländern und Nepal nicht gerade gut aufgenommen, und gelegentlich auch, jedoch merkwürdigerweise immer erst auf dem Heimwege, von Räubern ausgeplündert zu werden; Nepal sah sich sogar genötigt, seinen Gesandten beim Dalai Lama in Lhasa wegen fortgesetzt übler Behandlung im Jahre 1876 ganz abzurufen. Hätten übrigens die Engländer, als die Tibeter sie im Jahre 1792 bei einem Einfall der Gorkhas in ihr Land zu Hilfe riefen, diesen die erbetene Hilfe gewährt, so wären für sie jetzt zweifellos Tibet wie Nepal offene Länder; daß England vorhatte, das goldreiche Süd-Tibet an sich zu reißen und nur durch den Boerenvernichtungskrieg veranlaßt wurde, die Ausführung dieser Absicht zu vertagen, ist kein Geheimnis mehr.

Jedenfalls sucht sich Nepal auf alle Möglichkeiten vorzubereiten und traut England nicht über den Weg. Die äußerlich so oft betonte Freundschaft zwischen beiden Ländern kann naturgemäß nicht ehrlich und aufrichtig sein, da andernfalls Nepal wohl schon längst den Engländern seine so mißtrauisch versperrten Tore soweit wie möglich geöffnet haben würde. Die Nepaler wissen gar wohl, daß sie ihre zur Zeit etwa zwanzig Millionen Mark betragenden Regierungseinkünfte ungeheuer vermehren könnten, wenn sie die in ihren Bergen und Wäldern und Feldern verborgenen Werte durch europäische Sachverständige prüfen und zu Tage fördern ließen; ebenso weiß die Regierung sehr gut, daß das Tal von Pokhra, das noch größer als das von Katmandu ist, durch Umwandlung der darin enthaltenen Seen in Bewässerungsanlagen ebenso fruchtbar wie jenes gemacht werden könnte, so daß auf demselben Boden jährlich zwei bis drei Ernten an Weizen und Reis eingeheimst werden könnten, aber Nepal führt lieber Getreide aus Indien ein, ehe es sich dazu entschließt, die zu den erforderlichen Vermessungs- und Regulierungsarbeiten nötigen Europäer in das Land zu lassen! „Zuerst kommen bescheidentlich Missionare mit der Bibel oder Ingenieure mit dem Meßtisch, dann Kaufleute mit der Branntweinflasche und schließlich die Soldaten mit ihren Feuerschlünden," ist das in Asien allgemeine Sprichwort in Bezug auf das Eindringen von Europäern.

Die Volksempfindung in Nepal ist noch immer die gleiche wie im Jahre 1851, wo Jan Bahadur das Anerbieten des englischen Gesandten Erskin, gute Straßen aus Indien in das Land bauen zu lassen, mit dem Hinweis ablehnte, daß dies einen ungeheuren Volksaufstand zur Folge haben würde, obgleich

er persönlich von dem Nutzen einer solchen Verkehrserleichterung ebenso überzeugt sei, wie von der Macht der Engländer, sich im Notfalle einen Weg aus Indien nach Nepal durch die Berge hindurch bohren zu können. „Kämpfen können wir so wenig mit England, wie dies eine Katze gegen einen Löwen kann; wohl aber kann die Katze," so fügte er hinzu, „dem Löwen in einem engen Winkel die Augen zerkratzen."

Eine große Partei unter den Gorkhas, die den Verlust der Provinz Kumaon an die Engländer nicht verwinden konnte, ging sogar so weit, jede Bewunderung der überlegenen Leistungen der Europäer und selbst die Reise Jan Bahadurs nach England, von der er später viele erfolgreiche Neuerungen heimbrachte, ingrimmig als ein folgenschweres Unheil zu betrachten und wiederholt Verschwörungen gegen das Leben dieses klugen Premierministers zu unternehmen, unter dem Vorwande, daß dieser durch das Speisen und Weintrinken mit Europäern seine Kastenvorrechte eingebüßt habe und nicht mehr fähig sei, einen leitenden Rang zu bekleiden. Jan Bahadur, der ein unendliches Vertrauen zu seinem Glücksstern besessen haben muß, weigerte sich zum Erstaunen des Volkes, die Rädelsführer dieses gegen sein Leben angezettelten Komplottes hinrichten zu lassen; er glaubte sie wohl am meisten dadurch zu strafen, daß er sich im Jahre 1853 auf dem Paradeplatz ein stolzes Denkmal in Gestalt seiner vergoldeten Figur in Lebensgröße errichtete, an demselben Fleck, wo bisher ein Pulvermagazin gestanden hatte, das durch einen Blitzschlag explodiert war.

Zwischen diesem Platz und der Stadt liegt der Palast eines früheren Premierministers, des Generals Bhim Sen, neben dem sich eine etwa zweihundert Fuß hohe Säule ohne bestimmten Zweck erhebt, die vom Volksmunde kurzweg Bhim Sens Narrheit genannt wird; dieses auf Seite 255 abgebildete Haus gibt durch seine Bauweise und den Gegensatz der Palmen in seinem Garten zu dem im Hintergrunde hoch in den blauen Himmel hinaufragenden schneeweißen Himalajariesen ein für Nepal sehr bezeichnendes Landschaftsbild ab. Doch auch noch in anderer Weise erinnert dies Gebäude, der eben erwähnten Mäßigung Jan Bahadurs gegenüber, an Vorgänge, die von der bei früheren Parteikämpfen in Nepal üblichen Barbarei sprechen. Als nämlich der eben genannte Premierminister Bhim Sen im Jahre 1839 gestürzt und Ranjang Pandi durch die Partei der Pandis mit seiner Macht bekleidet werden sollte, versuchte man, ihn in seinem Palast durch ausgesuchte Folterqualen zu dem Geständnis zu zwingen, bereits im Jahre 1837 einen jungen Prinzen vergiftet zu haben. Diese Maßregeln waren von beispielloser, echt asiatischer Scheußlichkeit: man beraubte ihn und seine Frauen durch ebenso schmerzhafte wie schmachvolle Quälereien des Kastenranges und marterte vor seinen Augen den mit ihm innig befreundeten Hofarzt, der an dem Giftmord mitschuldig sein sollte, an dem aber, weil er zur Brahmanenkaste gehörte, kein Blutvergießen gewagt werden durfte, indem man ihm mit glühenden Eisen die Stirne sengte, bis das Gehirn freilag, während man einem eben so unschuldigen anderen Freunde, ohne ihn

Tibeter vor dem Koloſſalbilde der Cholera-Göttin Kala Bhairab;
ſie handeln mit Goldſand, Edelſteinen, Gebirgskräutern und Harz zu Rauchopfern.

zuvor zu töten, das Herz aus dem Körper riß und ihn so in die Erde vergrub. Der greise General blieb zwar standhaft und gab die von seinen Feinden erfundene Beschuldigung nicht zu, tötete sich jedoch schließlich aus Gram über die entehrenden Beschimpfungen, indem er sich mit seinem Kukrimesser die Adern öffnete. Der zu seinem Stamm gehörende Jan Bahadur rächte seinen Tod im Jahre 1846, indem er sämtliche Angehörige der Pandisippschaft im Kot zu Katmandu niedermetzeln ließ, wodurch er sich freilich noch lange nicht alle Widersacher vom Halse geschafft hatte.

So dramatisch diese Abschlachtung der Pandipartei auch vor sich gegangen ist, zumal dabei als Machtführerin die Königin, die Gönnerin des genialen Premierministers Jan Bahadur, in eigener Person auftrat und eingriff, so genügt wohl die kurze Erwähnung derselben, um den Leser die Empfindungen ahnen zu lassen, mit denen ich durch diese Gassen und Paläste ging; auf Schritt und Tritt raunte mir der mich häufig neben meinen beiden Wächtern begleitende gelehrte Babu das Geheimnis irgend einer furchtbaren Tat zu, so daß mir der Boden der Straßen und Palasthöfe bald wie mit Blut getränkt vorkam. Auch das am meisten in die Augen fallende unter den in modernem anglo-indischen Baustil errichteten, reich mit Stuck geputzten Gebäuden am Rani Pokri-Teich gehörte einem dieser im Jahre 1846 ermordeten Großen namens Gul Radunat Singh; selbst dieser Teich hat seine düstere Geschichte, denn in sein Wasser wurden bei Gottesgerichten die Angeklagten eine Zeitlang niedergedrückt, da man annahm, daß nur Unschuldige lebend wieder emporzutauchen vermöchten.

Rani Pokri-Teich.

Die Tore und Befestigungen der nepalischen Städte sind jetzt gefallen, aber noch immer besteht die Sitte, daß sich Leute ohne Kaste, vor allem Ausfeger, Metzger und Scharfrichter, wie in Indien am Rande der Vorstädte niederlassen müssen, weshalb ein Gang um die Stadt meist nur Bilder der Dürftigkeit bietet.

Unstreitig ergeben in Katmandu die Straßen und Märkte, die Paläste und Gerichtshöfe überaus malerische Szenen, ja nicht zu vergessen die Tempel, unter denen ich den Talliju für den schönsten und besterhaltenen Hindu-Tempel, den Bodhmandal- und Kathisambu-Tempel für die eindrucksvollsten buddhistischen halte, während der Mehenkal-Tempel von Hindus wie Buddhisten als ihrem Kult zugehörig beansprucht und besucht wird; doch werden diese Eindrücke in den beiden anderen Newarireſidenzen Patan und Bhatgaon für den Europäer dadurch noch weit ungewöhnlicher und merkwürdiger, daß dort auch nicht eine Spur von europäischem Einfluß zu verspüren ist.

Warum ich während meines Aufenthalts in den Städten Nepals keine einzige andere europäisch gekleidete Gestalt zu Gesicht bekommen konnte, habe ich bereits im neunzehnten Kapitel auseinandergesetzt. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich überall einen sehr unliebsamen Troß von neugierigen Jungen um mich hatte, die mir namentlich bei meinen Aufnahmen durch ihr dichtes Herandrängen an den Apparat oder dadurch lästig fielen, daß sich die zuerst scheuen, allmählich aber immer übermütiger werdenden Burschen rittlings auf die Steinfiguren der Löwen, Elefanten und Ungeheuer setzten, die neben den zu den Hindutempeln emporführenden Treppen stehen. Zum Glück ließ sich der eine meiner beiden Wächter für Geld und gute Worte bestimmen, seine Aufmerksamkeit vor allen Dingen darauf zu richten, daß mir das Volk soweit wie möglich vom Halse blieb, aber immerhin sieht dadurch zum Beispiel die von mir hier abgebildete Hauptstraße in Patan weit volkreicher aus als sie gewöhnlich ist.

In Patan, das nur etwa drei Kilometer von dem südöstlichsten Ende Katmandus entfernt ist, wußte ich tatsächlich nicht, wo ich meine Augen zuerst hinwenden sollte, so unwiderstehlich sind die malerischen Reize dieser Stadt! Allerdings ist der Aufenthalt darin wegen der grenzenlosen Unsauberkeit so entsetzlich, daß mir daneben das auch nicht etwa reinliche Katmandu mit seiner Wasserleitung und mit seinen Anläufen von Kanalisation und Straßenpflaster fast wie ein Himmel erschien. Die in der Stadt gerade mit wütender Heftigkeit grassierende Cholera trug auch nicht dazu bei, Patan gemütlicher zu machen. Die Einwohnerzahl von etwa 60000 Seelen mag wohl bei beiden Städten gleich sein, aber trotzdem hat man sofort das Gefühl, daß Patan eine tote Stadt und für die jetzigen Bewohner viel zu groß ist, weil sich der ganze Verkehr der Hauptstadt Katmandu zugewendet hat. Man spürt, daß sich die Stadt selbst heute noch nicht von dem grauenhaften Blutbade erholt hat, das hier 1768 durch die siegreichen Gorkhas unter Prithi Narayan veranstaltet wurde, der alle früheren Newarireiche mit dem Wohnsitz der Gorkhas, der nach

ihnen genannten festen Stadt Gorkha, zu dem Königreiche Nepal vereinigte; allerdings muß das Gemetzel und die völlige Zerstörung der Gebäude seitens der Gorkhas noch viel grimmiger in der von Patan abhängigen, unbezwinglich hoch auf einem Bergrücken liegenden Stadt Kirtipur ausgefallen sein, die in den Jahren 1756—57 nicht weniger als drei Anstürmen der Gorkhas

Hauptstraße in Patan.

heldenhaft widerstand und wohl niemals gefallen wäre, wenn sie sich nicht durch trügerische Versprechungen allgemeiner Schonung und Straflosigkeit hätte blenden lassen. Dort blieb buchstäblich kein Stein auf dem anderen, und die wenigen nicht getöteten Männer, Weiber und Kinder wurden durch Abschneiden der Nasen, Ohren und Lippen geschändet; diesem Schicksal entrannen nur diejenigen, die zufällig in der Lage waren, Blasinstrumente spielen zu können und deshalb als Musiker in das Gorkhaheer eingereiht wurden.

Aber auch zahllose Ruinen und andere Spuren der Verwüstung geben der jedes fröhliche Leben entbehrenden Stadt Patan ein unsäglich melancholisches, wenngleich überaus malerisches Gepräge. Der früher den Newari-Tempeln zugehörige und für ihre bauliche Instandhaltung dienende Landbesitz wurde von den Gorkhas eingezogen und blieb nur für die dem Gorkhakultus dienenden Hindu-Tempel bestehen. Doch darf man ebensowenig hier wie in den anderen nepalischen Städten die zur Unterkunft von Mönchen und Pilgern dienenden Wiharas, deren es in Patan über hundert gibt, mit zu den Tempeln zählen, obgleich auch ihre Dächer häufig in dieselben glockenförmigen Knopfspitzen auslaufen, wie die der Newari-Tempel; sie haben jedoch nicht den dreizackigen Spieß, das Attribut Mahadeos, zur Seite, der auf den Tempeln nicht zu fehlen pflegt, oft genug aber bei der Zerstörung der Stadt

Marktplatz am Deo Talli-Tempel in Patan.

ebenso geplündert worden ist, wie die zahlreichen bei jedem Windzug erklingenden Metallglöckchen und andere als Opfergaben unter den Rändern der vorspringenden Dächer aufgehangenen Bronzegeräte. Die Hauptglocke jedoch, an der jeder Newari seinen Tempelbesuch und das Darbringen seiner Opfergabe durch Anschlagen mit einem Knüppel kundzutun hat, hängt unbeweglich in einem neben dem Tempel stehenden Gerüst, wie dies besonders deutlich auf meiner Darstellung des Deo Talli-Tempels ersichtlich ist.

Von den zahlreichen, einst von glaubenseifrigen Pilgern belebten Wiharas dienen jetzt kaum noch zehn ihren eigentlichen religiösen Zwecken, die anderen hundert sind zu Kaufmannsgewölben und Wohnungen umgewandelt, jedoch unter Innehaltung der indischen Einfamiliengewohnheit, so daß also 30—40 miteinander verwandte Kaufmannsfamilien in demselben Gebäude um einen gemeinschaftlichen Hof herum wohnen, der, wie es mir wenigstens vorkam, wohl seit Uranfang nie gereinigt worden ist; es schüttelt mich noch jetzt, wenn ich an den Anblick und Geruch dieser Brutstätten von Miasmen und Pestilenzen zurückdenke!

Tempelruine in Patan.

Links ſchlägt eine Frau Wäſche, rechts von ihr Newari-Kinder.

Der Sitz der Regierung, der Durbar, ist in den drei Hauptstädten Nepals ein überaus weitläufiges Gebäude, in dessen Innerem ein Zurechtfinden für den Fremden wegen der zahllosen Höfe schlechterdings unmöglich ist. Über dem von der Straße hineinführenden Haupttor ist auch in Patan ein dem nepalischen Baustil eigentümlicher bogenförmiger Aufsatz aus Gold angebracht, in dem in getriebener Arbeit zahlreiche mythologische Figuren und Sinnbilder dargestellt sind. Auch die seitlichen Türsäulen und die als Torwächter aufgestellten Leogryphen ergeben mit den reichgeschnitzten Holzfenstern über dem Tor und dem von einem drolligen Gottheitsbilde gekrönten Doppeldach eine auffallende dekorative Wirkung. Da die Herrscher Nepals dem brahminischen Zweige der Newaris angehörten und nicht gleich der Hauptmasse von etwa zwei Dritteln der Gesamtbevölkerung dem buddhistischen, haben sie in der Nähe ihres Durbars nur Tempel ihrer Glaubensrichtung erbaut und geduldet, so daß die sofort an ihrer halbkugelförmigen Kuppel, der Tope, oder dem Garb kenntlichen buddhistischen Tempel zumeist in den Vorstädten ihren Platz gefunden haben, während die großen Plätze durch Newaritempel mit in drei oder vier Etagen übereinander angebrachten Dächern geziert sind.

Standbild des Königs Narendra Mullah und seiner Gemahlin.

Die allermerkwürdigsten Ausschmückungen der Hauptstraße in Patan sind jedoch einige der Zerstörung entgangene hohe Säulen, deren sehr eigenartige, an eine sich entfaltende Lotosknospe erinnernde Kapitäle als Sockel für riesige Bronzefiguren dienen; diese stellen entweder Newari-Könige vor, die den Tempel, vor dem sie aufgestellt sind, erbaut haben, oder den Göttervogel Garuda, jenes fabelhafte, mit Vogelgefieder, häufig auch mit einem Papageiengesicht ausgestattete Wesen mit menschlichen Gliedmaßen, das als Vermittler zwischen der Gottheit und den Bitten der Menschen angesehen wird und deshalb ebenfalls gegenüber einem Tempelzugang in betender Stellung angebracht ist. Überaus bezeichnend für die bei den brahminischen Völkern übliche Anschauung von der überlegenen Begabung des Mannes ist auf einem derartigen Denkmal die neben dem knieenden Newarikönig Narendra Mullah ebenfalls in betender Stellung dargestellte Königin nicht in demselben, sondern in einem beinahe winzigen Maßstabe ausgeführt, so daß das Denkmal trotz der die Herrschergewalt andeutenden ungeheuren, hinter dem hohen Paar kerzengerade emporsteigenden fürchterlichen Kobraschlange für unser Gefühl eine etwas komische Wirkung erzielt.

Ein wunderschönes Denkmal anderer Art, auf dem der König Bhupatindra Mullah in einer sehr seltsamen Kopfbedeckung mit Schwert und Schild nicht unter dem Schutz einer Brillenschlange, sondern unter einem glockenförmigen Sonnenschirm sitzt, fand ich in Bhatgaon, ebenfalls einer Residenz von Newarikönigen, die von ihrem Nachbarherrscher in Katmandu zwar weiter als die in Patan aber auch nicht mehr als 13 Kilometer entfernt waren; sogar auf den fünfarmigen bronzenen Tempellampen, in deren

Nepalische Tempelleuchter. 1/2.
Der Griff des links abgebildeten, sowie die fünf Arme des rechten Leuchters werden aus Schlangen gebildet; vor letzterem ein betender Newarikönig.

Näpfchen geschmolzene Butter mit Hilfe eines Dochtes aus roher Baumwolle verbrannt wird, und die an einem Handgriff vor den Götterbildern, denen geopfert werden soll, hin- und hergeschwungen werden, befindet sich in Nepal häufig an Stelle des in Indien üblichen Götterfigürchens ein knieender Newarikönig mit dem Stirnzeichen des von ihm besonders hochgehaltenen Gottes auf der Stirn. Auf die malerische Linienführung und Gestalten anderer nepalischer Opfergeräte habe ich auch in den folgenden Kapiteln und bereits in meinen „Indischen Gletscherfahrten" auf Seite 455 und 470 hingewiesen.

Säule mit Garuda-Figur vor dem brahminiſchen Dſchain-Tempel in Patan.

Die vorhin erwähnte Denkmalssäule steht in Bhatgaon neben einem Glockenstuhle auf einem Platz, den ich für den eigenartigsten nicht allein in Nepal sondern in ganz Indien, wenn nicht gar Asien erklären möchte. Und doch kann man die Einzelheiten dieser Architekturen nicht als völlig selbständige bezeichnen, wenigstens versichern die Chinesen, daß das Vorbild der kostbaren, mit vortrefflich erhaltenen Reliefdarstellungen des Göttervogels Garuda und siebenköpfiger Schlangen umrahmten, am Anfange des achtzehnten

Durbar mit goldener Pforte und Standbild des Königs Bhupatindra Mullah in Bhatgaon; dazwischen der Verfasser und eine Horde von Tibetern.

Jahrhunderts errichteten goldenen Pforte, die sich links auf dem Bilde befindet und den Eingang zu dem dahinter sichtbaren Durbarpalaste bildet, bereits im vierzehnten Jahrhundert im Nankaupaß in China gestanden haben soll.

Von der ungeheuren Weitläufigkeit des Durbargebäudes, das nicht weniger als 99 Höfe umschließt, gibt der auf dem Bilde sichtbare Teil keine Vorstellung, wohl aber von dem reichen Schmucke mit Holzschnitzereien, die jeden Fenstersims zieren. Zu meinem Leidwesen ist diese Aufnahme notgedrungen etwas zu kurz „exponiert", wie der schöne deutsche Photographenausdruck lautet; die Gruppe von Tibetern, die mich auf dem Bilde umgibt, war nämlich viel zu mißtrauisch gegen die für sie unverständlichen, beängstigenden Maßregeln bei der Aufnahme, um für eine „Zeitaufnahme" still zu halten, so

daß ich das Bild in größter Schnelligkeit mittelst eines Augenblicksverschlusses machen mußte, was zwar für alle vom grellen Sonnenschein beleuchteten Teile genügte, für eine gründliche Lichteinwirkung der in tiefem Schatten liegenden Gegenstände jedoch nicht ausreichend war. Hätte ich sogenannte hochempfindliche Trockenplatten zur Verfügung gehabt, so wäre es trotz der Nähe der schattenreichen Gebäude ein gut durchgearbeitetes Momentbild geworden, aber durch ein, nun ich will sagen Versehen des Händlers, bei dem ich in Kalkutta die Platten gekauft hatte, waren mir „langsame Platten" eingepackt worden, die man eigentlich nur zu Aufnahmen ruhiger Architekturen verwenden kann. Unter Anwendung ganz besonderer chemischer Kunstgriffe gelang es mir aber doch, noch ziemlich viel aus diesen ungeeigneten Platten herauszuholen.

Da es vielleicht die Amateurphotographen, sowohl Damen wie Herren interessiert, will ich bei dieser Gelegenheit noch etwas ausführlicher verraten, wie es bei solchen Reisen zugehen kann, wenn man gleich mir den Ehrgeiz hegt, seine Werke nicht mit fremden photographischen Federn zu schmücken.

Geheimkamera des Verfassers. 1/12.

Wie auf allen außereuropäischen Reisen hatte ich, um ganz sicher zu gehen, auch diesmal einen beträchtlichen Vorrat ganz frischer Platten der vorzüglichsten Fabriken, jede Dutzendschachtel vorsorglich in eine Blechkapsel eingelötet, aus Deutschland mitgenommen und nebst meinen übrigen photographischen Ausrüstungskisten an einen Spediteur nach Genua vorausgesendet. Von besonderer Wichtigkeit war es mir stets, und muß es für jeden in solchen Ländern Photographierenden sein, jederzeit eine möglichst große Anzahl von in Doppelkassetten eingelegten Platten bei der Hand zu haben, da die zum Einlegen nötige Dunkelkammer nicht immer herzurichten ist; für wichtige Aufnahmen in größerem Format kommen selbstredend die Taschenkameras mit „bei Tageslicht auswechselbaren Filmspulen" nicht in Betracht. So hatte ich denn zwanzig ansehnliche Doppelkassetten im Besitz und ebenso eine Geheimkamera, die ich unter Aufwand beträchtlicher Mühen und Kosten unter dem geschickten Beistande des Feinmechanikers Albrecht in Dresden für die „Reise ins verschlossene Land" hergestellt hatte, da die von mir früher in Indien benutzte, ebenfalls von mir selbst in Form eines vollkommen unauffälligen Kastens gebaute Spiegelkamera den Mangel besaß, daß ich darin das Bild auf der Einstellscheibe nur bis zum Augenblick vor der Aufnahme, nicht aber auch noch während derselben beobachten konnte. Ich brachte deshalb in einem durch keinerlei blinkende Metallteile auffallenden Kasten in Gestalt einer Reisetasche zwei vollständig gleiche Kameras mit genau übereinstimmenden Objektiven unter, die beide gleichzeitig von derselben versteckten Triebschraube bewegt wurden, ent-

sprechend dem Bilde, das ich mit Hilfe des einen Objektivs und eines im Winkel von 45° geneigten Spiegels auf einer horizontal liegenden Mattscheibe einstellen und fortwährend beobachten konnte, während die andere Kamera ein Objektiv mit stets gespanntem Verschluß und die beständig aufgezogene Kassette mit der Platte enthielt, so daß sie jederzeit schußfertig war.

Auch der Nichtphotograph wird ermessen können, wie unbändig ich mich freute, als der Spediteur bei der Abfahrt meines Dampfers ganz ruhig erklärte, diese wichtigen Kisten seien noch nicht zur Stelle, ich möchte jedoch getrost abfahren, sie würden mir sicher mit dem nächsten Schiffe nach Ceylon nachgeschickt werden! Wie sehnsüchtig wartete ich in Kolombo Woche für Woche vergeblich auf diese Sendung! Überdies staute sich in Kolombo der Strom der nach Kalkutta Reisenden in bedenklicher Weise, da alle Schiffsplätze wegen der in Bombay damals gerade mit unerhörter Heftigkeit wütenden Pest bereits von England aus durch Beamte oder Offiziere besetzt waren, die sonst die schnellere Beförderung über Bombay vorgezogen haben würden; ich mußte es als eine Art von Wunder betrachten, daß ich auf einem ganz ausschließlich mit englischen Missionaren und deren Familien beladenen Dampfer der City-Linie ein Plätzchen fand, mit dem ich gerade noch rechtzeitig genug in Kalkutta eintraf, um die mir zum Besuche Nepals gewährte Frist wahrnehmen zu können.

Es galt nun, meinen ausgebliebenen Apparat schleunigst durch einen anderen zu ersetzen; kein einziger der in Kalkutta in den Handlungen auf Lager befindlichen Apparate war jedoch größer als Halbplatte oder hatte mehr als drei angepaßte Doppelkassetten, so daß ich ein durch beständiges Plattenwechseln höchst unerfreuliches photographisches Arbeiten vor Augen hatte. Da erfuhr ich, daß ein steinreicher Bankier als Amateur im Besitze einer überaus kostbaren Ausrüstung größten Maßstabes sei, und ich war überglücklich zu hören, daß die Kamera zwölf Doppelkassetten für Platten etwas größer als 24 × 30 cm besaß. Angesichts des sehr beträchtlichen Wertes der dazu gehörigen großen Dallmeyer-Objektive fand ich es nicht für unbillig, daß mir eine Summe von 100 Pfund Sterling als Pfand abverlangt wurde, sondern war froh, überhaupt wieder ein brauchbares Gewehr zu besitzen; Patronen, d. h. die dazu passenden Platten, besaß aber der Eigentümer nicht mehr, und auch die Photographen Kalkuttas konnten nicht aushelfen oder wollten ihren knappen Vorrat nicht schmälern; nur ein einziger Händler vermochte mir schließlich drei Dutzend zu verschaffen, die er zwar als für Momentbilder präpariert ausgab, die sich aber schließlich als zum Teil sogar bereits durch das indische Klima verdorbene „langsame" Platten erwiesen. Außerdem hatte ich von Haus aus eine kleine Handkamera und einen Klappkodak mit, von denen die erstere schon infolge der heißen Seeluft aus dem Leim ging, und den Kodak durfte ich nach meinem allerdings etwas gewagten Attentat auf die Haremsdamen nicht mehr in Tätigkeit setzen.

Ich mußte also mit allergrößter Sparsamkeit haushalten und vor jeder Aufnahme lange überlegen, ob sie auch die schöne große Platte wert sei; und

doch bot gerade Bhatgaon einen Überfluß an fesselnden Motiven! Der Grund dafür liegt darin, daß die Bewohner von Bhatgaon nicht wie die von Patan zu zwei Dritteln, sondern nur zu einem Drittel aus Buddhisten, also überwiegend aus Newaris der brahminischen Richtung bestehen, weshalb die brahminischen Gorkhas bei der Eroberung und Zerstörung der besonders durch Harh Singh im sechzehnten Jahrhundert vergrößerten und verschönerten Residenz größere Schonung walten ließen als in Patan.

Aber nicht nur die Architekturbilder sind in dieser Stadt, zumal in der Nachbarschaft des Taumari-Platzes und des Goldfischteiches Siddha Pokri besonders reizvoll, sondern auch die auf 50000 Seelen geschätzte Bevölkerung ist hier wesentlich ansprechender, lebhafter und munterer als in den anderen Städten Nepals. Trotz der geradezu lächerlichen Angst, die hier jedermann vor dem Photographiertwerden zu haben schien, ist es mir gelungen, aus einem Versteck eine Schar Newarimänner und Knaben während eines gemeinschaftlichen Gesanges abzubilden, den sie beim Darbringen einiger Schüsseln voll Pfeffer und anderer Opfergaben vor einem Biar oder Wihara anstimmten, in dem ein berühmter heiliger Pilger Unterkommen gesucht hatte. Noch heute gellt mir das durchdringende Schreien dieser mit größter Inbrunst singenden Leute in den Ohren, worein sich das scharfe Klingen der von drei Knaben bearbeiteten kleinen Messingbecken, das Dröhnen der langgestreckten Handtrommeln und das kreischende Tuten aus langen, dünnen Kupferhörnern mischte; diese waren an langen Stäben festgebunden, damit sie nicht zusammenrutschten, denn sie bestehen, des leichteren Transportes wegen, aus mehreren

Newariknaben beim Opfergesang.

ineinanderschiebbaren Teilen; auf dem Bilde sind jedoch mit diesen Trompeten nicht etwa die beiden riesigen Wasserpfeifen zu verwechseln, durch deren eiförmige Wasserbehälter zwei von den Männern ihren Tabaksrauch hindurchsaugen, statt kräftig] in den geräuschvollen [Chorus mit einzustimmen. Auffallend ist auch die Form der bei den Opferschüsseln stehenden dreiarmigen Lampe, an der sich, ebenso wie auf den oft mehr als meterhohen Newari-Tempellampen, eine Figur des elefantenköpfigen Weisheitsgottes Ganesch befindet, der ein sehr populärer „Gott für Alles" in Nepal zu sein scheint.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, jedes bemerkenswerte Gebäude in den mir geöffneten Städten Nepals der Reihe nach durchzumustern; was ich gezeigt habe, dürfte genügen, um den Gesamteindruck, das für Nepal bezeichnende Neben- und Durcheinanderfluten indischer und tibetischer Volkswahrzeichen wiederzuspiegeln. Daß es aber auch Stätten gibt, wo diese beiden Kulturen und der mit einer jeden verbundene Kultus in voller Reinheit zu Tage treten, werden die beiden folgenden Kapitel erweisen.

Ganesch,
der Gott der Weisheit, aus Bronze. 1/2.

Die zum Bagmati hinunterführenden Badetreppen vor dem Tempel zu Paschpattinath.

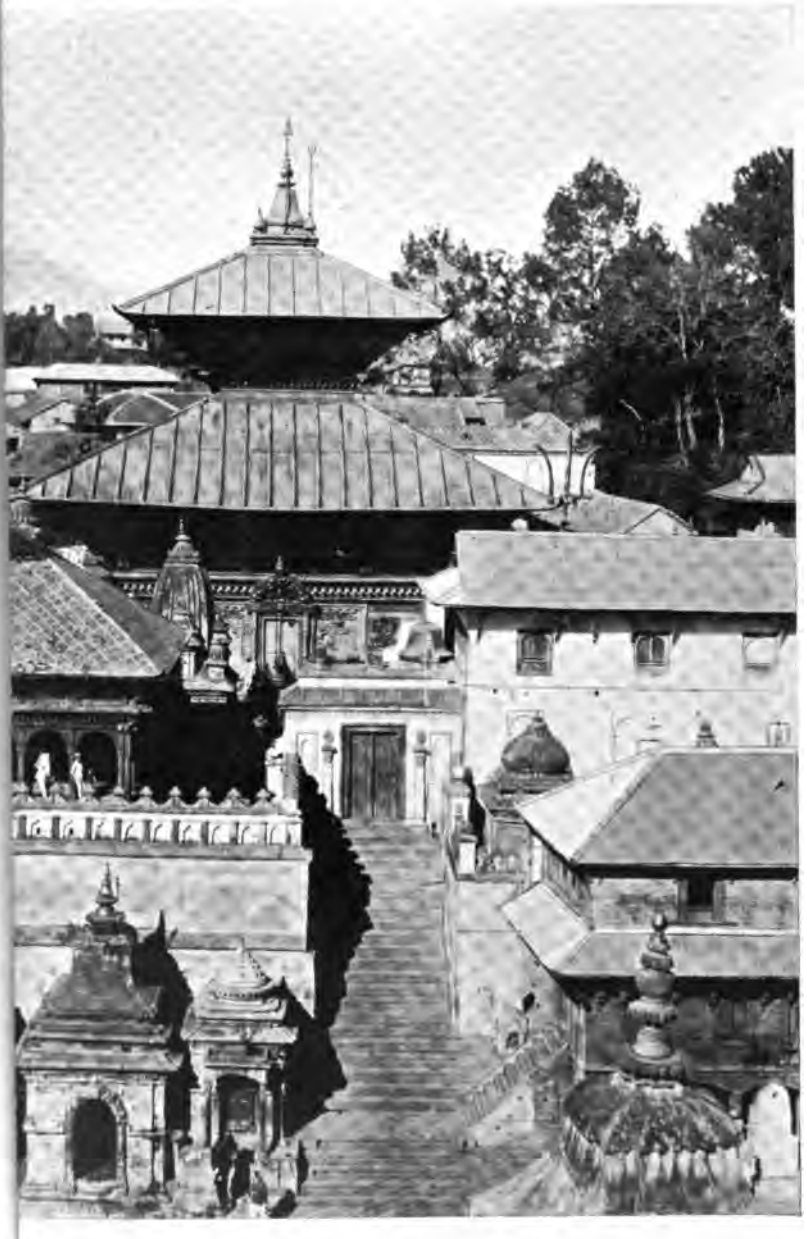
Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Tempel des fünfköpfigen Lingam und seine sonderbaren Heiligen.

Die indo-mongolischen Bewohner Nepals huldigen entweder dem Buddhismus oder dem Brahminentum in seinen beiden Hauptformen des Schiwa- und Wischnukultus, doch sind in Nepal alle drei Religionen aufs innigste ineinandergewachsen; nicht weniger als 2733 Wallfahrtsorte, deren jeder seine besonderen Feste hat, machen dies Land zu einem ständigen Pilgerziele für Fromme aus allen Himmelsgegenden Indiens, ja selbst Asiens! Aus den rauhen Steppen Tibets kommt der buddhistische Ziegenhirt über die Himalajagletscherpässe im Norden Nepals, um seine Wollflocken und Gebetsfähnchen auf dem Swajambunathhügel bei Katmandu zu opfern, und von der fernsten Südspitze Indiens wandert der brahminische Tamule monatelang durch Regenzeit und Sonnenbrand, um sich an den Pforten des Paschpattinathtempels vor dem Radsch-Guru, dem höchsten Brahmanen, niederzuwerfen und aus dessen Hand von dem Bagmati-

ſich das fünfköpfige Lingam befindet.

Das Außentor der Tempelanlage. S. 280.



)or dieſer Treppe befinden ſich die auf S. 280 abgebildeten, zum Vagmati führenden Bade-Stufen.

wasser zu trinken, das er in dem geheimnisvollen Tempel über das Lingamidol des furchtbaren Mahadeo gegossen hat und das dadurch heilig geworden ist.

Obgleich mich mein gastfreundlicher Babu vor dem Besuche dieses stets von Fanatikern belebten Tempels warnte, konnte ich doch nicht der Versuchung widerstehen, die für die Anhänger des Brahminentums heiligste Stelle von ganz Nepal kennen zu lernen, an der bereits im dritten Jahrhundert v. Chr. die Tochter des buddhistischen Königs Asoka dem Ganesch, dem elefantenköpfigen Gotte der Weisheit, also einer brahminischen Gottheit, den Dandeotempel erbaute, der vorzugsweise von unheilbar Aussätzigen aufgesucht wird. Diese von Buddhisten auch anderen Gottheiten des brahminischen Kultus erwiesene Verehrung sollte jedenfalls zu einem versöhnlichen Nebeneinandergehen der beiden Newarikulte beitragen, ein Streben, das auch an dem größten Feste der Newaris zu Tage tritt, indem der Karren, worauf der „vierte" Buddha in seiner Erscheinung als Machendranath herumgefahren wird, mit den drei Augen Schiwas oder Mahadeos bemalt ist, dessen Avatarform in Nepal jedoch den Namen Bhairab führt, während seine Gemahlin als Kala Bhairab verehrt wird.

Mein Weg führte mich von meinem Schutzhause aus in nordöstlicher Richtung durch eine Reihe zusammenhängender ärmlicher Dörfer nach Paschpattinath, dessen über alle Erwartung großartige Tempelbauten ich aber erst bemerkte, als ich die daneben über den Bagmati führenden Brücken erreichte.

Ohne mich dort lange aufzuhalten und die in so früher Morgenstunde besonders zahlreich versammelten Pilger und Brahmanen durch meine Neugier zu erzürnen, ging ich gelassen über diejenige der beiden Brücken, an die sich auf dem anderen Ufer eine aus 111 Stufen gemauerte Treppe anschließt, und stieg auf dieser in einen mit zahlreichen kleinen Gedächtnistempeln durchsetzten Wald, den Mrigasthalihain, hinauf. Ich irrte mich nicht in meiner Voraussetzung, daß ich von dort aus unbemerkt auf den bewaldeten Hügel gelangen könne, der dem auf einer Halbinsel an der anderen Seite des Bagmatiflusses erbauten Tempel unmittelbar gegenüberliegt. Noch ehe sich meine beiden Wächter ganz klar werden konnten, ob sie mich gewähren lassen dürften oder nicht, hatte ich im Schatten jener Bäume bereits meine stattliche Kamera aufgestellt und das hier abgebildete Panorama der Tempelanlage aufgenommen. Zum besseren Verständnis dieses Panoramas will ich gleich hinzufügen, daß unmittelbar vor der Treppe, die zum Außentor des Tempelhofes hinaufführt, der Bagmatistrom fließt, wie dies auf dem als Kopfleiste eingeschalteten Bilde ersichtlich ist; die Stufen rechts von den drei Kapellen, die Götterbilder enthalten, gehören zu dieser Treppe, die auf dem Panorama gerade vor dem Beschauer zu dem Außentor des Tempels hinaufführt; das für alle brahminischen Hindus mit Kastenrang geöffnet wird. Das eigentliche Tempeltor dagegen, dessen in Silber getriebene Verzierung besonders schön ausgeführt und durch ganz Indien berühmt ist, darf nur bei hohen Festen vom höchsten Brahmanen, dem Radsch Guru, durchschritten werden; dieser opfert dann dort dem Lingam, das in dem Tempelinneren als Sinnbild Mahadeos steht und das dem Tempel

den Namen des „Fünfgesichtergottes“ verliehen hat. Soviel ich erfahren konnte, ist das Lingam in diesem Falle nicht nur wie sonst eine abgerundete Steinsäule, sondern auf allen vier Seiten und auch auf der Spitze mit einem gen Himmel gewendeten Antlitz verziert, um die Allgegenwart der Gottheit anzudeuten. Das Begießen wird natürlich mit äußerster Feierlichkeit vollzogen, wobei eine silberne Kanne von der in Nepal für Opferhandlungen üblichen Form und ein daran angeketteter, nie zu profanen Zwecken verwendeter Löffel benutzt wird, der ebenfalls mit mythologischen Gestalten verziert ist; vor dieser stets mit heiligem Wasser gefüllten Kanne, die mit Götterbildern und einer zum Griff gekrümmten Schlange geschmückt ist, steht eine kleine, beständig brennende Öllampe, mit der während des Begießens kreisförmige Bewegungen um das Idol vollzogen werden. Ein winziges Kännchen in derselben Form fehlt in keiner brahminischen Hauskapelle.

Nepalische Opferkanne mit Lampe und Löffel.

Voraussichtlich wird in absehbarer Zeit kein Europäer in die Lage kommen, dieses fünfköpfige Lingam zu sehen; als einen gewaltigen Fortschritt muß ich es bezeichnen, daß ich bei der Aufnahme der hier wiedergegebenen Abbildungen nicht ernstlichen Widerstand fand, denn es ist noch nicht allzulange her, daß ein englischer Gesandter in Nepal bei seinem Versuche, diese Tempelanlage abzuzeichnen, durch Steinwürfe fanatischer Pilger gestört wurde. Meine Eskorte, die sich häufig unnötig wichtig machte, schien zu gespannt auf mein Hantieren und auch zu belustigt darüber zu sein, daß weder Priester noch Tempelbesucher von meinem Tun etwas zu ahnen schienen, um dagegen einzuschreiten. Allerdings gestand mir später ein Büßer, der Sadhu, dessen Figur in scharlachrotem Mantel, roter Kappe und mit schneeweiß getünchtem Gesicht in einer Ecke der Pilgerhalle zu erkennen ist, daß er mich während der Panoramaaufnahme nicht aus den Augen gelassen habe, in der Befürchtung, ich wolle aus meiner Maschine irgend einen verderblichen oder verhängnisvollen Gegenstand in den Tempelbezirk schleudern und diesen dadurch entweihen!

Nahe bei dem bereits erwähnten, von Buddhisten wie brahminischen Hindus gleich hoch verehrten, dem Gotte Ganesch geweihten Tempel wurde von der Asokatochter Charumatti das nach ihr Charu Wihar genannte Frauenkloster gegründet, in dem sie selbst als Bikhschuni oder gottgeweihte Klausnerin unter Verzicht auf alle einer Prinzessin zustehenden Rechte in Dürftigkeit lebte.

Deshalb wimmelt es dort bis zum heutigen Tage von derartigen Bairaginis d. h. Damen, die auf die Freuden dieser Welt verzichtet haben und das Andenken ihrer hohen Vorgängerin zu ehren trachten. Bieten schon ihre männlichen Seitenstücke, die Jogis, Dumdis, Sadhus, Kakhis, Nagas, Gosains, Bairagis, Sanyassis und andere Sektierer durch ihre verwahrloste oder absichtlich verunstaltete Erscheinung einen merkwürdigen Anblick, wieviel mehr diese asketischen Frauen, die sich ebenso erfolgreich unappetitlich zu machen und das Ewig-

Wallfahrer und Klausner in Paschpattinath;
in der Mitte ein Sadhu mit weißgetünchtem Gesicht und rotem Mantel, links eine Klausnerin mit aufgetürmten Zöpfen.

Weibliche völlig zu verleugnen verstehen. Es ist ein Schauspiel ganz ohnegleichen, das der Europäer in Indien nirgends mehr zu Gesicht bekommt, diese Büßerinnen nackend und mit Asche bepudert oder in vergilbten Umschlagetüchern vor ihren Schlupfwinkeln hocken zu sehen, wo sie in ihrer beklagenswerten Auffassung religiöser Pflichten ihre Lebenszeit mit arbeitslosem Gebetsstammeln, mit rituellen Bädern und Opferhandlungen vergeuden. Gleich den Lilien auf dem Felde kümmern sie sich dabei nicht um ihr tägliches Brot, da es ja unter den Wallfahrern stets hinlänglich viel Gutmütige gibt, die für den Unterhalt solcher Frommen sorgen, und auch von Schneiderin oder Putzmacherin wollen sie nicht viel wissen. Ein um den Körper gehülltes Laken, zu zahllosen

dünnen Schnüren geflochtenes und dann als wüster Turban auf das Haupt gehäuftes, mit Asche bestäubtes Haar, eine Lota, d. h. eine aus einem Kürbis geschnittene Bettlerschale und ein Paar aus 51 Samenkernen heiliger Bäume zusammengereihter Ketten um Hals und Handgelenk bilden die äußeren, leicht kenntlichen Zutaten ihrer Schwärmerei.

Gerade hier in Nepal, wo die strenggläubigen Hindus ganz unter sich zu sein glauben und nicht befürchten, wie in Indien durch spöttische oder mitleidige Blicke von Europäern belästigt zu werden, werden die Tempelfeste noch mit all den sonderbaren Gebräuchen wie vor Jahrtausenden gefeiert, und zwar, wie ich dies bereits bei Erwähnung des Machendranathkarrens auseinandersetzte, häufig sogar gleichzeitig von Anhängern des Brahminismus und Buddhismus. Ich greife einige Beispiele dieser Feste heraus. Nachdem die Paschpattinathpilger während des Maghmonates täglich rituelle Bäder im Bagmati genommen haben, lassen sie sich am Maghi Purnima-Feste auf Bahren nackend, aber mit brennenden Lampen und Kerzen auf Brust, Armen und Beinen herumtragen, wobei sie ihre Augen durch dunkelfarbige Gläser vor dem Lichterglanz schützen; andere Büßer laufen mit durchlöcherten Krügen voll heiligen Wassers nebenher, während das Volk sich herzudrängt, um dieses heilbringende Wasser aufzufangen und damit die Stirnen zu benetzen. Am Kartik Purnima werden dagegen diejenigen weiblichen Büßer durch ein Festmahl und eine Illumination des Tempels geehrt, die es ausgehalten haben, einen vollen Monat in den Tempelvorhallen zuzubringen, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen als das Wasser, das auf das Mahadeo-Idol im Tempel gesprengt wurde. Das Sitchi Jatra hat glücklicherweise seinen barbarischen Charakter verloren, denn vormals wurden die bei dem dann stattfindenden gegenseitigen Steinbombardement Getroffenen im Tempel geopfert, während jetzt die vorkommenden Verletzungen als genügende Strafen „des Fingers Gottes" gelten. Ebenso wird am Gathia Magal statt eines lebenden Sklaven jetzt nur eine als Dämon verkleidete Holz- und Strohpuppe in Stücke zerprügelt und dann verbrannt.

Sympathischer berühren uns Feste wie das Bhai-Pudscha, bei dem die mit Brüdern bedachten Schwestern diesen ihre Verehrung zeigen, indem sie ihnen die religiösen Zeichen besonders feierlich auf die Stirn malen, ihnen die Füße waschen, Blumenketten um Hals und Schultern legen und sie mit selbstgebackenen Süßigkeiten füttern. Daneben gibt es weniger bedeutende Feste zur Erinnerung an mythologische Vorgänge, wie das Chicha-Pudscha zur Feier der Hunde, die dann überall mit Blumen geschmückt herumlaufen, wobei eingeschaltet sein mag, daß die Nepaler weit häufiger in Begleitung ihres Hausschweinchens als eines Hundes angetroffen werden. Selbst Ochsen, Krähen und Frösche haben ihre Festtage. Mit ganz besonderem Glanze wird aber zehn Tage hindurch das Dasahra- oder Durga-Pudscha gefeiert, bei dem der Todesgöttin Kali, in ihrer heroischen Form der Kriegsgöttin Durga, Tausende von Ziegen und Büffeln geopfert werden. Auf dem Opferplatz säen dann die Brahmanen Gerste, besprengen den Platz reichlich mit heiligem Wasser und verteilen

am Schlusse des Festes die inzwischen aus der Erde gesprossenen Hälmchen als Amulette an diejenigen Pilger, die zum Besten des Tempels recht tief in den Beutel gegriffen haben. Gleichzeitig findet im Palast eine Audienz für hohe Beamte und Offiziere statt, die dem Premierminister ein Geldgeschenk und dem Generalissimus ein halb so wertvolles darzubringen haben; diejenigen, welche in ihren Ämtern verbleiben, werden hierbei seitens des Premierministers durch eigenhändiges Aufmalen eines roten Stirnzeichens beglückt.

Je höher die Sonne stieg, um so schwächer wurde der Verkehr vor dem Paschpattinathtempel, der nicht, wie die meisten in Nepal, drei Stockwerke mit kleiner werdenden Dächern, sondern nur zwei übereinander trägt, die aber reichlich mit Goldblech beschlagen sind und von herrlich geschnitzten, schräg gestellten Balken getragen werden. Ganz deutlich konnte ich jetzt die einzelnen Pilger beobachten, die andächtig das Bagmatiwasser schlürften und sich damit die Stirne benetzten oder zum Bad in den Fluß hinuntertauchten und dann auf den Stufen der Ghat-Treppe die wunderlichen Leibesübungen durchmachten, durch die der brahminische Hindu die Verwandlungen des Gottes Wischnu und andere mythologische Erscheinungen nachahmt. Einer dieser wunderlichen Heiligen legte sich z. B. flach auf die Erde und krümmte dabei gleichzeitig Arme und Beine wie ein Kautschukmann, sprang dann auf, um einige Minuten auf einem Beine zu hocken, dann wieder drehte er sich, in die Hände klatschend, wie ein Kreisel herum und blieb schließlich mit hochgehobenen Händen stehen; dabei starrte er beständig nach Osten, indem er den Hymnus an die Sonne murmelte, der bei jedem Bade eines Brahmanen rezitiert werden muß. Dazwischen warf er ab und zu Früchte und Blumen in den rasch dahinfließenden Strom, die er aus einer Schale auf einen Bronzeteller schüttete, in dem eine Brahmafigur eingraviert war und den er dann über dem Wasser entleerte.

Ich darf nicht vergessen, der auf dem anderen Ufer stattfindenden Leichenverbrennungen zu gedenken, denn es gilt in Nepal als ein ganz besonderer Vorzug, hier am Bagmati, der ja der heiligen „Mutter Ganga" zueilt, verbrannt zu werden. In früheren Jahren pflegte hier das freiwillige Verbrennen der hinterbliebenen Witwen mit dem Leichnam ihres Gatten überaus häufig stattzufinden, das aber jetzt auch in Nepal nur noch selten geübt wird, seitdem Jan Bahadur die Verbrennung von mit Kindern versehenen Witwen gänzlich verboten und es im übrigen jeder anderen Witwe freigestellt hat, noch im letzten Augenblicke von ihrem furchtbaren Vorhaben zurückzutreten, ohne deswegen Zurücksetzungen in ihrer Kaste ausgesetzt zu werden. Völlig vermochte aber selbst dieser energische Reformator Nepals den uns furchtbar erscheinenden Brauch des Witwenselbstmordes nicht zu beseitigen. Doch trotzte er gern und wo er konnte den Volksvorurteilen und baute z. B. den von General Bim Sen in gigantischem Maßstabe begonnenen, nach seinem Tode aber dem Zerfall überlassenen Dschagannathtempel aus, allerdings nur mit möglichst billigem Ziegel- und Stuckmaterial, um das Törichte des Aberglaubens zu erweisen, daß solche Fortsetzung des Unternehmens eines Verstorbenen den eigenen Tod veranlasse.

Der bedeutendste Lenker Nepals schaffte nach seiner Rückkehr aus England, das er kennen zu lernen für seine Pflicht hielt, im Jahre 1851 auch die bis dahin üblichen gräßlichen Leibesstrafen ab, wie das Abschneiden von Zungen, Ohren und Nasen, welch letzteres jetzt nur noch von einem betrogenen Gatten an seiner ungetreuen Ehehälfte ausgeführt werden darf, der auch das Recht hat, den schuldig befundenen Verführer mit seinem Kukrimesser öffentlich niederzuschlagen, falls dieser nicht die Schmach vorzieht, unter dem Knie des Beleidigten hindurchzukriechen und dadurch seine Kaste einzubüßen; auch kann ihn die Ehebrecherin durch die Erklärung vor dem Todesstreich retten, daß er nicht der einzige gewesen sei, mit dem sie sich vergangen hat.

Offenbar erweckte das Interesse, das ich an allen Einzelheiten der Opferhandlungen vor den in Nischen und Kapellen untergebrachten Götterbildern, ja selbst an den Kleidern und der Ausstattung der sich allmählich um mich Versammelnden nahm, eher Genugtuung als Unzufriedenheit mit meinem Erscheinen; selbst die sich stets in einigem Abstand haltenden Brahmanen schienen Vergnügen daran zu finden, mit welchem Aufgebot von Liebenswürdigkeit ich die fürchterlichsten unter den sonderbaren Heiligen, die in den Pilgerhallen und Felshöhlen der Tempelumgebung hausten, zu überreden suchte, sich in einer Gesamtgruppe von mir aufnehmen zu lassen, da mein kleiner Plattenvorrat bereits dermaßen zusammengeschmolzen war, daß ich zu dieser mir sonst ganz fernliegenden Sparsamkeit geradezu gezwungen war. Ich kannte jedoch die verschiedenen Dschatis und Sekten dieser ungeheuerlichen Erscheinungen nicht genügend, um diejenigen Leute auszuwählen, die unbeschadet ihrer Kastenreinheit in dieselbe Bildergruppe gepaßt hätten, auch überwog die Besorgnis vor dem blanken Auge des Apparates die Anwandlungen von Neugier und Entgegenkommen derart, daß der Erfolg meines höflichen Ersuchens verhältnismäßig gering blieb und mir von den meisten passiver Widerstand entgegengestellt wurde. Bei einem Rundgange, den ich unter der Führung des Sadhus mit dem schneeweiß geschminkten Gesicht zu den Unterkunftshäusern der Wallfahrer und den Standplätzen der Büßer unternahm, sträubte sich mir förmlich das Haar vor Erstaunen über die dort verborgenen Gestalten; ich hatte doch in Asien bereits so manchen wunderbaren Schwärmer kennen gelernt — wobei ich nur an jenen Gebirgsklausner erinnere, dem von einem zahmen Hirsch die Nahrungsmittel aus den nächsten Hirtenplätzen herzugeholt wurden und dessen Bild ich nebst einigen ebenso merkwürdigen büßenden Wallfahrern zu dem Bergtempel Badrinath in meinen „Indischen Gletscherfahrten" wiedergegeben habe —, hier aber fand ich neben den abenteuerlichsten religiösen Bettlern, die sich bei diesem Tempel ein Stelldichein gegeben hatten, in allen möglichen Schlupfwinkeln Vertreter jener entsetzlichen, durch unglaubliche Mittel sich selber quälenden, fälschlich Fakire genannten Büßer, deren Vorhandensein von vielen Indienreisenden bereits geradezu als Märchen bezeichnet wird, weil denselben in Britisch-Indien durch Polizeimaßregeln, auch wohl durch die wenig respektvollen Blicke, mit denen die Europäer die Äußerungen ihres religiösen Wahn-

Weißgepuderter Büßer.

sinns in Augenschein zu nehmen pflegen, der Aufenthalt verleidet wird. Für brahminische Schwärmer dieser Art ist die Bezeichnung Fakir nicht am Platze, sondern je nach der Art der Bußübung einer der vorhin aufgezählten Namen, während das Wort Fakir einen mohammedanischen Fanatiker bezeichnet.

Wenn ich das beigefügte Bild nicht selbst photographiert hätte, würde ich es kaum für möglich halten, daß es tatsächlich Hindus gibt, die unausgesetzt Tag und Nacht mit tief zur Erde herunter gebeugtem Körper dastehen und dabei mit den zusammengekrallten Fingern die Erde berühren, bis der ganze Mensch in dieser gekrümmten Stellung gewissermaßen erstarrt ist, bis seine Arme ausdörren, die Nägel der Finger durch das Handfleisch wachsen und bis das Haar wie ein dicker Vorhang über das Gesicht herüberwächst! Die verehrungsvollen Besucher des frommen Mannes haben dann große Mühe, das Haar zur Seite zu legen, um ihm Reis, Erbsen, Früchte, Gebäck oder andere Lebensmittel in den Mund zu stopfen, die auf einem Deckchen vor ihm niedergelegt werden. Andere wieder ziehen es vor, stets einen Arm — oder gar beide — mit geballter Faust in die Höhe zu strecken.

Der tiefste Sinn all dieser uns wahnwitzig vorkommenden Selbstquälereien ist die urbrahminische Anschauung, daß die Seele des Menschen nach dessen Abscheiden in eine Form übergeht, die den letzten Gedanken des oft doch ganz unvorbereitet vom Tode Ereilten entspricht, also beim Wutergrimmten in einen Tiger, beim Sanften in eine Taube oder gar eine Blume. Die Büßer aber wollen durch ihr beständiges Schweigen und ihre Leistungen die Geduld und Inbrunst dartun, mit der sie unablässig an gar nichts anderes als an ihre Gottheit und das derselben abgelegte Gelübde denken, durch festen Willen über alle menschlichen Leidenschaften

Tiefgebückt stehender Bairagi-Büßer.

und Wünsche zu triumphieren, sich durch reuevolle Selbstqual zu reinigen und zur Erkenntnis der geistigen Güter der Menschheit zu gelangen, um kein nochmaliges irdisches Dasein durchmachen zu müssen. Schon beim Denken und Hersagen von heiligen Versen der Gayatri-Dichtung ist jeder Brahmane verpflichtet, sich die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen, die Augen zu schließen, mit den Fingern der linken Hand das linke und nach einem tiefen Atemzuge durch das rechte Nasenloch auch dieses mit der Rechten zuzudrücken, um während dieser Gedanken völlig ungestört nur die Gottheit allein zu empfinden. Von welcher Hoheit und dichterischen Kraft aber diese Mantras erfüllt sind, geht z. B. aus folgender Strophe hervor:

Wer ist der, dessen Größe dies Gebirg',
Das Meer verkündet mit dem fernen Strome,
Des Arme sind die Himmelsregionen,
Wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Auf einem Bein kauernder Bairagi mit erhobenen Händen.

Über ein Feuer gebeugter, auf einem Bein stehender Bairagi.

In diese Gruppe der Stellungsbüßer, wenn ich sie so respektswidrig nennen darf, gehört auch der hier dargestellte, der wirklich ein Künstler genannt werden darf, denn es gehört schon immerhin einige Akrobatenkunst dazu, unentwegt auf einem einzigen Beine zu hocken, während der Unterschenkel des anderen in die Kniekehle dieses Standbeines eingeschlagen ist. Der Umstand, daß vor jedem dieser Asketen ein Deckchen ausgebreitet ist, auf das die staunenden Mitbürger Kupfermünzen oder Lebensmittel niederlegen, die dann der für den Büßer sorgende Guru mit sichtlicher Gier einsammelt oder beiseite schafft, legt freilich den Gedanken nahe, daß oft genug weniger ein tiefreligiöser Entsagungs- und Selbstbeherr-

schungsdrang als vielmehr der Wunsch nach einem arbeitslosen und doch einträglichen, noch dazu vom Nimbus des Märtyrertums verklärten Leben für verworrene Köpfe den Anlaß zu einem so romanhaften Dasein geben mag; hierfür spricht auch die Tatsache, daß der mit kleinen Fähnchen gekennzeichnete Platz, an dem sich ein solcher Bairagi aufgehalten und gezeigt hat, nach seinem Weggange oder Tode an denjenigen Büßer, der am meisten dafür bietet, verpachtet wird.

Andere Büßer nehmen die Schmerzen zu Hilfe, die stechende, schneidende oder brennende Gegenstände hervorbringen können, um ihre Gleichgültigkeit gegen die Leiden dieser Welt zu beweisen — oder um die mitleidige Freigebigkeit ihrer Landsleute anzurufen. Bairagis, die auf den scharfen Spitzen langer eiserner, aus einem Brett aufragender Nägel kauern oder liegen, sich an scharfen, durch die Rückenmuskeln gezogenen Haken an Gerüsten von mehr als zwölf Meter langen Stangen aufhängen und daran hin- und herschwingend bei den Festen hinter den Tempelkarren durch die Städte fahren lassen oder die gleich den Schinto-Feuerpriestern in Japan und den Wundermännern auf den Fidschi-Inseln über glühende Holzkohlen einhergehen, dürfen sich zwar neuerdings in Indien nicht mehr öffentlich zeigen; solche aber, die unausgesetzt über ein Feuer gebeugt dastehen, habe ich wiederholt gesehen. Der von mir vorhin photographisch wiedergegebene ist deshalb besonders bemerkenswert, weil er gewissermaßen noch in der Ausbildung begriffen ist, das heißt, er stützt das eine Knie und seine Arme auf ein an Seilen hängendes Trapez, bis er gelernt hat, vollkommen frei auf dem anderen Beine zu stehen und sich dabei von den vor ihm brennenden Holzscheiten schmoren zu lassen; manche dieser Büßer, oder genauer deren Wärter, richten sogar heimlich Affen ab, neues Brennmaterial nachzulegen, was ihnen in den Augen des Volkes vermehrte Heiligkeit verleiht.

Es steht fest, daß sich in Südindien bei den zu Ehren der Bhadra Kali veranstalteten Schwingfesten arme Leute gegen gute Bezahlung dazu hergegeben haben, sich zur Wiederherstellung Kranker oder zur Entsündigung Verstorbener eine halbe Stunde und länger in der vorhin geschilderten Weise schwebend um den Tempel herumfahren zu lassen; zuvor war es üblich, das Opfer durch reichlichen Genuß von Toddy zu berauschen und durch Schläge auf den Rücken dessen Fleischteile zum leichteren Einführen der Haken möglichst stark anschwellen zu lassen, doch wurden gewöhnlich neben den Haken auch noch ein paar Gurte zum Erleichtern der Körperlast angebracht. Auch bei dem Schwingen eines an den Füßen aufgehangenen Asketen über einem Feuer sind allerlei Vorbereitungen üblich, um diesen nach Möglichkeit zu schonen. Wie ich wohl bereits früher einmal erwähnt habe, sind die Schlingen, in denen die Füße eines derartigen Büßers stecken, gepolstert und so weit, daß der Büßer die Unterschenkel hindurchstecken und in den Kniekehlen hängen kann, wenn ihm das Feuer gar zu nahe kommt, auch wird ihm von seinem Guru ein Tuch glatt über den Haarschopf und Schädel gebunden, das dann ebenso wie der

ganze Körper mit einer dicken Schicht eines Breies aus Asche und Wasser übertüncht wird, die nach dem Trocknen als dichte, die Wärme schlecht leitende Kruste die Haut vor der Hitze der Flammen beschützt.

Für mich ist es gar keine Frage, daß viele dieser Sonderlinge aus völlig lauteren Beweggründen handeln und ähnlich den Sanyassis denken, die sich freiwillig ihres Reichtums und Behagens begeben, um sich als Besitzlose nur noch religiösen Betrachtungen zu überlassen und von dürftigen Almosen zu leben, und die man auch nicht ohne weiteres zu faulen Bettlern und Tagedieben rechnen darf. Die Lehre des Brahminentums, daß die Götter durch Opfer und Bußübungen sogar zu gewissen Gnadenbeweisen gezwungen werden können, treibt viele von Unglück Bedrohte zu solchen Maßregeln, die nur unserem Gefühl als unbegreiflich und abgeschmackt, dem Hindu aber als höchst zweckmäßig erscheinen. Amtlich verbürgt ist z. B. die Leidenszeit, der sich Schundra Bela, eine junge Indierin, freiwillig unterzog, als ihr an einem Tage der Vater und der angelobte Gatte durch den Tod entrissen wurde, und die zunächst durch eine sieben Jahr dauernde Wallfahrt zu allen heiligen Stätten Indiens Erlösung von ihren Sünden zu finden versuchte, die nach der Volksanschauung diese Verluste verschuldet hatten; daß in solchen Fällen die Pilgerschaft durch die erstaunlichsten Erschwerungen, durch Kriechen, Hüpfen oder Rollen, durch Vermeiden von Hinsetzen oder Hinlegen zu einem qualvollen Bußgange verschärft wird, habe ich auch schon an anderer Stelle erwähnt. Als die junge Witwe aber auch dadurch ihre Seelenruhe nicht wieder gewann, strafte sie sich im Gefühl ihrer vermeintlichen Schuld dadurch, daß sie während der Tageshitze zwischen fünf Feuern hockte, während sie die kühlen Nächte bis an den Hals im Wasser stehend zubrachte. Auch die Willensübungen des Gosain Pranpuri, der den Drang spürte, zu einem Radsch-Jogi erhoben zu werden, sind behördlich bezeugt; volle zwölf Jahre seines Lebens brachte dieser regungslos auf einem Fleck stehend zu, in den zwölf folgenden hielt er auch noch die Arme empor, ließ sich dann $1^1/_4$ Pahr oder $3^3/_4$ Stunden, an den Füßen im Geäst eines heiligen Bo-Baumes hängend, über einem Kuhdüngerfeuer hin- und herschwingen und schließlich sogar noch ebensolange aufrecht in eine trockene Sandgrube einscharren!

Bei diesem Eingrabenlassen kommen wahrscheinlich seitens der Bairagis Kunstgriffe in Anwendung, die auch die asketischen, sich mit unabläßigen Grübeleien zermarternden Jogis benutzen, um möglichst wenig durch physische Lebenstätigkeiten von ihrer unausgesetzten Vertiefung in das höchste Wesen und dem unhörbaren Flüstern der mystischen Worte Om Scham Bam Lam Ram Yam Ham abgelenkt zu werden. Die Kunst, den eingezogenen Atem erstaunlich lange, jedenfalls länger als drei Stunden hindurch, im Organismus aufzuspeichern und damit auszukommen, ist meines Wissens der einzige Punkt, der erlaubt, von „Wundern" zu sprechen, die den indischen Jogis möglich sind. Professor Preyer hat sich auf Grund des dürftigen wissenschaftlichen Materials eines noch dazu überaus seltenen Buches von dem

englischen Ärzte Dr. Paul: „A treatise on the Jogi Philosophy" mit dieser physiologisch bedeutsamen Fertigkeit der Jogis in seiner Schrift „Über die Erforschung des Lebens" beschäftigt und hat auch nicht verfehlt, mich um Mitteilung meiner Beobachtungen auf diesem Gebiete zu ersuchen, doch mußte ich bekennen, daß ich bei dem öffentlich zur Schau gestellten eingegrabenen Büßer, den ich gesehen habe, eine Täuschung des Publikums nicht für ausgeschlossen und eine künstliche Luftzuführung für wahrscheinlich halte. Nur eine sorgfältige wissenschaftliche Prüfung könnte hierüber Licht bringen. Auch an eine Verminderung oder gar eine völlige Aufhebung der Schwerkraftswirkung und an die „Levitation" anderer Naturgesetze, die von den Radsch-Jogis bewirkt werden soll, vermag ich nicht gleich einigen zum Spiritismus neigenden Indienreisenden zu glauben; unter diesen geht die geniale Russin G. P. Blawatzky sogar so weit, von der plötzlichen Tötung eines Tigers nur durch das „Wort" eines Jogis zu erzählen, der sie beigewohnt haben will!

Trotz der allergrößten Mühe konnte ich in ganz Indien nicht einen einzigen dieser in die Ferne wirkenden Radsch-Jogis zu Gesicht bekommen; auch die von dem Amerikaner Bancroft beschriebenen sensationellen Wunder scheinen mir doch nichts anderes als geistreiche Taschenspielerkunststücke gewesen zu sein. Welchen Reiz aber das Studium der Geheimlehre dieser Jogis zu entwickeln vermag, zeigt das Beispiel des englischen Hauptmanns Seymour, der in der Überzeugung, daß ihn die Brahmanen sonst niemals in die letzten Geheimnisse der Jogimagie einweihen würden, sogar zum Brahminenglauben übertrat, sich genau wie ein indischer Sanyassi kleidete und wie ein solcher benahm; von den englischen Behörden wiederholt eingefangen und ins Irrenhaus gesteckt, kehrte er immer wieder nach Indien zurück, um dort als Jogi zu sterben.

Zu der Fähigkeit, das Atembedürfnis lange Zeit unterdrücken zu können, trägt sicherlich die an ein traumhaftes Pflanzendasein erinnernde Lebensweise der Jogis viel bei: ihr Schweigen oder sehr leises Sprechen, Mangel jeglicher Körperbewegung, überaus spärliche, ausschließlich aus Milch, Reis und Honig bestehende Nahrung und die Vermeidung aller Gewürze. Auch darf man nicht vergessen, daß ein Jogi seine Zunge durch 24 Einschnitte und melkende Einreibung von Öl derart zu verlängern pflegt, daß sie nach hinten umgeschlagen werden kann, um Stimmritze und Kehldeckel mit der Zungenspitze zu verschließen, nachdem Lunge und Magen mit Luft angefüllt und die Ohren mit Baumwolle versperrt sind. Durch beharrliches Schielen nach seiner Nasenspitze soll dann ein solcher Jogi die Tätigkeit der Sinne fast gänzlich aufhören lassen können.

Kommt ein hervorragender Gosain oder Jogi als Wallfahrer nach Paschpattinath, so werden ihm ganz besonders hohe Ehren erwiesen; es ist ein wahrhaft märchenhafter Anblick, in dunkler Nacht im Scheine flackernder Lampen und Fackeln derartige durch Askese ausgemergelte, malerische Gestalten mit untergeschlagenen Füßen, deren Sohlenflächen dabei nach oben gedreht

sind, in den Pilgerherbergen oder auf den Märkten auf erhöhten Plätzen sitzen und mit leiser Stimme lehrreiche Worte an das lautlos aufhorchende, nicht weniger malerisch wirkende Volk richten zu sehen. Beim Abschiede vom Tempel erhält ein solcher berühmter Gosain vom Radsch-Guru zur Erinnerung an Nepal ein merkwürdig ausgearbeitetes Armband; da ich eine solche Seltenheit besitze, kann ich sie im Bilde vorführen, es würde aber nötig sein, eine vollständige indische Mythologie zu schreiben, wenn ich die Bedeutung der zahllosen winzigen Figürchen, Gottheitsattribute und Symbole auseinandersetzen wollte, die sich rund um das Armband befinden. Die bedeutungsvollste dieser Darstellung ist die auf einem aus Schlangen gebildeten Lager ruhende Trimurti, die Götterdreiheit des Brahminentums: Brahma, Schiwa und Wischnu, auf deren Seiten sich der Götterstier Nandi und Schiwas Dreizack erheben.

Erinnerungs-Armband
für Paschpattinath besuchende Radsch-Jogis.

Landstraße beim Tibeterdorf Buddhnath.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Tibeterdorf Buddhnath.

Mit wahrem Entsetzen bemerkte ich eines Nachts, als ich nur noch wenige Tage der mir zum Aufenthalt in Nepal vergönnten Gnadenfrist vor mir sah, daß ich von einer rätselhaften Krankheit ergriffen wurde, die sich durch Fieber und Krampfanfälle, furchtbare Übelkeit und beängstigend zunehmende Schwäche äußerte.

Meine Lage war wirklich äußerst kritisch, da ich buchstäblich der einzige Europäer im ganzen Lande Nepal war und auf keinerlei Beistand rechnen durfte. Ich hatte nicht die mindeste Ahnung, wie ich mir das Übel zugezogen hatte: war es eine Ansteckung in einem von der Cholera durchseuchten Hause in Patan, hatte mir mein unsauberer Koch irgend einen ungesunden Leckerbissen in seinen grünspanigen Kesseln zusammen geschmort, oder war es gar ein Vergiftungsversuch eines Habgierigen, der sich meiner geringen Habe bemächtigen wollte? Mit Schaudern dachte ich daran, wie ich bei einer früheren Indienreise einen wohl von seinem Diener vergifteten Reisenden durch beträchtliche Dosen von Nux vomica und einige Schüsseln Milch gerettet hatte, aber daß mir selbst so niederträchtig mitgespielt werden sollte, wollte mir gar nicht in den Sinn. Zum Glück hatte ich auch diesmal etwas Nux vomica-Tinktur bei mir, nach deren Anwendung ich in kläglichster Verfassung meiner Theemaschine zuhumpelte und mir einen siedend heißen Thee braute, den ich mit einem nicht allzu knappen Schuß Kognak versetzte, um die Wirkung eines türkischen Bades zu erzielen, was freilich erst nach dem Genuß einer ziemlich ansehnlichen Menge der dampfenden Flüssigkeit gelang.

Nach einem Erholungstage konnte ich bereits daran denken, die für mich sehenswerteste Stelle Nepals aufzusuchen, das Dorf Buddhnath, wo diejenigen

Tibeter ihre Wohnsitze haben, die während ihres Winteraufenthaltes in Nepal Katmandu besuchen wollen, um dort Goldkörner, Türkise, Achate, Rubine und andere edle Steine sowie heilkräftige Gebirgskräuter zu verhandeln, die sie in ihrer rauhen mineralreichen Hochlandsheimat oder während ihres Marsches durch das Gebirge zu sammeln pflegen. Der Hauptbestandteil ihrer auf Schafen beförderten Karawanenlasten ist jedoch das Kochsalz, das den Tibetern die gerechte und gütige Natur zum Ersatz der in ihrem Lande auf weite Strecken fehlenden Vegetation als Kristallschaum an den Rändern der Salzseen erblühen läßt. Auch die buschigen Schweife der tibetischen Grunzochsen und die aus ihrem Haare gewebten zähen Decken sind Handelsartikel, die aber im allgemeinen nicht für Geld, sondern gegen Getreide umgetauscht werden; dieses wird dann in die entleerten Salzsäcke verpackt und ebenfalls auf den Rücken von Schafen nach den angrenzenden Teilen Tibets geschafft, wenn die Tibeter mit Beginn des Sommers dorthin zurückkehren.

Tibeter mit Grunzochsen und Salz tragendem Packschaf.

Mein Marsch nach Buddhnath hätte mir, wäre ich mit tibetischen Eigenheiten nicht bereits vertraut gewesen, wie ein Ritt in romantisches Märchenland erscheinen müssen. Schon aus weitester Ferne starrten mir die Riesenaugen des Adi Buddha entgegen, dessen überlegen lächelndes Gesicht auf allen vier Wänden des schneeweiß getünchten viereckigen Turmes des Thoran angemalt ist, der auf den halbkugelförmigen tibetischen Schaitya-Tempeln aufgemauert zu sein pflegt. In Buddhnath hat diese ebenfalls weiß gestrichene Scheitya oder Scheit, wie man in Nepal statt des Sanskritausdruckes für Dagoba sagt, etwa hundert Fuß im Durchmesser, und ihre Halbkugelform soll, wie alle diese

Buddhisten-Dagobas, an eine Wasserluftblase und dadurch an die schnelle Vergänglichkeit unseres irdischen Daseins erinnern. Wo immer man in der Umgebung eines solchen Tempels geht oder steht, schaut dieses ungeheure, kreideweiße oder schwefelgelbe Vollmondsgesicht ohne Mund und Nase aus der Höhe herunter, als ob es recht höhnisch über die Nichtigkeit alles menschlichen Treibens lächelte und zugleich ohne Worte die Allgegenwart eines unerfaßlichen, allwissenden Gottes in gefällige Erinnerung bringen wolle.

In Buddhnath traf ich gleichzeitig mit einer eben aus Tibet anlangenden Karawane vor dem Tempel ein, die außer Salz auch Thee mitbrachte, der allerdings für unsere Feinschmecker wohl nicht sonderlich genießbar gewesen wäre. Zur Ausfuhr nach Nepal wird im westlichen China billiger Thee aus den fast wertlosen größeren Blättern des Theebusches hergestellt, indem diese gedörrt und in Fuchsfell verpackt werden; die Pakete werden dann in Ziegelform gepreßt und auf Grunzochsen verladen. Wie appetitlich dieser Thee stundenlang unter Zusatz von Salz und Butter gekocht wird, habe ich in meinen „Indischen Gletscherfahrten" ausführlich geschildert.

Wie auf meinen früheren Himalajareisen in den tibetischen Grenzländern Garwal, Kumaon und Sikhim schien ich auch in Nepal bei den Tibetern auffallend viel Glück zu haben; von den Frauen schweige ich natürlich. Je mehr ich nämlich in Asien reise, um so komischer wirkt das ganze Treiben der dortigen heiteren und naiven Welt auf mich, so daß ich aus dem Lachen selten herauskomme, und die Tibeter samt ihren Stammverwandten lieben zufällig ein fröhliches Gesicht über alles. Ein Melancholikus, der, à la Hamlet frisiert, mit einem wenn auch noch so berechtigten „Pfui, Pfui darüber!" durch den Schmutz und das verworrene Unkraut Nepals pilgern wollte, würde bei diesen lebensfrohen, kraft- und saftstrotzenden Steppenvögeln nicht einmal spurenhafte Gegenliebe finden. Jedenfalls hatte ich nicht die mindeste Ursache, mich über unfreundliches oder gar feindseliges Benehmen der Dorfbewohner zu beklagen, obgleich sie bei der Ankunft der schon lange erwarteten Karawane in begreiflicher Aufregung waren, da diese auf den Paßhöhen des Himalaja schwere Schneestürme durchzumachen gehabt hatte. Ein wilderes, bunteres Getümmel als dieses Durcheinander von Tibetern, Schafen, Ziegen und Grunzochsen kann man sich nicht leicht vorstellen.

Kaum ließen sich die einrückenden Tibeter Zeit, ihren auf sie harrenden Freunden und den sie mit Pauken und Trompeten begrüßenden bunt aufgeputzten Musikantinnen hastig die Zunge herauszustrecken, was ja den höchsten Ausdruck tibetischer Freude bezeichnet, und ihnen das durch den Nasenring ihres rotbebänderten Grunzochsen gezogene Leitseil zuzuwerfen. Wie besessen rannten sie zu der Schaitya, wo einer nach dem anderen hastig ein paar Hände voll Salz und Thee auf die Opfermatten vor der Tempeltür warf, vor derselben niederkniete und dreimal mit dem Schädel gegen das Tor pochte, daß es jedesmal wie ein Böllerschuß krachte. Trotz dieses höflichen Anklopfens konnte ihnen natürlich nicht aufgetan werden, weil sich ja in dem Innern der Schaitya

kein lebendes Wesen aufzuhalten pflegt; nur die Asche des Kascha, des ersten aus Lhasa nach Nepal eingewanderten Lamas, ist nebst uralten Schriften und Kostbarkeiten in dem Kerne dieses Tempelhügels vermauert. Welche ethnographischen Leckerbissen werden einst aus diesen Schaityas ans Tageslicht

Das Tor des Tempels in Buddhnath,
an das ein Tibeter mit der Stirn schlägt; hinter diesem steht der Verfasser. An den Gebetsmaschinen zwei Tibeter. Auf den Matten liegen Opfergaben.

kommen, wenn religiöser Fanatismus diese Schätze nicht mehr mit Argusaugen behütet!

Nachdem die Ankömmlinge sich und ihre Opfergaben durch das erwähnte Donnern gegen das Tempeltor gebührend angemeldet hatten, sprangen sie auf, machten links um und fingen an, um die weiße Umfassungsmauer des Tempels herumzulaufen und dabei jede der zweihundert Gebetsmaschinen anzustoßen und in Umdrehung zu versetzen; diese Zylinder aus Kupferblech oder Baum-

rinde pflegen mit Gebeten angefüllt zu sein, die auf Bastpapier geschrieben sind, und waren in Nischen zu je fünf wie ein Fries in der Umfassungsmauer eingesetzt; dabei brummten die Tibeter zugleich fortwährend das auch in den Gebetsmühlen eingepackte tibetische Universalgebet: Om mane padme hom! Viele hatten gleiche aber kleinere Gebetsmühlen in der Hand, wie der auf dem Gruppenbild in der Mitte stehende Lama eben eine solche in Umdrehung versetzt. Dies Bild zeigt zugleich einige der Dämonenmasken, die bekanntlich bei lamaistischen Festen eine große Rolle spielen, indem sie den Lamas Gelegenheit geben, dem gläubigen Volke durch Überwindung der Dämonen ihre Macht zu beweisen.

Hinten Lamas, von denen einer eine Gebetsmühle dreht; vorn Maskenträger.

Die neu Eingetroffenen nahmen zunächst nur wenig Notiz von mir, obgleich sie schwerlich jemals vor mir einen anderen Europäer oder, um in der gewählten Ausdrucksweise dieser Innerasiaten zu reden, einen „fremden, weißen Teufel mit roten Haaren und grünen Augen" gesehen hatten. Ich glaubte schließlich in diesem verzwickten Lande Nepal zum Chamäleon geworden zu sein, als mir verschiedene Tibeter auf Befragen treuherzig versicherten, daß meine Augen „so grün wie Heu" wären. Eingedenk des fatalen Umstandes, daß der britische Gesandte noch nicht im Lande und ich tatsächlich zur Zeit die einzige europäische Seele unter all diesen ungewaschenen Larven in Nepal war, schrie ich wegen dieser fürchterlichen Kränkung nicht um Hilfe, sondern drückte beide Augen zu und ließ sie mit Vergnügen für grün gelten.

Während die Ansässigen vollauf mit dem Abladen der Karawanen beschäftigt waren, schienen die glücklich Angelangten nur Augen für den Tempel und die Gebetsmaschinen zu haben. Um nicht untätiger Zuschauer zu bleiben, schloß ich mich in einer Anwandlung von Übermut dem frommen Gänsemarsch

an und begann eine der Gebetsmühlen aus Leibeskräften zu drehen. Ein steinalter, in eine violette, zerzauste Filzdecke gehüllter Lama hatte mir aber bei diesem frevelhaften Tun scharf auf die Finger geguckt und sogleich herausgefunden, daß ich die Gebete „gegen den Strich" ableierte, denn ich drehte die Blechtrommel nicht in derselben Richtung um ihre Achse, in der die Tibetaner auch um den Tempel marschierten, das heißt nicht dem scheinbaren Sonnenlaufe folgend. Ich merkte daraus, daß man selbst in dem fernen Nepal gut täte, alles genau so zu machen, wie alle anderen, drehte meine Mühle sofort nach der anderen Richtung und gewann durch diese schwungvolle Leistung, vielleicht auch durch die gummielastische Bereitwilligkeit, mit der ich meine Verdrehung gut machte und „mit dem Strome" schwamm, die Gunst des alten Herrn im violetten Wettermantel und der mich allmählich umringenden Tibeter. Als ich dann meine große Kamera aufgebaut und den oberen Lamas vergönnt hatte, unter das Dunkeltuch und auf die Mattscheibe zu blicken, und als diese der staunenden Menge versicherten, daß jeder von ihnen auf dem Kopfe stände, da quietschten Männlein und Weiblein laut auf vor Vergnügen, und als ich zum Schluß gar noch ein Dukatenmännchen und sonstigen Hokuspokus auskramte, der mir auf meinen fünf Asienreisen oft hilfreicher als Pistolen und Knuten gewesen ist, da war des Jubels, das heißt des Zungenherausstreckens, kein Ende.

Durch das mich umgebende neugierige Gedränge kam ich bald in die Lage des von seiner eifersüchtigen Gattin allzu aufmerksam bemutterten Malers Seekatz in Gutzkows Königsleutnant und zu seufzen: „Was kann doch zu viel Liebe für eine Qual sein!" Die Geister, die ich gerufen hatte, wurde ich nicht los, und fast wurde es unmöglich, in der unsagbar duftenden Menschenmasse den nötigen Abstand frei zu bekommen, um die verwettertsten Gestalten unter diesen wüsten Tibetern herauszusuchen und aufzunehmen. Namentlich lag mir daran, einen Bettelmönch abzubilden, der sein Haar nach Art brahminischer Büßer zu meterlangen Schnüren zusammengefilzt hatte und sich durch unablässiges Klappern mit einer Handtrommel bemerkbar zu machen suchte; in der anderen Hand drehte er eine plumpe Mani, bei der das sonst übliche Blechgehäuse, in dem die geschriebenen Gebete untergebracht sind, durch eine Lederhülle ersetzt war. Als ich dann aber glücklich den Lichtstrahlen eine freie Gasse gebahnt und alle unerwünschten Modelle mit sanfter Gewalt aus dem Wege geschafft hatte, erlebte ich eine Überraschung, die mir noch jetzt in den Ohren klingt. Im schmerzlichen Bewußtsein meines geringen Plattenvorrates wollte ich nämlich versuchen, ein paar andere Mönche wegen ihrer seltsamen Ausrüstung mit Hörnern aus menschlichen Armknochen mit auf dieselbe Platte zu bringen. Ich bedeutete den Männern, ihre aus den Gebeinsresten eines Lamas gebildeten schrecklichen Trompeten wie zum Blasen an den Mund zu setzen, wurde jedoch völlig mißverstanden, denn die sonderbaren Musikanten brachten mit fürchterlichen Kraftanstrengungen so gräßliche, markdurchdringende Töne hervor, daß mein Trommelfell sicherlich vor Schmerzen gebebt hat. Kein Bitten, kein Flehen, selbst nicht das Wegreißen der greulichen Blasinstrumente von den Lippen

der Virtuosen hatte den mindesten Erfolg; sobald ich für einen Augenblick Ruhe hatte, um mein ins Tibetische übersetztes „Bitte recht freundlich" zu äußern und das Objektiv zu öffnen, rissen auch die Unholde wieder ihre Teufelshörner an die Lippen und tuteten, als ob sie mir mit diesem Konzert einen unschätzbaren Gefallen erwiesen! Da es mir gelungen ist, trotz dieser krampfhaften Blasübungen, die dem einen Helden die Backen zu sprengen drohten, auf einer wenig empfindlichen Platte ein brauchbares und interessantes Abbild dieser charakteristischen Gesellen zu erhalten, so möge dasselbe diesem Werke als Titelbild dienen.

An die Dame, die ihre derbe Hand auf die Gebetsmühle legt, denke ich freilich mit Kummer zurück; während ich nämlich die Hornvirtuosen zu überreden suchte, von ihrem gräßlichen Gekreische Abstand zu nehmen, kam diese Frau, mit zerfetztem Kleide und wildflatternder, vom Sturm zerzauster Mähne, nach Männerart auf einem Grunzochsen reitend herangesprengt, und ein wilderes Modell einer Tibeterin konnte ich mir gar nicht wünschen. Die gute Frau begriff auch ganz gut, um was es sich handelte, als ich sie höflichst ersuchte, in der edlen Gesellschaft der Bettelmönche ebenfalls Platz zu nehmen, aber anstatt sich hinzustellen, wie sie vom Yak gesprungen war, mit fliegendem Busen und dem lockeren, wirren Haarwald um den Kopf, holte sie einen klotzigen Kamm aus der Tasche und scheitelte und striegelte sich damit, unbarmherzig zausend, die Perücke glatt; dann lief sie zu einer guten Freundin und borgte sich von ihr eine geheimnisvolle Dose, aus der sie eilig eine talgähnliche Masse herauskratzte, womit sie sich das Haar einfettete und spiegelglatt niederstrich. Nie habe ich eine größere Verwandlung eines Gesichtes gesehen, trotzdem ich doch so manche Maskenstudien gemacht habe. Die Frau sah durch diese Bearbeitung so unbedeutend aus, daß ich gute Lust bekam, ihr den auf dem Bilde angebotenen Platz wieder zu entziehen, und nur meiner schier grenzenlosen Galanterie gegen alles, was Weib heißt, hat die ordnungsliebende Tibeterin den Vorzug zu danken, in diesem Werke dargestellt zu sein. Auch der auf der anderen Seite stehende Krüppel ohne Beine ist nicht absichtlich auf das Bild gekommen, sondern hat sich im letzten Augenblick an die musikalischen Bettelmönche herangeschoben. Immerhin kann man daraus ersehen, in was für einer feinen Gesellschaft ich mich in Buddhnath befunden habe! —

Angesichts der zahlreichen, aber nur bis zum Jahre 1899 in Dutreuil de Rhins „L'Asie Centrale" verzeichneten Reisen, die in neuerer Zeit durch Tibet unternommen sind und neben denen die Durchquerung ganz Asiens durch die deutschen Forscher Dr. Futterer und Dr. Holderer auffallend rasch in Vergessenheit geraten ist, kann ich es mir wohl versagen, ausführlicher über die in Nepal doch nur als Fremdlinge geduldeten Tibeter zu sprechen, die seltsamerweise seit alten Zeiten die Ansicht haben, von Affen und weiblichen Dämonen abzustammen; dagegen möchte ich im nächsten Kapitel eine für die Eigenart Nepals höchst bezeichnende Örtlichkeit schildern. Bei dieser Gelegenheit muß ich aber doch betonen, daß Nepal auf sämtlichen Seiten für Europäer gesperrt und der weitaus größte Teil desselben noch niemals für einen solchen geöffnet

worden ist, so daß Nepal mit weit mehr Recht als Tibet ein „verschlossenes" Land genannt werden kann; daß selbst Lhasa bereits von mehr als einem halben Dutzend Europäer besucht und neuerdings sogar von dem in russischem Dienst stehenden kalmükischen Häuptling Uche Nuzunof, sowie von einem nepalischen Gesandten photographiert ist, scheint weniger bekannt zu sein, als man erwarten sollte.

Tibetische Sängerinnen und Musikantinnen.

Der zur Schaitya umgewandelte Gipfelfelsen des Swajambunath-Berges mit dem Thoran-Turme;

links verbeugt sich ein opfernder Newari vor einem Buddha-Bildnis.

Thoranſpitze auf dem Schait-Felſen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Myſterien des Swajambunath-Gipfels.

Ich pries mich glücklich, daß mein erbärmliches Befinden ſich ſchnell beſſerte und mir erlaubte, den für die Völker- und Kultusvermiſchung in Nepal überaus charakteriſtiſchen Swajambunathberg zu beſuchen. Es wäre ein unerträglicher Schmerz für mich geweſen, wenn es am Ende meiner Gnadenzeit geheißen hätte: Bezahle gefälligſt deine Rechnung, du mußt fort von hier, Sahib, deine Uhr iſt abgelaufen! ohne daß ich die Wunder und Myſterien kennen gelernt hätte, die dieſen Berggipfel ſeit grauen Zeiten zum Wallfahrtsziel ſowohl für buddhiſtiſche wie brahminiſche Newaris gemacht haben.

Der Weg zu dieſem Berge führt an dem Richtplatz vorüber, der ſeit der Regierungszeit Jan Bahadurs nicht mehr ſehr lebhaft in Anſpruch genommen wird; aber vor derſelben waren hier nicht nur barbariſche Todesſtrafen, ſondern auch furchtbare Verſtümmelungen an der Tagesordnung, und der Ort ſoll früher mit gebleichten Gebeinen geradezu überſät geweſen ſein, da es Sitte iſt, die Überreſte der Hingerichteten als Fraß für Geier und Raubtiere liegen zu laſſen. Gehörten die Verurteilten beſſeren Volksklaſſen an, ſo pflegten ſie dem Scharfrichter ihre eigenen haarſcharfen Schwerter zu übergeben, damit er an ihnen nicht, wie es häufig geſchah, mit ſtumpfen Kukrimeſſern ein qualvolles Gemetzel vollführe. Weiber und Mitglieder der Brahmanenkaſte durften hier jedoch nie öffentlich hingerichtet werden; erſtere hielt man durch Abſchneiden von Naſe und Ohren und Verjagen aus dem Lande, die Brahmanen, deren Blut niemals vergoſſen werden darf, durch Abraſieren des Haarſchopfes, woran ihre Seele nach dem Ableben zu Indras Himmel emporgezogen werden ſoll, für genugſam beſtraft. Mit dem früher in Nepal häufig verhängten Ausreißen der Zunge wurde hier, auch noch nach der Abſchaffung dieſer Maßregel durch Jan Bahadur, ein Verleumder beſtraft, der von den Bauerfrauen für ihre Kinder

Lösegelder erpreßt hatte, indem er vorgab, der genannte Premierminister habe ihn mit dem Einfangen hübscher Kinder beauftragt, um sie bei einer Cholera-Epidemie der Todesgöttin Kali zu opfern; dieser Verbrecher wurde vom Richtplatz weg unter Ausrufen der an ihm vollzogenen Sühne durch die Stadt und dann durch alle Dörfer geführt, wo er gefrevelt hatte.

Der Aufstieg zum Gipfel des Swajambunathberges wird durch eine absichtlich aus sehr ungleich hohen Stufen hergestellte Treppe aus Steinen und Felsblöcken außerordentlich erschwert, um den Wallfahrer in eine möglichst bußfertige Stimmung zu versetzen. Ist der Pilgrim dann auf der Höhe der steilen Stiege angelangt, so versperrt ihm ein stattlicher Steinsockel das Weiterschreiten, der einem fast zwei Meter langen vergoldeten „Vajra" aus Bronze zum Lager dient. Dies sinnbildliche, in Tibet Tortsch, in Sikhim Dordsch genannte Zeichen des Buddhismus und der Allgewalt der Lamas soll ein Bündel Blitze darstellen, das Buddha bei einem Streite mit dem Himmelsgotte Indra diesem aus der Hand gerissen haben soll. Als winziges Bronzegerät wird der Tortsch von den Lamas fast beständig, jedenfalls aber bei Opfern, Beschwörungen, Gottesurteilen, Eheschließungen und anderen Kultushandlungen in der geballten linken Hand getragen, während die rechte eine Glocke oder den zum Vertreiben der Geister dienenden Donnerkeildolch regiert. In bildlichen Darstellungen wird er häufig nur durch ein Zeichen in Form einer liegenden Acht angedeutet.

Rechts und links von diesem Dharm-Datu-Mandal genannten Wahrzeichen des Lamaismus halten zwei steinerne Leogryphen die Wacht vor den in den

Riesiger Tortsch vor den vergitterten Nischen; rechts ein opfernder Newari-Mann.

Diebiſche Affen ſtehlen die hinter den Kettenvorhängen niedergelegten Opfergaben.

Nischen eines ungeheuren Granitfelsens untergebrachten Heiligtümern; dieser Felsklotz bildet den eigentlichen Berggipfel, der durch Weißtünchen und durch den Aufsatz eines mit den üblichen Augenpaaren bemalten Thoran zum Schait gestempelt wurde, und über diesem Thoran erhebt sich der stets die Schlußspitze buddhistischer Kultusstätten bildende Sonnenschirm als Endpunkt einer Pyramide, die aus elf die buddhistischen Himmel darstellenden Holzscheiben zusammengefügt ist. Dieser Felsbau ist auf allen drei Seiten von Tempeln, Priesterwohnungen und kleinen Schaityas umgeben, so daß er als Mittelpunkt der ganzen Anlage erscheint; aber nur der Thoran ragt über die Umfassungsmauer hinaus, und dieser Aufsatz mit den allsehenden Augen ist das einzige, was man aus der Ferne von den Geheimnissen sehen kann, die dieser Gipfel umschließt.

Die in den Felsblock gehauenen Nischen sind nun sowohl durch die darin sitzend dargestellten Bronzefiguren, wie durch die davor heruntergelassenen Vorhänge aus eisernen Ketten, die äußere Umrahmung und den sonstigen Ausputz gleich interessant. Während aber die Heiligenbilder die verschiedenen auf Erden erschienenen Buddhas darstellen, sind als plastische Verzierung der äußeren Nischenränder Figuren aus dem brahminischen Legendenkreise angebracht, vorwiegend der elefantenköpfige Weisheitsgott Ganesch, die Inkarnationsformen Schiwas, der Göttervogel Garuda und geringelte Schlangen. Diese sind als Reliefs auf den Nischenumrahmungen in Goldblech getrieben oder in Stein gehauen und zeigen bereits deutlich die an dieser Stätte gleichzeitig stattfindende Gottheitsverehrung in den Kultusformen sowohl des Buddhismus wie des Brahminentums.

Auf meinem Bilde des vor dem Gipfelfelsen liegenden Tortsch streut gerade ein Newari eine Portion Reis als Opfergabe in eine der beiden darin angebrachten Nischen, indem er dabei den Kettenvorhang ein wenig in die Höhe hebt und das Opfer hineinschiebt und so machte es dieser Mann bei sämtlichen Nischen; von diesen sind die beiden sich rechts anschließenden auf dem nächsten Bilde dargestellt, das ich zu meinen allerbemerkenswertesten Photographien zähle. Nachdem nämlich der Newari den Buddhastatuen seine Spenden an Reis, Erbsen und Nüssen in den Schoß gelegt hatte, die dann von den Tempelpriestern heimlich eingesammelt und als Nahrungsmittel verwendet werden sollten, geschah, als er kaum den Rücken gewendet hatte, etwas höchst Überraschendes, das aber völlig zu dem märchenhaften Charakter des ganzen Landes und besonders dieses Ortes paßte.

Zwischen einer hinter dem Felstempel stehenden, auf Seite 305 abgebildeten Gruppe Schaityas wuchs ein Bo-Baum empor, dessen Samenkorn zwischen das Gemäuer einer solchen gefallen sein mochte, da seine Wurzeln dasselbe gewaltsam auseinander gesprengt hatten. In dem Geäste dieses Bo-Baumes hatte lautlos eine Affenherde gesessen, die, wohl von einigen neugierigen Spießgesellen herbeigelockt, in behutsamen Sprüngen herbeikam, als die Spender der Opfergaben außer Sicht waren. Unbekümmert um mich und meine vor den Nischen stehende Maschine machten sich die Tiere, unter denen sehr

ſtattliche Burſchen waren, mit bemerkbarer Gier daran, den Rand der Niſchen zu erklettern und die Kettenvorhänge beiſeite zu ſchieben. Mit ihren langen Armen holten ſie dann durch die aufgezerrte Öffnung von den Opfergaben ſoviel wie möglich heraus und hoben hierauf mit vereinten Anſtrengungen den ſchweren, klirrenden Vorhang noch weiter empor, bis ein kleines Äffchen, das bisher auf dem Rücken ſeiner Mutter gekauert hatte, hindurchſchlüpfen und den Reſt der in die Niſche hineingeopferten Nüſſe und Hülſenfrüchte wieder herauswerfen konnte; wohlweislich ließ der kleine Affe einige verkümmerte und nicht ganz reife Stücke an der Opferſtätte zurück und zwängte ſich dann wieder auf dem gleichen Wege ins Freie.

Mannshohe Tempellampe aus Bronze. 1/17.

Ich beging nun die Torheit, dem Affenrudel ein paar Broſamen zuzuwerfen, die ich in der Taſche fand, und die ihnen zu munden ſchienen; dann ſchritt ich, nichts ahnend, um die Schaitya herum, um die hinter ihr ſtehenden Tempel, Glockenſtühle und Steinſäulen aufzunehmen. Auf der höchſten dieſer Säulen ſtand ein radſchlagender Bronzepfau als Abbild des Reittieres des brahminiſchen Kriegsgottes Kartikeja, und ebenſo fielen mir in und vor den Tempeln Lampen von ein bis zwei Meter Höhe auf, in deren Ölſchale beſtändig ein Baumwollendocht brannte und an deren hinterem Rande ſich ein Ganeſchbild befand. Die Affen folgten mir jedoch auf Schritt und Tritt und hinderten mich an jeder weiteren Aufnahme, denn als ich unter das Dunkeltuch und auf die Einſtellſcheibe ſehen wollte, blickte von draußen ein neugieriger Affe durch das Objektivglas in den Apparat, an deſſen Stativbeinen er in die Höhe geturnt war, und wo immer ich die Kamera auch aufſtellte, diente ſie ſofort einigen Vierhändern als willkommenes Klettergerüſt.

Natürlich war es mir auch nicht möglich, in dieſer gefräßigen Geſellſchaft mein Frühſtück einzunehmen. Ich lief deshalb mit meinem Proviantkorb aus dem Tempelbezirk auf einen anſtoßenden Bergrücken, und erſt als ich glaubte, mich genügend weit von der gierigen Bande weggeflüchtet zu haben, und als ich keinen einzigen Affen mehr erblickte, entnahm ich meinem Korbe ein hartgeſottenes Ei, das ich auseinanderſchnitt, um es mir zu Gemüte zu führen; doch noch ehe ich die eine Hälfte aus der Schale gehoben hatte, nahm ein kleines ſchwarzes Händchen, das an einem langen, dünnen, behaarten Arm über meine Schulter in das Ei langte, das halbe harte Eigelb aus dem Eiweiß heraus, während gleichzeitig ein anderer Affe die zweite Eihälfte, die ich neben mich gelegt hatte, ergriff und mit ihr davonrannte. Weniger beluſtigt als ergrimmt wollte ich dem liſtigen Affen, trotz ſeiner Heiligkeit, mit einem Knüppel ein paar wuchtige Hiebe verabreichen, doch war er bereits mit ſeiner Beute in den Tempelhof zurückgeeilt; nie bin ich verdrießlicher über Darwins Lehre geweſen, und nie

Tempel der Pockengöttin auf dem Swajambunath-Gipfel.

Der Pfau aus Bronze auf der vor dem Tempel stehenden Säule ist gegen die aus dem Gipfelfelsen gebildete, rechts zu denkende Scheitya gewendet, an deren unterem Rande der Verfasser lehnt und die heiligen Affen füttert. Oberhalb der Glocke (links) ein Lingam und Joni-Idol. Das Kind des Tempelwächters bangt vor dem photographischen Apparat und verbirgt sein Gesicht.

habe ich ſie für anfechtbarer gehalten als angeſichts der ſozialiſtiſchen Begierden dieſer Vierhänder.

Es war für dieſen Tag tatſächlich weder an ein ruhiges Frühſtück noch an Photographieren zu denken, und ich zog es deshalb vor, meine ſieben Sachen zuſammen zu packen, wobei es aber nicht ohne einen lebhaften Ziehkampf um das ſchwarzſamtne Einſtelltuch abging, das einem der größten Affen ganz

Links Thoran, rechts Tempel der Pockengöttin; eine der Schaityas iſt von Baumwurzeln zerſprengt.

beſonders zu gefallen ſchien, da er es bereits als Schurz um ſeinen Körper gewickelt hatte. Ich war wirklich in einer ganz ſeltſamen Lage. Meine Wächter waren, in der Gewißheit, daß ich auf dem von einer Mauer umzogenen Berggipfel keinerlei Aufnahmen machen konnte, die die Sicherheit des Landes zu gefährden geeignet waren, am Fuße der auf den Gipfel führenden ſteilen Treppe zurückgeblieben; ſie konnten alſo die abſcheulichen Tiere nicht verſcheuchen, gegen

die ich keine Gewaltmaßregeln anwenden durfte. Anderseits schienen die Pilger und Tempeldiener meine Auseinandersetzung mit den boshaften Bestien für eine höchst unterhaltende Theatervorstellung zu betrachten, in die sie weder eingreifen durften noch wollten.

Es blieb mir nichts übrig, als am nächsten Tage auf den Swajambunath-Berg zurückzukehren, um die beabsichtigte Aufnahme dieses Teiles der Tempelanlagen mit jener Pfausäule zu machen; ich wollte mir gerade diese nicht entgehen lassen, weil ich dort hinten einen Tempel mit zwei Stockwerken im Newaristil bemerkt hatte, der zwar einer brahminischen Gottheit, der Pockengöttin, geweiht war, in dessen Mauer aber ein Fries von lamaistischen Gebetsmühlen untergebracht war; es ist dies derselbe Tempel, der hinter den um den Bo-Baum gruppierten kleinen Schaityas sichtbar ist. Bei diesem zweiten Besuch hatte ich mich mit einem Beutel voll gerösteter Erbsen versehen, mit deren Hilfe es mir gelang, die Affen an Plätze zu locken, wo sie mir bei meiner Arbeit nicht hinderlich waren. Freilich beging ich bei der Anfertigung dieses Bildes unwissentlich ein arges Versehen, indem ich mich, um zugleich mit den meine Erbsen knabbernden Affen auf die Photographie zu kommen, neben einem prachtvoll aus Bronze gearbeiteten Leogryphen auf eine Art von Geländer niedergelassen hatte, das diesen Tempelteil säumte. Erst durch das betrübte Schelten eines Tempeldieners wurde mir klar, daß die auf dem Geländer angebrachten Verzierungen Messingnäpfe waren, die am buddhistischen Neujahrsfest, das in Nepal jedoch wie in Tibet erst bei Frühlingsanfang gefeiert wird, zu Illuminationszwecken dienen, aber wie alles, was zum Tempel gehört, mit größter Ehrerbietung behandelt werden müssen und jedenfalls nicht als Stützpunkte eines Sitzenden dienen dürfen.

Die genannten Beispiele zeigen wohl zur Genüge, wie innig sich die beiden indischen Kulte in ihren Erscheinungsformen an dieser Stätte durchdrungen haben, denn auch gegenüber dem Tempel der Pockengöttin stehen brahminische Lingam- und Yoni-Idole in rührender Eintracht neben buddhistischen Schaityas. Besonders merkwürdig erscheint das im Vordergrund stehende pyramidenförmige Kuta genannte Gebilde, das ein Mittelding zwischen dem Lingam und der Schaitya ist und beinahe auf den Gedanken kommen läßt, daß selbst die Pyramiden der Ägypter, die ja so vieles mit den Indiern gemein, um nicht zu sagen von ihnen entlehnt haben, nicht nur staunenswerte Grabdenkmäler, sondern stilisierte Lingams ungeheuerster Größe vorstellen sollen; wie nahe der Phallusdienst in Ägypten dem Lingamkultus der Indier verwandt ist, wird wohl mancher Leser bereits bemerkt haben. Auch bei der Aufnahme einer aus Stein gemeißelten Buddhafigur, die hart neben dem Tor eines Tempels mit brahminischen Idolen steht und die angesichts dieser schier grenzenlosen religiösen Duldsamkeit durch ihr stilles Lächeln die Torheit des religiösen Fanatismus anzudeuten scheint, konnte ich einige Affen beobachten, die ein paar mit Körben voll Opferspenden beladenen Newarimädchen nicht von der Seite wichen, um nach vollzogenem Opfer sofort bei der Hand zu sein; ein besonders

Buddha-Steinbild auf dem Swajambunath-Berge,
dahinter das Kloſter; rechts kleine Scheityas und eine „Kuta"-Pyramide. Die Affen warten darauf, ſich die Opfergaben anzueignen.

tückisches Tier dieser Bande schlich sich hinter einen Mann, der eben einige Früchte als Opfer in den Schoß des Steinbuddha gelegt hatte, und stahl ihm, als er sich einen Augenblick nach mir umwendete, nicht nur die geopferten Bananen weg, sondern schlug ihn obendrein mit der Hand auf den Kopf, so daß dem armen Menschen sein kleiner schwarzer Turban über die Augen und Ohren rutschte und schließlich zu Boden fiel.

Garudafigur aus Bronze. $^2/_3$.

Grenzgebirge zwiſchen Nepal und Sikhim, aus Oſt geſehen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Ausflug zum höchsten Berge der Erde.

Die Wunderwelt, die ſich mir auf dem Gipfel des Swajambunath-Berges erſchloſſen hatte, mußte ich als einen Troſt und Erſatz dafür gelten laſſen, daß es mir zwar vergönnt wurde, in die Nachbarſchaft der höchſten Spitze unſerer Erde zu gelangen, nicht aber einen Verſuch machen zu dürfen, das Maſſiv dieſes ungeheueren Gebirgsſtockes zu betreten, deſſen Gipfel als Grenze zwiſchen Nepal und Tibet angeſehen wird. Die kritiſche Lage dieſer Bergkette und der Umſtand, daß ſie im Oſten wie im Weſten von vergletſcherten Päſſen durchſchnitten wird, vermehrt die Abneigung der nepaliſchen Staatslenker, den Europäern das Betreten dieſes Berges oder dieſer Übergänge von ihrem Lande aus zu geſtatten. Die Geſichtszüge des mir ſonſt offenbar gewogenen Generalkommandeurs Deb Schumſcher verſteinerten ſich förmlich, als ich mein dahin zielendes Geſuch vorbrachte, auf deſſen Ablehnung ich allerdings bereits durch eine Mitteilung ſeitens des deutſchen Generalkonſulates in Kalkutta vorbereitet war, derzufolge ein Beſteigungsverſuch des Gauriſankar-Everest vollſtändig verboten war. Anſtatt aber offen zu bekennen, daß Mißtrauen gegen mich als Europäer die Urſache dieſes Verbotes war, ſchützte Seine Exzellenz alle möglichen Beſorgniſſe in Bezug auf die Gefahren des Hochgebirges vor, die mir doch von meinen früheren Himalaja-Reiſen her keineswegs unbekannt waren; ſchweren Herzens mußte ich den Gedanken an dieſes Vorhaben aufgeben, das ich allerdings, wie ich jetzt vollkommen überzeugt bin, als einzelner, ganz auf mich ſelbſt angewieſener Reiſende niemals zu einem erfolgreichen Ende hätte bringen können, da die nepaliſchen Gorkhabergſoldaten, auf deren Hilfe als Gepäckträger ich gezählt hatte, mit ihren Lederſchuhen allenfalls über Schneefelder und Paßeinſattelungen hinübergekommen wären, für das eigentliche Steigen im wegloſen Hochgebirge und auf übereiſten Felſen aber in unzureichender

Weise ausgerüstet sind. Dagegen hege ich gar keinen Zweifel, daß beim richtigen Ineinandergreifen tüchtiger, wohl ausgerüsteter Alpinisten sämtliche Hochgipfel des Himalaja erstiegen werden können, denn nach meinen eigenen Erfahrungen vermag ich an einen mechanischen Ursprung der Bergkrankheit, die ja von vielen als das Haupthindernis gefürchtet wird, nicht zu glauben. Nachdem Dr. Berson und Dr. Süring im Luftschiff mehr als zehn Kilometer hoch in die unsere Erde umhüllende, aber mindestens 150 Kilometer dicke Atmosphäre emporgestiegen sind, ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß sogar der 8840 Meter hohe Gaurisankar-Everest eines Tages von Menschenfuß betreten werden wird. Eine solche Großtat vermöchten freilich nur „Männer von Eisen" zu vollbringen, die es aushielten, sich diesem Bergkoloß über Samarkand und Chotan, also durch Russisch- und Chinesisch-Turkestan und durch Süd-Tibet hindurch zu nähern; von Englisch-Indien aus ist eine solche Annäherung undenkbar, wenigstens so lange Nepal für Europäer ein so verschlossenes Land bleibt wie bisher und so lange Tibet Europäern von allen anderen Seiten außer von der britisch-indischen Zutritt erlaubt. Wie die großartig geplante, von hervorragenden englischen Alpinisten unternommene Expedition zur Bezwingung der höchsten Himalaja-Riesen gleich im Anfang am Mount Godwin Austen bei 6000 Meter Höhe aufgegeben werden mußte, ist in No. 226 der Wiener „Ostdeutschen Rundschau" vom Jahre 1902 mit wohl etwas allzu bitterem Sarkasmus geschildert worden, aber jedenfalls bildet dieser Mißerfolg die denkbar kräftigste Bestätigung, daß ich die Schwierigkeiten einer solchen Himalaja-Reise in meinen „Indischen Gletscherfahrten" doch wohl nicht ganz so arg „übertrieben" habe, wie ein englischer Gentleman, dem dies Buch unbequem war, Nichtkennern einzuflüstern versucht haben soll; daß dieser Gentleman jemals selbst unter dem Donner der Steinlawinen die Girthi-Schlucht durchklettert oder gleich mir die November-Kälte auf den Schneefeldern des Himalaja in dem eigenen Marke verspürt hat, möchte ich danach fast bezweifeln.

Auch die mit der Höhe abnehmende Temperatur kann man ebensowenig wie den sich verringernden Sauerstoffgehalt der Luft für ein unüberwindliches Bergbesteigungs-Hindernis betrachten, da sie in beträchtlichen Höhen verhältnismäßig weniger sinkt; zudem gewöhnt sich der Organismus gesunder Bergsteiger bei langem Aufenthalt in hochgelegenen Gebieten an beide Zustände der Atmosphäre überraschend schnell, und aus den Schilderungen der Nordpolfahrer ist bereits zur Genüge bekannt, wie tiefe Kältegrade der Mensch zu ertragen vermag. Schließlich hat ja auch die Ausrüstungstechnik neuerdings in den „selbstkochenden" Konserven und den Thermophoren ausgezeichnete Hilfsmittel geschaffen, um stets warme Lebensmittel und Getränke bei der Hand zu haben. Daß Alkohol das schlechteste aller Heizmittel für den Menschen abgibt, brauche ich wohl nicht zu betonen.

Um meinen durchaus nicht verhehlten Unmut zu beschwichtigen, den ich über das höfliche aber energische Verbot empfand, den westlich vom Gaurisankar aus Nepal nach Tibet führenden Paß und die ihn umgebenden, noch niemals von einem Europäer betretenen, der Wissenschaft also noch vollständig

unbekannten Gletschergebiete besuchen zu dürfen, wurde mir in letzter Stunde, wenige Tage vor Ablauf der mir zum Aufenthalt in Nepal bewilligten Zeit zu meiner freudigsten Überraschung die Erlaubnis eingeräumt, einen Ausflug in das Kukannigebirge zu unternehmen, wo ich über die Gebirgsgruppe des Gaurisankar von Westen her einen um einige Dutzend Kilometer näheren Überblick gewinnen konnte, als von den zu Beginn der Reise überschrittenen Grenzpässen Nepals aus.

Der zu meiner Begleitung kommandierte Feldwebel jener indischen Sipeukompagnie, die zum Schutze des englischen Gesandten in einigen langen Kasernenschuppen neben dem Gesandtschaftsgebäude untergebracht ist, hatte schon nach den ersten Tagen die Lust verloren, mir auf Schritt und Tritt zu folgen; er machte sich die Sache allmählich immer bequemer und blieb manchmal ganz weg. Auch der mir von nepalischer Seite beigegebene Wächter schien es ziemlich satt zu haben, mit seiner breiten Rohrfeder in das niedliche Bronzefläschchen voll roter Tinte, das ihm am Gürtel hing, zu fahren, und auf einer schier endlosen Rolle Bastpapier jeden meiner Schritte und Blicke, jede Frage und jede Bemerkung, die ich mir gestattete, zu buchen. Schließlich mußte auch er in mein fröhliches Lachen einstimmen, sobald er sein ungeheures Register meiner Sünden hervorzog, das ich aber nicht etwa mit Leporellos Liste zu verwechseln höflichst bitten möchte.

Das Tintenfäßchen des Aufsehers. 3/10.

Als ich diese Anwandlung von Umgänglichkeit bei dem mir nicht sonderlich sympathischen schieläugigen Manne bemerkte, versuchte ich, den Ausflug in den Zauberkreis des Gaurisankar-Everest zu einer wirklichen Freude, zu einem Naturgenuß zu erheben. Es hatte mich doch bisher allmählich verdrossen, unausgesetzt wie ein Sträfling beobachtet zu werden und zu sehen, wie mein Begleiter jedesmal in seine rote Tinte tauchte, wenn ich irgend eine Notiz in mein Taschenbuch eintrug; was für gelehrte Bemerkungen er dann niederschrieb, mögen die Götter wissen, denn ich bin kein Orientalist und konnte also seine Hieroglyphen nicht entziffern. Diese dem Wächter vom Durbar vielleicht mehr aus Neugier als aus Mißtrauen aufgetragene und von diesem mit übertriebener Wichtigtuerei vollzogene Berichterstattung über jede meiner Handlungen wollte ich bei der Gebirgstour ein wenig einzuschränken versuchen.

In der Dämmerung des schönsten, klarsten, sonnigsten Dezembermorgens, den ich in Nepal erlebt habe, stand die kleine Trägerkolonne, die mein Zelt, meine Decken, die Feldküche und Proviantvorräte und den Apparat tragen sollte, marschbereit vor der Tür meines Obdachs. Wanderfroh drückte ich meinem gestrengen Hüter mit dem Ersuchen, mir heute nicht unablässig wie mein Schatten zu folgen, einige Backschischmünzen in die Hand, aber pflichtschuldigst und mit einiger Empörung wies der brave Mann die Batzen zurück, zog sein Tintenfläschlein hervor und schickte sich an, diesen höchst kritischen Vorfall schleunigst zu Protokoll zu nehmen. In meiner Besorgnis blitzte glück-

licherweise ein genialer Einfall durch mein Gehirn: „Kauf ihm seine ganze Schreibmaschine ab," sagte ich zu mir selbst und knüpfte sofort kaltblütig diesbezügliche Verhandlungen an.

Natürlich war es nicht leicht, das Geschäft zum Abschluß zu bringen. Ich war aber nicht zaghaft, sondern erbot mich, alle Gegenstände, deren jedesmaliger Gebrauch eine Notiz mit roter Tinte hervorzurufen pflegte, meinen Schrittzähler, Kompaß, Krimsflecher, Thermometer, selbst meine Uhr zu Hause zu lassen, und als alles nichts helfen zu wollen schien, ihm sogar mein Notizbuch zur Bewahrung anzuvertrauen, was ich um so eher tun konnte, da kaum noch ein freies Blättchen Papier darin zu finden war. Als er dann unschlüssig seinen Blick wie prüfend auf meinem Koffer mit dem Photographierapparat ruhen ließ, wollte ich ihm schon verraten, daß ich überhaupt nur noch zwei unbelichtete Trockenplatten besäße, die ich, in einer Doppelkassette verschlossen, für die wichtige Aufnahme des höchsten Berges der Erde aufgespart hätte; um aber seinen Argwohn nicht zu erregen, zog ich es vor, zu sagen, daß auch dieser Apparat, falls er es wünsche, zurückgelassen werden könne, doch hätte ich gern unterwegs eine Abschiedsaufnahme von ihm, meinem fast allzu getreuen Beschützer, gemacht.

Sonnenuhr an einem tibetischen Bergstock. 1/10.

Diese edle Absicht schien meinen Cerberus zu rühren. Entblößt von allen Beobachtungsmitteln mußte ich ihm als ein völlig unverfänglicher Reisender vorkommen, um so mehr, als ich in meiner Tasche nach Kräften mit silbernen Rupien klimperte; mit einem hörbaren Ruck entschloß er sich, ließ mir sein auf S. 310 abgebildetes Tintenfläschchen in die Hand gleiten und folgte mir in weit respektvollerer Entfernung als gewöhnlich.

Als ich im Begriff war abzumarschieren, fuhr vor meinem Bungalo ein königlicher Wagen vor, in dem ich unbelästigt vom Straßenstaub lustig dahinrasseln konnte. Aber schon nach wenigen Stunden hatte das Vergnügen ein Ende, denn von Baladsch an war die Straße nur mangelhaft und endlich gar nicht mehr gepflastert.

Die auffallendste Erscheinung auf dem ganzen Wege war ein überlebensgroßes Wischnubild, das auf dem Boden eines Wasserbeckens lag, woraus in Zeiten der Dürre das Wasser abgelassen wird, um die Gottheit zu veranlassen, schleunigst für Regen zu sorgen. Am Rande dieses sonderbaren Götterbades lagerte eine überaus malerische Schar nepalischer Bergbewohner aus der Umgebung des Gosainthan, deren Häuptling einen jener sehr merkwürdigen tibetischen Alpenstöcke trug, die zugleich als Sonnenuhren dienen. Der Stock ist kantig und hat acht Längsseiten, auf denen die Namen der Monate und Stundenziffern in tibetischen Zeichen eingeschnitzt sind; an seinem oberen Ende befindet sich über jedem Längsstreifen ein Loch, in das ein kurzes Stäbchen hineingesteckt wird, aus dessen Schattenlänge am Stabe die Zeit abgelesen werden kann.

Ich hielt mich ziemlich lange bei diesen Leuten auf, um meinen Trägertrupp herankommen zu lassen und konnte bei dieser Gelegenheit noch einige Merkwürdigkeiten von den Leuten erstehen, eine Halskette aus Zähnen wilder Tiere und ein Armband aus Bronze mit Einlagen aus Blei und Kupferdraht, das dem Besitzer für einen heilkräftigen Talisman galt und von dem er sich deshalb gar nicht trennen wollte. Nachdem wir handelseinig geworden waren, mußte ich staunen, wie gleichgültig er gegen die Schmerzen war, die ihm das Auseinanderbiegen des um das Handgelenk geschmiedeten Ringes mit Hilfe eines Brecheisens machen mußte, aber nicht weniger wunderte ich mich über das mädchenhaft zierliche, schlanke Handgelenk dieses Mannes, der doch imstande war, eine Last von weit mehr als einem Zentner über Berg und Tal zu schleppen.

Armband eines Newarisklaven. 1/4.

Beim Hirtendorf Dschetpur schlug ich am Schluß des stets nordwärts gerichteten Tagesmarsches mein Zeltchen auf. In vollen Zügen konnte ich wieder alle die Freuden eines Himalaja-Biwaks genießen, die ich in meinen „Indischen Gletscherfahrten" zu oft ausführlich geschildert habe, um mich hier in Wiederholungen dieser mit Worten eigentlich gar nicht wiederzugebenden Eindrücke ergehen zu dürfen. Daß ich dabei keinerlei Notizen machen konnte, grämte mich wenig, denn ich betrachtete diesen Ausflug mehr wie eine Erholung nach meinen Arbeiten in Nepal als wie ein Studium.

Vor Tagesgrauen war ich wieder auf, um baldmöglichst den etwa dreitausend Meter hohen Rücken des Kukanni zu erreichen. Als ich mich ihm auf einem überaus holprigen Bergpfad näherte, bemerkte ich mit wachsenden Schrecken, daß sich in den Schluchten unaufhörlich schwere Wolkenmassen bildeten und als höchst unwillkommene dichte Vorhänge vor die Umgebung schoben; ich knirschte vor Unmut, denn ich konnte kaum noch auf einen deutlichen Anblick des höchsten Berges der Erde hoffen, und dies war für mich um so schmerzlicher, weil diesem Berge bislang noch kein Europäer näher gekommen ist, als mir dies vergönnt war.

Doch wie man einen Tag nicht eher loben soll, als bis auch sein Abend glückvoll verronnen ist, darf man auch nicht eher jammern, als bis wirklich gar keine Hilfe mehr möglich ist. Gewohnt, daß entstehende zarte Wolkengebilde im Gebirge sich stetig dichter um die Bergkuppen lagern, traute ich meinen Augen kaum, als der ganze wogende Wolkenschleier anfing, sich zu senken, so daß seine dicken Dampfballen nur die zu meinen Füßen gähnenden Täler von Liku, Taddi Kholas und das vom Trisulganga durchrauschte Tal von Noakot ausfüllten, die alle niedriger liegen, als das Hochtal des Bagmati, aus dem ich kam, mir dagegen allmählich den ganzen Umkreis von Hochgebirgsriesen enthüllten, der sich in einem Winkel von 120° von Nordost nach Nordwest um mich erstreckte. Zunächst wurden die Schneeberge im Westen sichtbar, der Yasa und Mutsiputra, dann der Dhaulagiri und der Gosainthan, die beide mehr als 26000 Fuß hoch sind, und dann sank auch zu meiner grenzenlosen Freude und

Gipfel des Gaurisankar-Everest,

des höchsten Berges der Erde, aus Westen (vom Kukanni in Nepal) gesehen. Im Vordergrund der Verfasser mit Newari-Sklaven.

Das Gosainthangebirge.

Überraschung die weiße Gardine vor dem Mittelpunkt dieses ganz unvergleichlichen Panoramas nieder, vor dem höchsten Gipfel der Erde, dem Gaurisankar-Everest! Schließlich grüßten auch die Firnhäupter des kolossalen Kanschendschunga und seiner erhabenen Nachbarn, des Kabru und des Jannu, zu mir herüber, denen ich von Sikhim aus, also ihrer östlichen Seite gegenüber, acht Jahre zuvor so nahe gewesen war, wie es aus ihren hier eingefügten Bildern hervorgeht.

Doch ebenso wie mein Weilen im Lande Nepal nur eine knapp zugemessene Vergünstigung war, schien auch dieser überwältigende, ans Märchenhafte streifende Eindruck nur von kurzer Dauer sein zu sollen. Ein bedrohliches Emporwallen der mich wie ein Meer von Watte umlagernden Nebelmassen sagte mir, daß dies Zauberbild nur noch wenige Augenblicke verweilen und dann für mich auf immer verschwinden würde. Meine Gedanken fingen an, miteinander zu kämpfen; in der Befürchtung, daß mein Wächter sich wie ein hartherziger Tyrann benehmen und es nicht zulassen würde, die Schneeberge aufzunehmen, gebrauchte ich die Kriegslist, ihn selbst, jedoch ohne daß er es wußte, die kritische Aufnahme machen zu lassen, die jetzt diesem Buche zum Schmuck dient.

Kanschendschunga, aus Osten gesehen.

Ich wußte, wie begierig der Mann war, selbst einmal den Gummiball drücken und dadurch den Verschluß des Objektives auslösen zu dürfen. Diesen Wissensdrang benutzte ich und postierte einige männliche und weibliche Kulis vor den Apparat, den ich aber vorher auf die hinter der Gruppe aufragenden Gipfel der Gaurisankar-Everest-Gruppe eingestellt hatte; nachdem ich dann

meinem staunenden Hüter das Bild der Leute auf der Mattscheibe gezeigt hatte, begab ich mich selbst zwischen sie und winkte ihm; mit Inbrunst drückte er auf den Gummiball und bannte dadurch die Lichtstrahlen, die der Gaurisankar-Everest ausstrahlte, auf meine Platte, und mit ironischer Verbeugung dankte ich meinem Gehilfen für die hübsche Gruppe seiner Landsleute, die er gemacht hätte. Als er sich dann einen Augenblick entfernte, drehte ich den Apparat weiter westlich, um auch die dort sichtbaren Grenzgebirge zu photographieren; freilich habe ich den Argwohn, daß der Mann später heimlich die Kassette aufgezogen hat, um sich zu überführen, daß sich kein Bild darauf befände, denn die Platte belegte sich beim späteren Entwickeln mit einem Schleier, und nur durch allerlei chemische Kunstgriffe war es mir möglich, das verdorbene Bild wieder herzustellen.

Mit einem heiteren und einem nassen Auge nahm ich bei dem unaufhaltsamen weiteren Emporwogen der Wolken von dem großartigsten Gebirgsbilde der Erde Abschied. Wie ein leiser Spott erschien es mir, daß diese Wiederverhüllung bei dem Grenzgebirge zwischen Nepal und Sikhim anfing, dessen Photographieren von seinem jenseitigen, d. h. östlichen Abfall aus mir im bitterkalten November 1890 so viele Mühen gemacht hatte.

Über den Namen dieses höchsten Berges der Erde hat sich unter den Fachgelehrten ein ziemlich lebhafter Streit entsponnen. Herr Regierungsrat Dr. Emil Schlagintweit, ein Bruder des berühmten Indienforschers und wohl die maßgebendste Autorität hierfür, äußert sich über diese Frage in Petermanns geographischen Mitteilungen (1901, Heft II) folgendermaßen:

„Gegenüber den Einwendungen, welche seiner Zeit gegen die Einführung und Beibehaltung von Gaurisankar erhoben worden waren, bin ich für den Gebrauch dieses Namens eingetreten, und jetzt bin ich in der Lage, die Berechtigung hierzu auch gegen den neuesten Versuch zu erweisen, den indischen Namen durch einen tibetischen zu ersetzen.

An tibetischen Namen für Everest sind seither bekannt geworden:

1. Chomo Kankar, genauer Jomo gangs dkar. Diesen Namen bringt zuerst Sarat Chander Das, der verkleidet als Pandit 1881/82 im Auftrag des indischen Vermessungsamtes nach Lhasa reiste und jetzt die Stellung eines Regierungsdolmetsch für Tibetisch einnimmt.

Die Offiziere der indischen Trigonometrical Survey hatten von der Mitteilung ihres Pandits wenig Notiz genommen, weil die Angabe doch unbestimmt war; man neigte dazu, in Chomo den Peak Nr. XIII, auch Makalu genannt, zu erkennen.

Der Name Jomo gangs dkar ist durchaus tibetisch und bedeutet wörtlich ‚Herrin des weißen Schnees', übertragen ‚Göttin des Schneelandes Tibet'. Tibet heißt in der Literatur das Schneeland, und Jomo wird Prinzessinnen, dann Verkörperungen von Göttinnen in gütiger Form als Anrede gegeben. Die weiße Târâ, eine nepalesische Prinzessin, ist die verehrteste Königin und zugleich Göttin des Landes Tibet; sie nimmt verschiedene Formen an und hat

Kabru-Gebirge

auf der Grenze zwiſchen Nepal und Sikhim, aus Oſten geſehen; Höhe 24,015 engl. Fuß = 7319,77 Meter.

beim Auftreten als gütiges Wesen auch die Gattin Civas, die Gauri, in das buddhistische Pantheon eingeführt. So deckt sich der tibetische Name von Waddell im ersten Teil mit der indischen Bezeichnung Gauri-sankar, und dieses ist überaus wertvoll, mag nun Jomo-Kangkar dem höchsten oder einem weniger hohen Gipfel der Mount Everest-Gebirgsgruppe zukommen.

Rätselhaft bleibt noch Schreibart und Bedeutung des Namens der ganzen Everest-Gaurisankarbergkette, der als Labai, Labchi, Labchyi mit dem Zusatz kang, d. i. gangs, Eis, gegeben wurde. Die Auflösungen und Übersetzungen von Waddell sind unannehmbar. Ich wandte mich deshalb an S. C. Das in Dardschiling; derselbe konnte aber noch keinen ortskundigen, gelehrten Mönch (Lama) finden, der die Niederschrift zu geben imstande war, und welche Unsicherheiten mangels jeglicher Unterlage dem Versuch der eigenen Auflösung sich entgegenstellen, mag zeigen, daß allein der Silbe chi in der Literatursprache 16 Gruppen entsprechen, von denen jedes Wort seine eigene Bedeutung hat.

2. Tserinŋ chenya, Dsering ghina, genauer Thse ring mched luga.

Der Name ist Tse ring mched ma zu schreiben, er bedeutet „die langes Leben spendenden fünf Schwestern" und hängt zusammen mit der Lebensgeschichte des buddhistischen Heiligen Mila.

Im Alter wurde Mila im Hochland von Dingri am Nordabhang unseres Gebirgsabschnittes, im „Lab ei" Gebirge, seßhaft und starb bei Chubar auf der nepalesischen Seite des Gebirges in einer Höhle. Seine Bannungen der bösen Geister trugen ihm das Ansehen eines Heiligen ein; als Schutzgott (Yi-dam) erfreute er sich der Hilfe des Gottes Kuvera (tibetisch: r Ham thos sras) und seiner 12 Dienerinnen, Göttinnen der Erde, die in drei Gruppen zu je vier sich gliedern, mit Ekajata (tibetisch: Naleigma) als Führerin, die wieder als eine Abart von Tara (Gauri) gilt. Insbesondere hatte Mila die dritte Gruppe dieser Helferinnen an seiner Seite, und diese befleißigten sich, ihren Herrn bei langem Leben zu erhalten. So ist den vier Lebensspenderinnen im Dienste von Mila und ihrer Führerin nach dem Tode ihres Meisters die Ehre zu teil geworden, Wohnungen in der Nähe der Höhle, in welcher ihr Herr seine Lebenstage beschlossen hatte, in den diese umgebenden, weithin sichtbaren Gipfeln angewiesen zu erhalten. Der Name Tserinŋ chenya wurde in der Literatur Bezeichnung der Gebirgskette Labei und dann Name des höchsten Gipfels in diesem Gebirgsmassiv.

Es war meinerseits als Vertreter der Arbeiten meiner Brüder der Gebrauch von Everest nicht verworfen, sondern nur vorgeschlagen worden, ihn mit einem Eingebornennamen und zwar Gaurisankar zu verbinden. An diesem Namen halte ich auch jetzt fest, weil dessen Gebrauch wiederholt erwiesen ist und ein fester Beweis, daß Jomo kang kar als Bezeichnung der obersten Spitze gebraucht wird, nicht erbracht wurde, dies vielmehr nicht einmal wahrscheinlich ist. Den Anschauungen der Indier, wie der Tibeter über die höchsten Berggipfel als Wohnsitze der obersten Götter entsprechen der indische wie die tibetischen Namen. Es empfiehlt sich aber immer, an Stelle tibetischer Namen,

die nach den Schwierigkeiten in der Aussprache wie in der Schreibart den polnischen Namen anzureihen sind, indische Namen zu gebrauchen, wo solche zu haben sind, weil sich diese nach Wohllaut und leichter Darstellung ihrer Bedeutung besser zur Wiederholung wie Einprägung eignen, als die schwerfälligen tibetischen Bezeichnungen. Hierin stimmen alle Mitarbeiter in der Erforschung der tibetischen Literatur überein: Grünwedel in seiner Mythologie (Anm. 4 p. 41) und S. C. Das brieflich; derselbe schreibt: „Ich und die ganze Hindubevölkerung werden uns über die allgemeine Einführung und Anerkennung des Namens Gaurisankar an Stelle aller sonstigen Namen freuen, Gauri wie Cankara sind zwei Worte, aber eins im Begriff: Prakriti und

Gaurisankar-Everest, der höchste Berg der Erde, von Ost (aus Sikhim) gesehen.

Purusha, Natur und Geist, gedacht als ein göttliches Wesen, begleitet von seiner weiblichen Kraft (Cakti).

Ich habe deswegen als das Ergebnis meiner Untersuchungen den Vorschlag zu erneuern, für den höchsten Berg der Gebirgsgruppe in Frage den Namen Gaurisankar-Everest beizubehalten."

Angesichts der bereits in allen geographischen Kreisen und Werken eingebürgerten beiden Namen halte auch ich diesen Vorschlag, beide miteinander zu verquicken, für ebenso praktisch und unparteiisch, wie z. B. bei der Benennung des Viktoria-Nyanza-Sees in Afrika, doch muß ich mich, weil ich ja weder Geograph noch Orientalist zu sein den Vorzug habe, in dieser Angelegenheit einer Meinungsäußerung enthalten; ich darf jedoch nicht verhehlen, daß ich die Gelegenheit nicht verabsäumt habe, wenigstens einen Versuch zu machen, mein Scherf-

lein zur Lösung dieses Problems beizusteuern. Ich bat mir nämlich von meinem schriftgelehrten Aufpasser mein Notizbuch aus, skizzierte darin die Kontur des Gaurisankar-Evereſt und bat ihn, mir die im nepalisch-tibetischen Grenzgebiet landläufigen Namen der höchsten Spitzen darüber zu schreiben.

Dem gestrengen Herrn Feldwebel schien keineswegs klar zu sein, was ich mit diesem Ersuchen bezweckte, zumal unsere Verständigung bei meiner sehr geringen Kenntnis seiner Landessprache manche Schwierigkeit hatte und nur durch Mithilfe von etwas Hindustanisch zu erreichen war. Soviel ich aus

Gaurisankar-Evereſt, der höchste Berg der Erde, von West (aus Nepal) gesehen.

seinem Wortschwall und bei seiner undeutlichen, schnarchenden und stotternden Redeweise heraushören konnte, nannte er den Gipfel nach langer Beratung mit den Newari-Kulis mit einem Namen, der wie Ram Lotsumo Parhar klang; jedem, der die Aussprachsschwierigkeiten tibetischer Dialekte kennt, wird es nicht unmöglich erscheinen, daß mir in dem Lotsumo Parhar eine verstümmelte Form des tibetischen Namens Chomo Kankar vorgestellt worden ist, und ich gebe auch gern zu, daß ich das mir bekannte Wort Parhar, das Berg bedeutet, vielleicht deutlicher herausgehört habe als es gesprochen wurde. Die Hieroglyphen des Schreibers harren aber noch ihrer Enträtselung, da alle von mir bisher angerufenen Linguistenautoritäten erst wenige dieser Charaktere entziffern konnten. —

Ich konnte dieses Werk, das keinerlei Ansprüche auf Vollständigkeit erhebt, wohl kaum mit einem großartigeren Gegenstande beenden, als mit der Wiedergabe der mir zu teil gewordenen Eindrücke des gewaltigsten Bergriesen unserer Erde, dem sowohl von Ost wie von West so nahe gekommen zu sein bisher noch keinem anderen europäischen Reisenden vergönnt gewesen ist. Durch die beiden Ansichten dieser Gebirgsgruppe von zwei entgegengesetzten Seiten bin ich in der Lage, auch meinerseits einiges Material zu dem Problem oder Versteckspiel dieses merkwürdigen Gipfels beizusteuern, der sich für viele ferner liegende Standpunkte ganz oder teilweise hinter der Berg XIII oder Makalu genannten Spitze verbirgt. So unsäglich genußreich für mich aber die Erinnerungen an diese unvergleichlichen Naturschauspiele auch sind, betrachte ich sie doch nur als eine Folge zahlreicher Glückszufälle; ein wahres Gefühl des Stolzes durchpulst mich jedoch beim Anblick der stattlichen Bilderreihen, durch die ich meine Beobachtungen nicht nur mir zur stillen Freude, sondern auch anderen zum bleibenden Nutzen festzuhalten vermocht habe.

Kumaonbewohner; das mit einem Nasenring geschmückte Mädchen trägt den Lastkorb an einem Stirnbande.

Es wäre undankbar, meine Plaudereien über das „verschlossene Land" Nepal abzubrechen, ohne noch eine Überraschung zu erwähnen, die mir den Abschied von Nepal versüßte. Als ich bereits auf dem Rückwege von Katmandu nach dem Tschandragiripasse war, begegnete ich einem Manne, der mit seiner durch einen riesigen Nasenring geschmückten Tochter aus dem früher zu Nepal gehörigen Alpenlande Kumaon kam, wo ich dasselbe Paar bereits bei meiner ersten Himalaja-Reise getroffen und photographiert hatte. Wie ich gerade im Begriff stand, diesem Hirten seine Lota abzukaufen, weil ich sie in der Freude des Wiedersehens aus Versehen berührt und dadurch für seine ferneren rituellen Waschungen und Güsse unbrauchbar gemacht hatte, kam mir ein Adjutant des derzeitigen Staatslenkers Deb Schumscher nachgesprengt, um mir ein herrliches, schwer mit Silberverzierungen beschlagenes nepalisches Kukrischwert als Scheide-

Die entweihte Lota. 1/7.

gruß und wohl auch als Zeichen einzuhändigen, daß ich mir durch mein Verhalten die Gunst der hohen nepalischen Herrschaften nicht verscherzt hatte. Bei der sprichwörtlichen Sparsamkeit der nepalischen Fürsten muß ich dieses Andenken an das „verschlossene Land" ganz besonders hoch in Ehren zu halten suchen! —

Mit wehmutsvoller Freude schließe ich diese Mitteilungen: mit Freude über das, was ich mitteilen konnte, mit Wehmut wegen des vielen, wofür ich nicht die geeigneten Worte zu finden vermochte, oder was hier nicht am Platze wäre. Das eine aber fühle ich, je länger ich lebe und je mehr ich von der Welt kennen lerne, mit immer wachsender Wärme: so reichgesegnet jene Länder in der Nähe des Wendekreises und Äquators unserem erstaunten Auge auch erscheinen mögen, läßt sich doch für uns Kinder einer maßvolleren Zone tatsächlich auf der Welt kein Land finden, wo sich Licht und Schatten in so freundlichem Wechsel ausgleichen, wo alle Zustände der Natur wie der Kultur das Dasein so erträglich machen, wo Recht und Ordnung und Freiheit jedem ein so reiches Maß von Segnungen spenden wie das Stückchen des Erdballs, das wir Deutschen mit mehr Stolz als wir ihn gewöhnlich zur Schau tragen unser Heimatland nennen können! Nur an uns liegt es, wenn wir, unserer ernsten Pflichten vergessend, niedrigen Gesinnungen nachgeben und uns zu einem unzufriedenen Schwächlingsgeschlecht herabwürdigen. Möge nie ein Deutscher den Mut verlieren, an der Hebung berechtigten Nationalgefühls mitzuarbeiten und zu bekämpfen, was die unserem Volke in die Wiege gelegten Gaben vergiften und verkümmern kann! Wohl dem Deutschen, der frei und offen mit dem Helden in Grabbes „Don Juan und Faust" zu bekennen wagt:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei, die Fremde vorzuziehn! —
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre!
O Deutschland! Vaterland! Die Träne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme!" —

Abschiedsgabe des Durbars von Nepal
an den Verfasser. 1/12.